

Die Neue Gesellschaft

Herausgegeben für
die Friedrich-Ebert-Stiftung von

Holger Börner
Klaus Harpprecht
Johannes Rau
Carola Stern
Hans-Jochen Vogel

Frankfurter Hefte

Redaktion

Peter Glotz
(Chefredakteur)
Norbert Seitz
(verantwortlich)
Linda Pieper
(Volontariat)
Christian Jürgens
(Thema + Kritik)

Redaktionskreis

Klaus Bloemer
Tilman Fichter
Eve-Marie Kallen
Christine Pries
Hans-Joachim Schabedoth
Uli Schöler
Johano Strasser

Redaktionsbeirat

Frank Benseler
Jürgen Burckhardt
Gottfried Erb
Iring Fetscher
Horst von Gizycki
Martin Greiffenhagen
Norbert Greinacher
Reimut Jochimsen
Tomas Kosta
Ferdinand W. Menne
Thomas Meyer
Susanne Miller
Peter von Oertzen
Richard Schröder
Wolfgang Thierse
Christoph Zöpel

6¹⁹⁹⁶
43. Jahrgang

Inhalt

483 Editorial

Aktuelles

485 ROLF UESSELER
Telekratie am Ende?

488 JÜRGEN BUSCHE
Die Freiheit, einmal Nein zu sagen

491 WALTER RIESTER
Auseinandersetzung um den
Flächentarifvertrag

Thema: Die Zukunft der fünf Sinne

Die fünf Sinne

494 GESPRÄCH MIT BERND BUSCH
»Körper werden möglicherweise
unwichtiger«

501 MICHEL SERRES
Signatur

506 MICHAEL SCHÖDLBAUER
Perspektiven der Sinne

Tasten

511 HARTMUT BÖHME
Plädoyer für das Niedrige

Sehen

517 DIETMAR KAMPER
Die Enttäuschung des Sehens

Hören

522 MICHAEL KÖHLER
Das Ver-hör.
Über moderne Ohrempfängnis

Schmecken

526 MARTIN SCHIERBAUM
Delikatessen und die »Cultur des
moralischen Gefühls«

Riechen

532 GESPRÄCH MIT
DIOTIMA VON KEMPSKI
»Das Riechen ist unser letztes
Warnsignal«

Kontrovers

537 FREIMUT DUVE
Eine Replik auf das
Postjugoslawien-Heft

Hommage

541 REGIS DEBRAY
Erinnerung an
François Mitterrand (II)

Kultur und Philosophie

545 MEINHARD RAUCHENSTEINER
Zur Wiener Ausstellung
»mäßig und gefräßig«

547 DETLEF HORSTER
Charles Taylor – Portrait eines
politischen Philosophen

552 ROLAND H. WIEGENSTEIN
Kunst als Ereignis

555 FRITZ GÖTTLER
Filmforum

557 THOMAS KREUDER
Zeitschriftenrundschau

Kritik

561 VINCENT KLINK
Das Kochbuch der Kohls

563 KAROLINE HILLE
Christoph Zuschlag
über »Entartete Kunst«

566 SUSANNE MILLER
Die drei Exile des Erich Lewinski

567 RAINER BONAR
Ohne Einsicht:
Ralf Bachmanns Erinnerungen

568 STEPHAN KRASS
Gesellschaftsspiel mit Abseits-
falle

570 HANS-JOACHIM SCHIABEDOTH
Immer in Bewegung

572 WIELAND FREUND
Neue Bücher:
Aufnahmen – Essen Hören Lesen

576 Zu den Autorinnen und Autoren

576 Impressum

Titelfoto: »Bücherklo«, Österr. Museum für ange-
wandte Kunst

Die Republik steht vor den härtesten sozialen Konflikten seit Jahrzehnten; worum es – unter anderem – geht, sagt die Analyse des stellvertretenden Vorsitzenden der Industriegewerkschaft Metall, Walter Riester, zum Flächentarifvertrag in diesem Heft. Wird der deutsche Sozialstaat geknackt?

Es kann inzwischen nicht mehr bezweifelt werden, daß das jedenfalls die Absicht einiger Wirtschaftsverbände und vieler Unternehmer ist. Anders wäre die rigorose und durch nichts zu besänftigende Kampagne gegen den *Standort Deutschland* nicht zu verstehen. Seit 1979 sind in Deutschland die Unternehmensgewinne – netto – um neunzig Prozent, die Arbeitseinkommen um sechs Prozent gestiegen. Die Unternehmenssteuern sind geringer als seit langem. Eine Reihe unserer Großunternehmen bezahlt in Deutschland eine geringere Summe an Steuern, als sie staatliche Technologieförderungen bekommen. Die Deutsche Bank verrechnet ihr 13. und 14. Monatsgehalt ungeniert als »Lohnnebenkosten«; kein Wunder, daß alle Welt das Sozialversicherungssystem für im Kern verrotten hält. Die Stoßrichtung ist klar: Benutzen wir die – objektiven – Zwänge der Globalisierung, um der Idee des Sozialstaats ihre Legitimation zu nehmen. Jetzt oder nie.

Was das bedeutet, hat Ethan B. Kapstein in *FORREIGN AFFAIRS* sehr klar analysiert: Die Aufkündigung des nach dem Zweiten Weltkrieg geschlossenen Bündnisses zwischen Staat und Arbeiterschaft. In den wegen ihrer Wirtschaftspolitik viel gerühmten Vereinigten Staaten sanken – nach Kapstein – die Stundenlöhne für einfache Arbeiten zwischen 1973 und 1993 von 11,85 Dollar auf 8,64 Dollar. Wohin dieser Prozeß führt, kann man sich an den Fingern einer Hand abzählen: Zu erbitterten Klassenkämpfen. Sollte man in Deutschland mit der Zerschlagung der Scharniere – der Flächentarifvertrag ist ein solches Scharnier – erfolgreich sein, müssen sich alle auf lebhaftere Jahre einstellen.

Die Juni-Ausgabe treibt eine Debatte weiter, die wir in zwei Medienheften in den vorigen Jahren begonnen haben: Was geschieht in der Welt der digitalen Kommunika-

tionsapparate mit unserer Wahrnehmung? Das ist die Frage nach der Zukunft unserer fünf Sinne. Verfeinerung? Reizüberflutung? Können wir uns in der »Flut« der Informationen – verräterische Sprache: Asylantenflut, Reizüberflutung – noch gut genug orientieren? Entstehen neue Freiheiten oder neue Freiheitsverluste? Entwickelt sich ein neues Welterlebnis? Michel Serres behauptet, das Gedächtnis werde auf externe Datenspeicher verlagert, der Wahrheitsbezug ginge an die Mathematik über, der kommunikative Bezug an die Massenmedien. Ist das die übliche europäische Kulturkritik? Oder entwickelt sich wirklich ein Paradigmenwechsel, bei dem die »physische und psychische Integrität des Menschen umorganisiert« wird? (*Busch*)

Wir wünschen uns Leser, die diese Fragen aus den verdunkelnden Sprachspielen lösen. Derzeit ist high life in der kommunikationsphilosophischen Szene. Es gibt alles: Computer-Scharlatane, die die Mutation der Menschheit verkünden, Kulturkritiker, die ihren Haß auf die ordinären Bedürfnisse der Massen ausleben, coole Abzocker, die kleinen Mittelständlern sauteure Investitionen aufschwätzen. Wir bitten um popperianische Respektlosigkeit.

Übrigens haben uns manche Anfragen, Ermutigungen und kritische Einwände erreicht, die sich auf die Selbstverständnisdebatte im »Jubiläumsheft« bezogen. Manch einer lobte uns: Die *FRANKFURTER HEFTE* hätten den Partei-Diskurs der Sozialdemokratie gesprengt, seien ein offener Sprechsaal der libertären Öffentlichkeit geworden. Aber noch nicht genug, riefen andere – und sahen sinistre Funktionäre, die freiheitsdurstige Redakteure und Autoren disziplinieren wollten. So ist es nicht. Dieses Blatt will nur seinen unterschiedlichen Traditionen gerecht werden, der sozialpolitisch-gesellschaftstheoretischen genauso wie der kulturwissenschaftlich-ästhetischen. An Vätern und Müttern sind diese Traditionen kaum noch festzumachen, weder an Dirks und Kogon, noch gar an Heinrich und Lilly Braun, Hilferding oder gar Kautsky. Denn die Zeitschrift geht mit der Zeit – oder sie stirbt. Wir führen die Debatte weiter: In Heft 7 mit Beiträgen von Tilman Fichter, Norbert Seitz und Christine Pries.

Peter Glotz



»Für den Körper. Für die Sinne«, Naomi Campbell in einer Werbekampagne von TRIUMPH INTERNATIONAL.

Foto: Werner Bokelberg/Triumph

ROLF UESSELER

Telekratie am Ende?

Italiens Linke besiegt Berlusconi

Der 21. April 1996 wird in die Annalen der italienischen Geschichte eingehen. Zum ersten Mal in den fünfzig Jahren nach dem Krieg gelangt die Linke an die Regierung, und zum ersten Mal seit Bestehen des Nationalstaats Italien nimmt die arbeitende Bevölkerung dieses Landes an der Macht teil. Grund genug, um das Ergebnis dieser Wahlen als historisches Ereignis zu bewerten.

Der Wahlsieg des Mitte-Links-Bündnisses gegen einen Gegner, der aus Telekratie (Berlusconi FORZA ITALIA), Post-Faschismus (Finis ALLEANZA NAZIONALE) und sezionistischem Populismus (Bossis LEGA NORD) bestand, ist nicht nur ein geschichtliches Datum für das Land, sondern weist weit über die eigenen Grenzen hinaus. Zu Unrecht hat die Medienöffentlichkeit (aber haben auch die politischen Vertreter) im Ausland kaum Kenntnis von der Bedeutung dieses Ereignisses genommen. Anders als beim Wahlsieg Mitterrands im Mai 1981 in Frankreich war die Wende nach links in Italien wohl nicht spektakulär genug, aber wahrscheinlich überwog die Unkenntnis über dieses Land und die eigene Unsicherheit, um das Geschehene richtig einordnen zu können. Über die Konsequenzen dieser Wende für Europa wird ebenso noch gesprochen werden müssen.

»Medialer Peronismus«

Festzuhalten ist hier nur, daß die italienischen BürgerInnen mit ihrem Votum einige wesentliche Zeichen gesetzt haben. Sie haben nicht nur das Rechts-Bündnis, das sie noch vor zwei Jahren (!) zu Triumphmärschen beflügelt hatte, in die Schranken gewiesen, und sie haben nicht nur einem Medienzaren die Grenzen der Führungsmacht des Fernsehens und des politischen Marketing vor Augen geführt, sondern sie haben sich in ihrer Mehrheit für ein politisches Konzept ausgesprochen, das den Namen »Solidargemeinschaft« trägt. Der Traum Berlusconi und des rechten »Pols der Freiheit« von der Befreiung (Entfesselung) des Individuums, die gewissermaßen automatisch zum höheren Wohl der ganzen Gesellschaft beiträgt, ist vorerst ausgeträumt. Wesentlich mehr ItalienerInnen als bei den Wahlen vor

zwei Jahren haben eingesehen, daß eine solche ökonomisch (liberalistisch) inspirierte Konzeption in der Politik nur zu Spannungen, Krisen, kurz, zum Nachteil all derer ausfällt, die nicht sowieso schon zu den Privilegierten und Starken gehören.

Nach dem Wahlsieg Berlusconi vor zwei Jahren sprachen nicht nur Intellektuellenkreise in Europa von der anbrechenden »Telekratie«, Alain Minc glaubte mit Blick auf Italien in seinem im letzten Jahr erschienenen Buch verallgemeinernd feststellen zu können, daß die modernen Meinungsdemokratien dem geringsten populistischen Schub ausgeliefert seien und von einer kollektiven Gefühlsaufwallung zur anderen stolpern. Und er fährt fort: »Eigenartigerweise erhebt der Peronismus sich erneut wie Phönix aus der Asche; vor Ort, aber auch in Kontinentaleuropa, Ost wie West. Was stellen die Berlusconi denn anderes dar als einen medialen Peronismus, in dem die Medien die einst dem Militär vorbehaltene Rolle spielen?«

Der »mediale Peronismus« à la Berlusconi wurde von den BürgerInnen Italiens bei den jetzigen Wahlen besiegt. Die Reichweite der Telekratie, der Verschmelzung von politischer und Medienmacht, hat sich in Italien als begrenzt erwiesen – ungeachtet der Tatsache, daß Berlusconi faktisch über den gesamten Fernsehsektor verfügte und gleichzeitig sowohl Führer der stärksten Partei wie der relativen Mehrheit im Parlament war. Der »Medienpopulismus« konnte weder verhindern, daß Berlusconi als Regierungschef gestürzt wurde, noch konnte er seine Rückkehr an die Macht garantieren. Der »mediale Peronismus« (Minc) verdeckte mit seiner Show-Seite eher die Substanz, der er möglicherweise seinen Erfolg verdankte. Auf die damit zusammenhängende Problematik des Verhältnisses von Recht und Politik soll hier nicht eingegangen, sondern nur die Frage gestellt werden, ob die Telekratie damit am Ende ist? Handelte es sich nur um ein kurzes, isoliertes Zwischenspiel in der Geschichte, oder welche Gründe haben u. a. eine Rolle gespielt, damit der telekratische Populismus dieses Mal nicht funktionierte?

Sicherlich war es nicht die mediale Stärke des Mitte-Links-Bündnisses (des ULIVO, des

Olivenbaums unter Führung von Romano Prodi und Walter Veltroni), die zur Niederlage des rechten »Pols der Freiheit« geführt hat. Eher war es so, daß trotz der vielen medialen Schwachstellen, die auch dieser Wahlkampf der Linken aufwies, ihre positiven Botschaften vermittelt werden konnten. Vor allem waren dies der Appell an die Einheit des Landes und an die gemeinsame Aufgabe eines zu erreichenden wirtschaftlichen Aufschwungs, die Aussicht auf eine stabile Regierung, die zum ersten Mal nach kaum noch erinnerlichen Zeiten fünf Jahre halten soll, sowie die sich zu eigen gemachte Forderung aus breiten Teilen der Bevölkerung, den Sozialstaat nicht durch Streichungen, sondern durch Verbesserungen im sozialen Netz wieder flottzumachen.

Die Gründe für den Wahlsieg der einen sind nicht deckungsgleich mit den Ursachen für die Niederlage der anderen. Die Stärken von Berlusconi vor zwei Jahren erfolgreich lanciertem Modell waren auch gleichzeitig seine heutigen Schwächen. Sicher ist, daß ein Medienkonzern – vor allem bei Monopol- oder Oligopolstellungen – extrem geeignet ist, erfolgreich eine Partei in der Öffentlichkeit zu lancieren. Einerseits, weil er aufgrund der für ihn lebensnotwendigen Werbeakquisition über ein Instrumentarium der landesweiten kapillaren Vernetzung verfügt, und weil er sich andererseits mit erfolgreichen Verkaufsmethoden an das gleiche Publikum wenden muß wie die Politik. Zwar ist das Fernsehen nicht in allen Belangen anderen Massenmedien bei der Propagierung von Waren überlegen (und zu einer Ware ist heute weitgehend auch die Politik geworden, auch wenn viele in der Linken dies immer noch nicht ganz wahrhaben wollen), aber für das TV spricht ihre enorme Reichweite, eben die Tatsache, daß eine bestimmte Nachricht zu einem festgelegten Zeitpunkt gleichzeitig Millionen potentieller »Kunden« erreicht. Um diese heterogene Personenmenge (also keine »Masse«) mit einer Botschaft zu erreichen, muß es deren kleinsten gemeinsamen Nenner finden und treffen. Dieser kann nur allgemein und zumeist nur plakativ sein. Um überhaupt Aufmerksamkeit zu wecken, d. h. um sich gegen die anderen, im TV erst einmal unterschiedslos gleichen, Botschaften durchzusetzen, muß sie Besonderheiten aufweisen. Das menschliche Sehen, vor allem auf dem Bildschirm, reagiert dabei eher auf die spektakuläre Form denn auf den brisanten, vor allem verbalen, Inhalt; was neu ist, zieht Aufmerksamkeit auf sich, was alt/bekannt ist, wird schwerer wahrgenommen. Ein neues Produkt hat es, ansprechend gestylt und überzeugend verpackt, auf dem Wählermarkt, der

durch das TV erreicht wird, leichter, sich durchzusetzen, als eine hergebrachte Ware, von der man hinsichtlich ihrer Gebrauchseigenschaften auch schon die Schwächen kennt.

Es war also nicht verwunderlich, daß Berlusconi 1994 so großen Anklang beim Fernseh- und Wählerpublikum fand; er verkörperte das Neue und wollte das Alte beseitigen, dessen die ItalienerInnen – mit gutem Grund – überdrüssig waren. Doch für das Neue von gestern gilt heute, was für das Alte von gestern gegolten hatte: Es ist nicht mehr so attraktiv, und seine Schwachpunkte kennt man mittlerweile auch. Der damals versprochene frische Wind war im Frühling '96 schon verbrauchte Luft; und statt ein neues »Modell« auf den Wählermarkt zu werfen, versuchte er es noch einmal mit dem alten – wenn auch leicht verbessert. Das mußte schiefgehen und ging auch schief; Berlusconi schlug sich mit seiner eigenen Idee und seiner eigenen Taktik.

Gründe für das Scheitern

Vor allem vier Punkte waren es, die maßgeblich zum Scheitern von Berlusconis telekratischem Ansatz beigetragen haben. Der *erste* betrifft seine verfehlte Strategie beim politischen Marketing. Sein Stab glaubte bei der Zielgruppenanalyse, die ideologisch wie interessenmäßig an den rechten Pol gebundenen »Politikkonsumenten« weitgehend vernachlässigen zu können. Bei der Konsumgüterwerbung kennt man jedoch den Grundsatz, daß ohne Erinnerungswerbung einem früher oder später auch die treuesten Kunden der eigenen Markenartikel weglaufen, auch wenn man deren Produkteigenschaften zwischenzeitlich verbessert hat. Als Indikator für diesen Sachverhalt sei nur der enorme Verlust von Akzeptanz der FORZA ITALIA bei der Masse der Hausfrauen angeführt. Ihr Weltbild wurde bei den jetzigen Wahlen zu wenig beachtet und ihre Ideale mit positiven Botschaften zu wenig bedient. Ein weiterer Fehler war, daß die Multiplikatoren im Territorium vernachlässigt wurden. Zwar gab es keine Konkurrenz, die auf dem rechten Territorium gewildert hätte, oder gar konkurrierende Produkte seitens der linken Mitte, aber auf diese Weise blieb auch die Sogwirkung auf die »Unentschlossenen« aus, von denen es bis zum Urnengang noch extrem viele gab waren und deren Anteil in manchen Gegenden bei über zwanzig Prozent lag. Mehr als statistisch zu erwarten war, ging so ans »gegnerische Lager« des ULIVO verloren.

Der *zweite* Punkt betrifft die Palette der Politikprodukte, die zur Wahl angeboten wur-

den. Anders als 1994, als Berlusconi noch sein gesamtes Warenangebot – von den einfachsten Auslagen in Werbespots bis zu komplexen Programmpunkten beispielsweise in der Wirtschaftspolitik penibel von Anfang bis Ende, vom Inhalt/Botschaft bis zur Form/Verpackung entlang repräsentativer Samples durch *pilot-groups* durchtesten ließ, vertraute er diesmal weitgehend auf eingeführte Produkte und paßte sie nur den veränderten Zeitläuften an. Dieser Fehler wog doppelt schwer, weil in der Zwischenzeit die politische Konkurrenz nicht geschlafen hatte, diese Produkte auseinandergepflückt und sie teilweise als »Mogelpackungen« entlarvt hatte. Sie nicht vom Markt genommen, sie nicht durch neue, z. B. aus dem Bereich der Steuergesetzgebung, ersetzt zu haben, kostete ihn allein in Norditalien rund zwanzig Abgeordnete. Diese verlor er nur deshalb an die Mitte-Links-Konkurrenz, weil ein großer Teil sich den akzeptableren/radikaleren Vorschlägen der LEGA zuwandte, die absolute Mehrheit des Mitte-Rechts-Lagers sich auf diese Weise splittete und mit einer dadurch gewonnenen relativen Mehrheit als lachender Dritter der ULIVO hervorging.

Der *dritte* Punkt hat mit einer Tatsache zu tun, die man als »Tandem-Komplex« bezeichnen könnte. Nach dem Wahlsieg '94 hatte sich die mangelnde Organisation und Vernetztheit der Medien-Partei FORZA ITALIA bei den Auseinandersetzungen in den politischen Arenen von Parlament und Staatsapparat gegenüber herkömmlichen Parteien als gravierender Mangel erwiesen. So war es quasi eine natürliche Entwicklung, daß Berlusconi sich in den letzten zwei Jahren immer mehr an den Post-Faschisten Fini und seine zahlenmäßig kleinere, aber in jahrzehntelangen institutionellen Kämpfen gestählte Kaderpartei ALLEANZA NAZIONALE band, die auch in der Besetzung von Machtpositionen wesentlich effizienter arbeitete als FORZA ITALIA. Das Tandem Berlusconi/Fini gewann auf der politischen Bühne enorm an Stärke, obwohl es



Romano Prodi: Positive Botschaften verhallen zum Wahlsieg

Foto: dpa

die Regierungsgänter verloren hatte. Doch was das Tandem an Durchschlagskraft auf der Machtebene im letzten Jahr hinzugewann, verlor es an Anziehungskraft auf der Wählerebene. Die relative Verschiebung des Schwerpunktes von der Medien- auf die Kader-Partei in dieser Zeit hatte entscheidende negative Effekte auf die Außenwirkung des Politikverkäufers Berlusconi. Und obwohl bekannt, wurde der Tatsache zu wenig Beachtung geschenkt, daß man Stimmen nicht auf der Machtebene, sondern auf dem Wählermarkt gewinnt.

Der *vierte* Punkt betrifft das gegenüber dem Wahlkampf von '94 teilweise dilettantische *agenda-selling*, das vom post-faschistischen Tandem-Partner weitgehend bestimmt wurde, und dem sich Berlusconi – trotz Warnungen seines Stabs – aus Loyalität anpaßte. Abgesehen von Inkohärenzen und fehlerhaften Schwerpunktsetzungen bei der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik wog vor allem schwer, daß die über die elektronischen Medien zu vollziehende Gefühls-polarisierung zwar gegenüber den Personen des politischen Gegners gelang, aber in keiner Weise bei der Propagierung der Produkte entlang der Bedürfnis- und Interessenskala der Wahlbürger erfolgreich war. Weil es beispielsweise Berlusconi/Fini nicht gelang, als Tatsache glaubhaft zu machen, daß staatliche Sozialleistungen unproduktive Ausgaben sind, die Korruption und Arbeitsscheue fördern, verloren Streichungskonzepte für den öffentlichen Haushalt an Attraktivität. Mit einem Wort: Was

Berlusconi diesmal – aus welchen Gründen auch immer – nicht gelang, war, den Bildschirm mit seinen Partialthemen zu besetzen und sie so aufbereitet darzubieten, daß sie emotional polarisierten und damit die Trennlinie zwischen »Freund« und »Feind« offenlegten.

Ist die Telekratie am Ende? In ihrer schlichten handwerklichen Form Berlusconi'scher Prägung scheint sie ihren Höhepunkt überschritten zu haben. Doch die Gefahren telekratischer Macht sind nicht verschwunden. Die Verschmelzung von medialen und politischen Machtzentren zu neuen mächtigeren Konglomeraten steht hinsichtlich ihrer Potentialitäten erst am Anfang, auch wenn sie nicht mehr in den Kinderschuhen steckt. Die Linke/Mitte und ihre Parteien bemerken häufig gar nicht, wie weit sie dieser Entwicklung schon hinterhinken. Zukünftige Wahlschlachten werden aber immer mehr im Bereich telematischer Überzeugungsarbeit geschlagen. Die Rechte hat es einfacher: Die Medien dieses Jahrhunderts hat sie für ihre Zwecke erfunden; deren »message« ist ihre »message«. Für sie und für alle anderen – solange diese sich das Medium nicht aneignen und für ihre Zwecke umpolen und dienstbar machen, gilt uneingeschränkt McLuhans Maxime »the medium is the message«, ob es ihnen paßt, oder ob sie sie verdrängend negieren. Wer sich mit seinen komplexen Wahrheiten in der medialen politischen Welt (und die hat gestern schon begonnen) nicht von vornherein geschlagen geben will, muß das Medium möglichst souverän beherrschen und zu »manipulieren« wissen, um seine (!) message rüberbringen zu können. Diese Lektion hat die Linke in Italien in zwei Jahren Telekratie lernen müssen. Sie hat akzeptiert, daß das TV als verbreitetstes Medium schrill, emotional, flach, antirational, bruchstückhaft, populistisch, antiliteral, augenblicksbestimmt, inhaltsschwach und unzusammenhängend ist. Mehr intuitiv hat sie gelernt, die vielfältigen Schwierigkeiten zu überwinden, um auf diesem Instrument spielen zu können. Sie hat es sicherlich noch nicht zum Meister gebracht, aber mit viel Kreativität und Lust zum Improvisieren hat sie diesem Instrument ihre eigenen Töne entlockt. Wie die Aprilwahlen gezeigt haben, sind die zustandegebrachten Melodien bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der Bevölkerung angekommen. Daß die »Literaten« in den Print-Medien dies als Barbarisierung der Politik geißelten, hat ein Großteil von ihnen schon heute vergessen. Sie sind froh, daß zumindest für die nächsten Jahre die Geißel von Berlusconi's Telekratie von ihnen genommen wurde.

JÜRGEN BUSCHIE

Die Freiheit, einmal Nein zu sagen Zur Motivlage einer gescheiterten Fusion

Etwas forciert wird in Teilen Berlins und in Brandenburg das glückhafte Erlebnis gepriesen, einmal *Nein* gesagt zu haben. Ob dieses Votum vernünftig war, diese Frage bleibt einstweilen im Hintergrund. Wer sie stellt, macht sich verdächtig, entweder nicht zu wissen, was Demokratie ist, oder es den Bewohnern der ehemals von der DDR kontrollierten Gebiete nicht zu gönnen, einmal zu einer Vorlage der Regierenden Nein zu sagen. Besonders die PDS stößt in dieses Horn. Die Nachfolgepartei der SED geriert sich so, als sei sie soeben erst aus einem Vorzeigeland basisdemokratischer Verhältnisse in die Bundesrepublik eingezogen und müsse nun den anderen am politischen Geschehen Beteiligten endlich beibringen, was Volksherrschaft sei und wie man sie praktiziere.

Es fällt schwer, zu dem Exempel nicht die alten Fabeln zu assoziieren. Meine Eltern, heißt es da etwa von dem Kind, welches Nein sagen wollte, werden schon sehen, was sie davon haben, wenn mir die Hände erfrieren, warum, und hier eine wohl erlaubte Abwandlung, erläutern sie mir die Notwendigkeit von Handschuhen auch nicht so, daß ich Ja sagen kann zu der Aufforderung, sie überzustreifen, bevor ich mich auf den Weg mache.

Wenig sinnvoll ist es, jetzt all das noch einmal herzuleiern, weshalb es vernünftig gewesen wäre, der Fusion der Bundesländer Berlin und Brandenburg zuzustimmen. Die Gründe dafür sind bekannt und werden auch von denen kaum in Zweifel gezogen, die nun – vorerst noch – ein fröhliches Händereiben veranstalten ob des Desasters, das die auffälligsten Streiter für die Fusion, der Ministerpräsident von Brandenburg, Stolpe, und der Regierende Bürgermeister von Berlin, Diepgen, Anfang Mai erlebt haben. Festzuhalten bleibt zunächst nur, daß die PDS zum ersten Mal in größerem Maßstab eine politische Entscheidung beeinflussen konnte und dies getan hat. Im Ergebnis ist ein fundamentalistisches Bekenntnis zu Protokoll gegeben worden, und der Preis dafür war, daß man eine politische Dummheit beging. Wenn die Brandenburger die Folgen davon zu spüren bekommen – und sie werden es vor allem sein, die die Folgen zu tragen haben – werden sie sich wohl daran erinnern, wer ihnen das eingebrockt hat. Indes, eine solche Schadenfreude ist fehl am Platz. Dafür ist die nun geschaffene Realität zu uner-



So engagiert wie Ihre Aktivitäten.

Die Zukunft ist eine Gleichung mit zu vielen Unbekannten. Die Zukunft ist das, was wir daraus machen.

Wirtschaft und Gesellschaft brauchen unser Engagement. Wenn Sie das auch so sehen, liegen wir auf einer Linie. Denn für engagiertes Handeln haben wir viel übrig. Und wir sind verantwortungsbewußt

genug, über den eigenen Tellerrand hinauszublicken. Als Geschäftsbank, die unternehmerische Visionen in die Tat umsetzt. Als Verbundpartner der Sparkassen in NRW und Brandenburg; und als Landesbank des Landes NRW, die weiß, daß es keine Verantwortung gibt – außer man übernimmt sie.

WestLB

freulich, der Vorgang, der zu ihr geführt hat, zu deprimierend.

Man muß fragen, wie es dazu kommen konnte. Warum lehnen es Menschen ab, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen, schon oder gerade wenige Jahre erst, nachdem sie die Möglichkeit erhalten haben, dies zu ihrem eigenen Vorteil zu tun?

Freiheit wird in einem bestimmten Stadium der Erfahrungen, die man mit ihr macht, offensichtlich zunächst als Freiheit begriffen, Nein zu sagen. Das ist mit einer gewissen Lust verbunden, und die kommt von der unter Umständen wirklich neuen Erfahrung her, daß auf ein solches Nein keine polizeihaftern Sanktionen mehr erfolgen. Untertanen-Mentalität kann sich praktische Folgen im öffentlichen Leben aber nur als von der Polizei herbeigeführte und von strafender Obrigkeit verhängte vorstellen. Wo man diese nicht mehr zu fürchten braucht, ist alles erlaubt, und die Lust, einmal die ehrgeizig betriebenen Pläne der Regierenden zu durchkreuzen, ist verlockender, als die Pflicht, sorgsam die eigenen Interessen zu prüfen und ihnen gemäß zu handeln.

Die Freiheit ist schwieriger als die Unfreiheit

Wer lange Zeit einen Geßler-Hut grüßen mußte, erfährt Freiheit zu allererst als die Möglichkeit, dies folgenlos nicht mehr zu tun. Da die Regierenden aber unter den Bedingungen der politischen Freiheit auch keine Geßlerhüte mehr aufstellen, gibt es bald nur noch ganz wenige Gelegenheiten, sich der neu gewonnenen Freiheit im praktischen Leben zu erfreuen. Also dehnt man den Erlebnisbereich aus. Um ein drastisches Beispiel zu nehmen: Wenn ein Kind in der Schule die Frage, was ist zwei und zwei, mit fünf beantwortet, so kann es auf einen Lehrer treffen, der ihm dafür eine Ohrfeige verabreicht. Das ist dann kein guter Lehrer, aber früher konnte das schon passieren in der Schule. Wenn das Kind dann die Schule verläßt und in die Lage kommt, zwei und zwei zusammenzählen zu müssen, kann es von seiner neuen Freiheit Gebrauch machen, ohne Furcht vor einer Ohrfeige zu sagen drei oder fünf oder was auch immer. Wenn es dann dafür nur ausgelacht wird, hat es Glück gehabt. Wenn es jedoch glaubt, seine Freiheit, drei oder fünf zu sagen, verpflichte andere, in Respektierung dieser Freiheit, drei oder fünf nun für eine zu respektierende Antwort zu halten, so wird es erleben, daß es sich irrt. Die Geltung der Grundrechenarten gehört zu den Tatsachen, die das Reich der Freiheit gebieterisch

einschränken – ob mit Geßler-Hut präsentiert oder ohne.

Wenn es der PDS mit ihrer so heftig begehrten Vorreiterrolle bei der Demokratisierung der Gesellschaft und der Politik ernst wäre, müßte sie dies den Bürgern, die sie erreichen kann, klar machen. Aber sie tut nicht nur das nicht, sie verlegt sich darauf, Punkte zu sammeln, die ihr aufgrund dieses Mißverständnisses von Freiheit zufallen. Das – da darf man aber zuversichtlich sein – wird auf Dauer dem Ansehen der PDS in den neuen Bundesländern am kräftigsten schaden und reduziert ihre Rolle auf die einer Übergangspartei.

Dieses Mißverständnis von Freiheit ist nämlich keineswegs eine Besonderheit der Deutschen, soweit sie früher in der DDR lebten. Hannah Arendt hat exakt dasselbe bei den Deutschen beobachtet – und war entgeistert darüber –, die nach den Jahren der Hitler-Diktatur den Umgang mit der Freiheit lernen mußten. Vielleicht ist es ja auch schwer zu begreifen, daß Freiheit und richtiger Gebrauch von Freiheit keinen Widerspruch in sich bedeutet, daß Freiheit nicht nur schöner, sondern auch schwieriger ist als Unfreiheit.

Hannah Arendt, die Philosophin, die über Frankreich nach Amerika emigriert war, beobachtete auf ihren Reisen durch Deutschland, ebenfalls geraume Zeit, nachdem die nationalsozialistische Herrschaft an ihr Ende gekommen war, daß viele Deutsche die neue Freiheit liebend gern so verstanden, daß es nun erlaubt sei, den Unterschied zwischen Meinungen und Tatsachen zu ignorieren. Eine Unterrichtung über das Geschehene, etwa über das Ausmaß der Verbrechen der Diktatur an den Juden, wiesen sie zurück mit Bemerkungen, die ins Feld der Urteile über Tatsachen gehören, und widersprachen so der Feststellung von Tatsachen: Ob wirklich Millionen Menschen in den KZ ermordet worden seien, nun, wer wisse das schon so genau, da werde dies gesagt und das. Es hat dann in Deutschland zwanzig Jahre gedauert, bis zur moralischen Anerkennung des Faktums durch einige die Anerkennung des Faktums als historische Tatsache durch die allermeisten kam. Dazu gehört ein Lernprozeß, der offenbar schwer zu überspringen ist.

Die Berliner und die Brandenburger werden allmählich registrieren, was mit der Verweigerung der Fusion der beiden Bundesländer angerichtet ist. Nicht eine Woche nach dem Votum des Volkes ist schon aus Potsdam bekannt geworden, daß das bettelarme Land Brandenburg nun eine Landesvertretung in der Mitte Berlins einrichten wird. Die Kosten werden auf 15 Millionen Mark geschätzt.

Auseinandersetzung um den Flächentarifvertrag

Daß Totgesagte mitunter länger leben, als sich Erbschleicher erhoffen, ist Ende März deutlich geworden. Zwar ließ der Hauptgeschäftsführer von GESAMTMETALL, Werner Stumpfe, verbreiten, das *Bündnis für Arbeit* sei tot. Doch gleichzeitig verhandelten Gewerkschaften, Arbeitgeber und Landesregierung in Nordrhein-Westfalen mit Erfolg: Für die über 100.000 Beschäftigten in der Eisen- und Stahlindustrie wurde eine erste Vereinbarung gefunden, die die Übernahme von Auszubildenden für sechs bzw. zwölf Monate garantiert, die bei Beschäftigungseinbrüchen eine Absenkung der Arbeitszeit auf bis zu 30 Stunden ermöglicht, die eine Stufenregelung für den Ausgleich von Mehrarbeit in Freizeit vorsieht und einen Einstieg in die Altersteilzeit eröffnet.

Zudem wurden für die Metall- und Elektroindustrie Lösungen mit der Landesregierung erarbeitet, etwa für die Integration von Langzeitarbeitslosen in den Arbeitsmarkt. Das ist Beschäftigungssicherung und -förderung im besten Sinne. Wenn es eines Beweises bedurfte, daß das *Bündnis für Arbeit* nicht tot ist, sondern sehr lebendig, dann wurde er hier erbracht. Problematischer erscheint jedoch, daß Stumpfe zugleich das bestehende Tarifvertragssystem durch Verbandsaufspaltung aufkündigen will. Deshalb schlug er vor, in den Verbänden gesplittete Mitgliedschaften zu ermöglichen, solche mit Tarifbindungen und solche ohne.

Was verbirgt sich hinter diesem Vorschlag: Zum einen ist es GESAMTMETALL nicht gelungen, sich nach der letzten Tarifrunde zu konsolidieren. Aus den damaligen Fehlern und Koordinationsproblemen beim Verband wurden offensichtlich keine Konsequenzen gezogen. Stumpfe setzt offenbar mehr auf Zersplitterung als auf Koordinierung. Das kommt nicht unerwartet. Erst wurde die Auflösung des Verbandes von seinem Vorgänger herbeigeredet. Jetzt wird man anscheinend die Geister, die man rief, nicht mehr los.

Aber noch ist nicht auszuschließen, daß dieser Kurs korrigiert werden kann, wenn der politische Wille dazu da ist. Das aber setzt voraus, daß GESAMTMETALL zu einer nüchternen, sachbezogenen Politik zurückfindet und den Dialog mit der IG METALL über eine Weiterentwicklung unseres Tarifvertragssystems sucht. Bei GESAMTMETALL verbinden sich zur Zeit zwei Tendenzen auf problematische Art: gesellschaftspolitischer Absentismus und der Vormarsch von Ideologien.

Das gesellschaftspolitische Abtauchen wird offensichtlich, wenn die Ergebnisse der Beratungen mit dem Bundeskanzler weggewischt werden, als seien sie nur eine unverbindliche Verabredung gewesen. Sowohl das Ziel der Halbierung der Arbeitslosenzahlen als auch das Bekenntnis zum Flächentarifvertrag stellen Stumpfe und BDI-Präsident Henkel in Abrede. Damit wurde auch der Boden des Kommuniqué vom 23. Januar 1996 verlassen: »Tarifautonomie und starke Tarifpartner sind zentrale Pfeiler positiver Zukunftsperspektiven. Zur Gestaltung von Arbeitswelt und Arbeitsbedingungen bleibt der Flächentarifvertrag das geeignete Instrument.«

Die Ideologisierung des Verbandes zeigt sich daran, daß das einzelbetriebliche Kalkül und der Wettbewerb zum Maß aller Dinge gemacht werden sollen. Kein Zufall, daß Vordenker des jetzt vorgeschlagenen Konzepts Herr Henkel ist, der schon seit Jahren den Flächentarifvertrag mit ungewöhnlichem Eifer bekämpft.

Aber gerade eine moderne, vernetzte Wirtschaft bedarf eines hohen Maßes an Berechenbarkeit, Planbarkeit und Verlässlichkeit von Vereinbarung. *Just-in-Time*-Produktion, ausgeklügelte Logistiksysteme, Lieferketten hängen von diesen Faktoren ab. Faktoren, die der Flächentarifvertrag garantiert und die in den letzten Jahrzehnten zur Stärke der deutschen Wirtschaft beitrugen. Der Flächentarifvertrag ist die adäquate Antwort auf eine moderne, vernetzte und flexible Wirtschaftsstruktur. Wer tarifpolitische Konflikte auf die betriebliche Ebene verlagern will, stellt die Stabilität dieser Faktoren in Frage.

Zudem ist es fahrlässig, den Unternehmen vorzuspiegeln, sie könnten sich einfach aus dem Staube machen. Nach Paragraph 3 Absatz 3 des Tarifvertragsgesetzes gilt die Tarifbindung solange weiter, bis der Tarifvertrag durch Zeitablauf oder Kündigung endet. Man muß nunmehr versuchen, den von GESAMTMETALL eingeschlagenen Kurs zu korrigieren und auf die Gefährdungen und Risiken hinzuweisen. Es ist sehr genau zu überprüfen, welche Betriebe tarifgebunden sind und welche nicht. Einige Unternehmen haben zwar die Regelungen des Flächentarifvertrages übernommen, sind aber nicht tarifgebunden. Die IG METALL wird die Unternehmen auffordern, ihre Tarifbindung zu belegen. Viel hängt freilich mehr denn je vom Organisationsgrad der Belegschaft ab, denn einen tarifvertraglichen Automatismus für alle wird

es nicht mehr geben. Ziel wird sein, die Belegschaften noch stärker als bisher in die Formulierung tarifpolitischer Ziele einzubeziehen.

Es gibt aber durchaus Chancen, Fortschritte zu erreichen, etwa bei gemeinsamen Entgelttarifverträgen für Angestellte und Arbeiter, bei der Verankerung von Mitspracherechten der Belegschaft und bei der Systematisierung von Weiterbildung.

Tarifpolitische Forderungen müssen bei tarifungebundenen Unternehmen an den konkreten betrieblichen Daten ansetzen. Das gilt etwa für die Berechnung der Produktivitätssteigerung. Bisher geht die IG METALL bei ihren Lohnforderungen von der gesamtwirtschaftlichen Produktivitätssteigerung aus, um für das Gros der Betriebe, von klein über mittel bis groß, einen realistischen Durchschnittswert zugrundelegen. Bei Firmentarifverträgen ist jedoch die betriebliche Situation entscheidend. In vielen Fällen lag etwa die Produktivitätssteigerung in der Metall- und Elektroindustrie weit über dem Durchschnitt. Solche Tarifverträge können Sogwirkungen entfalten: Sie gäben den Takt an, könnten Modellcharakter haben. Andere Betriebe müßten – auch um qualifizierte Beschäftigte zu halten – nachziehen.

Zudem wird die IG METALL bei Haustarifverträgen eine andere Regulationstiefe anstreben. Bislang können die tarifgebundenen Unternehmen auf Basis des Flächentarifvertrages entsprechend der wirtschaftlichen Situation und der betrieblichen Kräfteverhältnisse übertarifliche Leistungen auf- und abbauen. Bei Haustarifverträgen wird man sehr stark darauf achten, Leistungen gerade in guten Zeiten klar und verbindlich zu regulieren. Bei der Formulierung tarifpolitischer Ziele gilt es, Einheitlichkeit und Vielfalt miteinander zu verbinden. Die Mindestbedingungen bei Arbeitseinkommen, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen stehen nicht zur Disposition. Das gilt für den bestehenden Flächentarifvertrag. Die IG METALL wird weder untertarifliche Bezahlung noch beliebig auszuwehnende Arbeitszeiten akzeptieren. Das gilt ebenso für Firmentarifverträge.

Die Aufgabe der Gewerkschaften ist es, die Konkurrenz unter den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern zu mindern – gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Tarifpolitik ist keine Schönwetterveranstaltung. Ihre Aufgabe ist es, um das Bundesverfassungsgericht zu zitieren, »die strukturelle Unterlegenheit der Arbeitnehmer auszugleichen«. Zusätzlich bedarf es flexibler Konzepte zur Durchsetzung tarifpolitischer Ziele. Einen Tag X, an dem die Friedenspflicht für alle Betriebe gilt, wird es in Zukunft nicht mehr geben. Die IG METALL hat kein Interes-

se an einem dauerhaften Konflikt, wird ihn aber nicht scheuen, wenn die Arbeitgeber den geregelten Konsens in der Fläche aufkündigen sollten.

Mit der angestrebten Verbetrieblichung der Tarifpolitik würde auch die Fessel des Paragraphen 116 AFG von der IG METALL genommen. Die Aussperrung ist das Pendant des Flächentarifvertrages. Das heißt, auch Aussperrungen in der Fläche wären der Ausnahmefall.

Die bestehenden Mechanismen zur Konfliktlösung sind in unserem Grundgesetz verankert. Zur Tarifaufonomie gehören die Freiwilligkeit der Schlichtung, also das Verbot staatlicher Zwangsschlichtung, und die Arbeitskampffreiheit. Sie sind in Deutschland durch das Grundgesetz, insbesondere im Artikel 9 Abs. 3 Satz 3 gewährleistet.

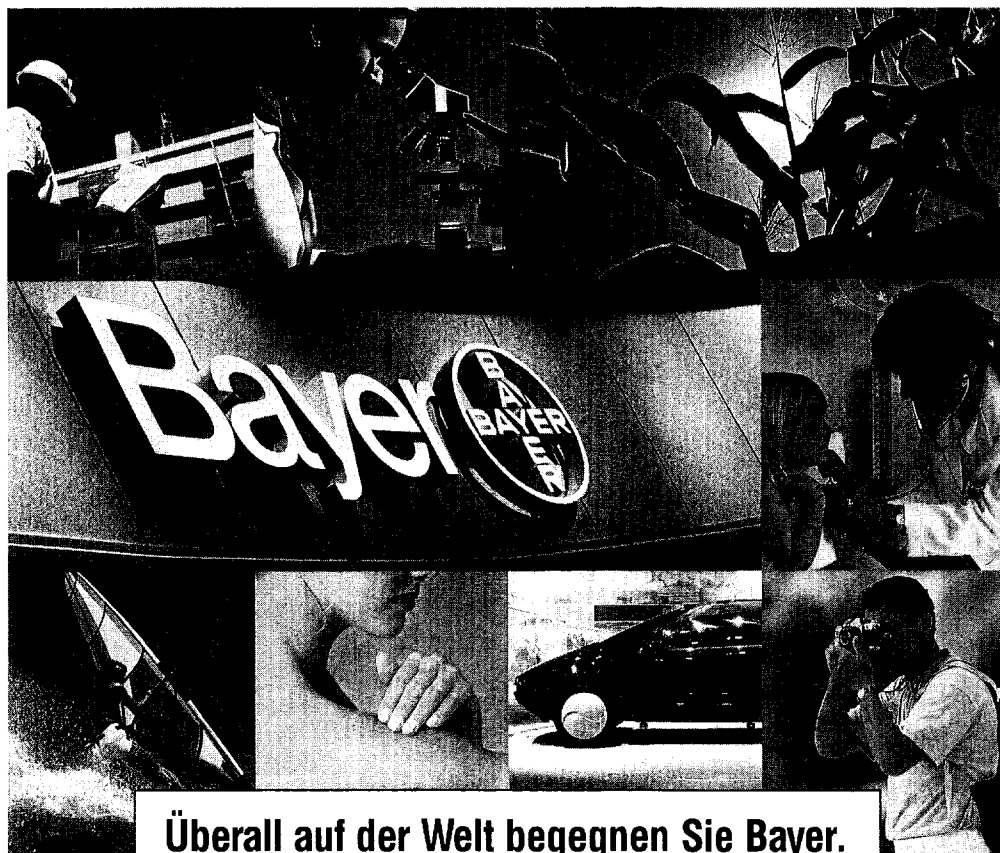
Auf der gesellschaftspolitischen und makroökonomischen Ebene gibt es durchaus Probleme. Durch den Weg der Verbetrieblichung der Tarifpolitik können sich regionale und branchenbezogene Unterschiede verstärken. Das Ziel, relativ gleiche Arbeits- und Lebensbedingungen für die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zu fundieren, würden die Gewerkschaften unter erschwerten Bedingungen anstreben müssen.

Zudem kann mittelfristig die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft Schaden nehmen. Der Flächentarifvertrag hat sich in der Vergangenheit auch als Antriebskraft für die Entwicklung einer relativ homogenen und leistungsfähigen Industriestruktur erwiesen.

Und nicht zuletzt würde es schwieriger, den sozialen Frieden in der Fläche als einen der wesentlichen Standortfaktoren zu erhalten. Wenn sich der Arbeitgeberverband seiner Ordnungsfunktion entledigt, kann die IG METALL nicht die Garantie allein dafür übernehmen. Das deutsche System hat sich bislang gerade angesichts seiner Verzahnung von tariflichen und betrieblichen Regelungen als ein stabilisierendes Konflikt- und Konsensmodell erwiesen. Mit welchen Schwierigkeiten andere Modelle zu kämpfen haben, macht ein Blick über unsere Grenzen, etwa nach Frankreich mit seinen deutlich schwächeren Gewerkschaften, deutlich.

Auf der anderen Seite gibt es aber auch Chancen: Daß wir durch Firmentarifverträge Standards bei den Einkommen, Arbeitszeiten und Arbeitsbedingungen sowie bei der Entwicklung differenzierter Lösungen setzen könnten, die eine Weiterentwicklung in der Fläche möglich machen.

Wenn GESAMTMETALL sich atomisiert, bleiben dennoch die IG METALL und die Tarifaufonomie. Die Tarifaufonomie fällt dann an den Einzelbetrieb zurück, der dann auf die IG METALL trifft.



Überall auf der Welt begegnen Sie Bayer. Auch ohne unser Markenzeichen.

In der Medizin helfen unsere Arzneimittel und Diagnosesysteme, Krankheiten früher und genauer zu erkennen und zu therapieren. Aber nicht immer erscheint das Bayer-Kreuz auf unseren Produkten.

Für andere Bereiche wie Landwirtschaft, Sport und Freizeit, Bauen und Wohnen, Verkehr sowie Informationstechnik sind unsere Rohstoffe und Vorprodukte unverzichtbare Grundlage für mehr Lebensqualität.

Dabei gehören größtmögliche Sicherheit, umweltgerechte Produktion und Schonung natürlicher Ressourcen zu unseren Unternehmensgrundsätzen. Über 400 Gesellschaften und Niederlassungen in aller Welt mit insgesamt rund

150.000 Mitarbeitern tragen durch ihr Können und Wissen zum Fortschritt bei.

Denn als ein weltweit führendes Unternehmen der chemisch-pharmazeutischen Industrie haben wir die Aufgabe, unsere wissenschaftliche und technische Kompetenz verantwortungsvoll einzusetzen.

Gut zu wissen, wenn Sie wieder einmal einem unserer 10.000 Produkte begegnen, mit oder ohne Bayer-Kreuz.

Wir senden Ihnen gerne weitere Informationen zu. Bitte schreiben Sie an die Bayer AG, Konzernzentrale Öffentlichkeitsarbeit (KI), 51368 Leverkusen.

Bayer 

Kompetenz und Verantwortung

Thema: Die Zukunft der fünf Sinne

GESPRÄCH MIT BERND BUSCH

»Körper werden möglicherweise unwichtiger.«

Bernd Busch, geb. 1954, ist Leiter des Forums der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn, die eine Kongreßreihe über die fünf Sinne veranstaltet. Busch studierte Germanistik, Soziologie, Politikwissenschaften und Philosophie in Hannover. Er promovierte über Fotografie- und Wahrnehmungsgeschichte. In Ausstellungen und Veröffentlichungen hat er sich vor allem mit Fragen der Medien- und Wahrnehmungsgeschichte befaßt.

Christian Jürgens hat sich mit Bernd Busch am 3. Mai in Bonn über die fünf Sinne unterhalten.

NG/FH: Sie haben als Leiter des Forums der Bonner Kunsthalle eine Kongreßreihe über *Die fünf Sinne* organisiert. Warum gerade dieses Thema: *Die fünf Sinne*?

Bernd Busch: Vielleicht sollte ich vorausschicken, daß ein Team von Leuten diesen Kongreßzyklus entwickelt und getragen hat, und, vielleicht noch wichtiger, daß die Idee zu diesen Kongressen bereits aus der Entstehungszeit dieses Hauses stammt. Der Grund, warum wir uns mit diesem Thema beschäftigten, ist zunächst ganz einfach. Die Kunst- und Ausstellungshalle ist angewiesen auf die Arbeit mit den sinnlichen Vermögen der Menschen. Das, was unsere tägliche Arbeit hier ausmacht, Ausstellungen oder Veranstaltungen zu planen, also Kunst in den unterschiedlichsten Formen und Konstellationen zu präsentieren, vom geschichtlichen Rückblick bis zur aktuellen Medienkunst, alle diese Angebote appellieren an unsere Sinne, arbeiten mit unseren Sinnen. Insofern ist es eine Art Grundlagenforschung, wenn wir versuchen, uns Rechenschaft über den Zustand und die Zuständigkeit unserer Sinne abzulegen.

NG/FH: Man bewegt sich täglich im Gefüge der Sinne, ohne zu merken, daß man

sieht, fühlt, riecht usw. Kunst wäre also nach Ihrer Definition auch eine Art Bewußtmachung der Sinnestätigkeit?

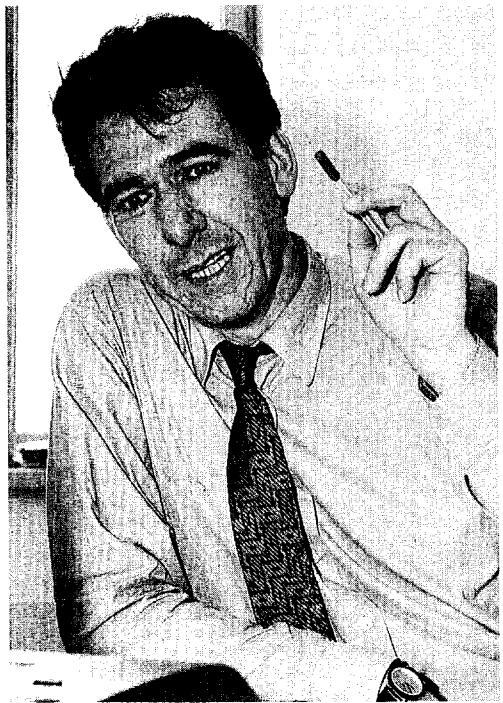
B.B.: Kunst ist auch eine Form der Reflexion über Sinne und über Sinnlichkeit. Und doch unterscheidet sich der künstlerische Zugang zu diesem Thema von dem, was einen Kongreß bestimmt. Obwohl wir in unserem Zyklus über die Sinne die unterschiedlichsten Zugangsweisen zum Thema, von der naturwissenschaftlichen Forschung, der Kulturgeschichte und Medientheorie bis hin zum künstlerischen Projekt einbezogen und miteinander ins Gespräch gebracht haben. Und dies war zweifellos auch etwas Neues für die Beteiligten. Aber es gibt auch noch eine, wenn man so will, fundamentalere Seite des Zugangs. Ausgangspunkt der Reihe war der Versuch, über die trügerische Selbstverständlichkeit der Sinnesvermögen nachzudenken, sie gewissermaßen neugierig zu demontieren. In beiden Wortteilen von »Selbst-Verständlichkeit« sind diese Fragen bereits enthalten. Zum einen nämlich die Verständlichkeit. Mir scheint, es ist überhaupt nicht einfach so verständlich, was mit und durch die Sinne passiert. Zum anderen das Selbst. Es ist genauso mysteriös. Um was organisiert sich das, was wir unter sinnlicher Wahrnehmung oder Erfahrung bezeichnen, wenn man diesen alten und höchst emphatischen Begriff ins Feld führen mag? Was ist da eigentlich das organisierende Zentrum oder der Bezugspunkt, oder gibt sich als solcher aus. Es ist eigenartig. Man beginnt eine Reihe mit einem Vorsatz, daß die Hierarchie der Sinne problematisch sei, daß es darum gehe, die sogenannten niederen Sinnesvermögen zu rehabilitieren; alles aufrechte und tapfere Gedanken, ehe man sich in die Schlacht begibt. Nach und nach merkt man, daß es nicht so einfach ist, beispielsweise,

was das Verhältnis zwischen der scheinbar einfachen sinnlichen Erfahrung und der gesellschaftlichen Abstraktion betrifft. Saubere, geschiedene Verhältnisse – gut und böse – gibt es nicht. Vielmehr befindet man sich sofort im schönsten Gemenge. Das sind irritierende Erfahrungen, auch und gerade, daß die Naturwissenschaften in diesen Diskussionen zuweilen viel weiter sind als die Kulturwissenschaften. Die Naturwissenschaften wissen nur nicht um ihre Radikalität.

NG/FH: Könnte man, nachdem wir den Aspekt der Kunst und ihrer Beschäftigung mit den Sinnen andiskutiert haben, sagen, daß die Philosophie eine Art Opponentin der Kunst ist? Ich denke beispielsweise an die erkenntnisphilosophische Urszene in Platons Höhlengleichnis. Das sinnlich Gegebene, die Schatten, das ist der Trug. Zudem dürfte man in Platons Höhle eigentlich nichts sehen, weil es brennt, qualmt, und einem der Rauch in den Augen beißt. Platons Höhle ist für die Sinne doch eine Hölle. Ist Philosophie sinnenfeindlich?

B.B.: Wenn das so einfach wäre... Ich wehre mich gegen solche pauschale Zuordnungen, was die sogenannte Sinnenfeindlichkeit der Philosophie angeht. Allein schon dadurch, daß Philosophie mit Gedanken spielt, mit Sprache und mit Formulierungen arbeitet, der Lust, im Text und mit dem Text etwas zu gestalten, und auch Gedanken zu gestalten, kann sie eine Form von eminent sinnlichem Vergnügen sein. Selbst in der Kantischen Philosophie beispielsweise gibt es so etwas wie eine immense Achtung, ein Entsetzen davor, daß Sinnliches gegeben ist. Das Thema ist derartig präsent und unterläuft gleichsam von unten den Erkenntnisimpuls, mit dem Philosophie betrieben wird, mit dem versucht wird, so etwas wie Ordnung in den Erkenntnissen, den Wahrnehmungsprozessen zu stiften. Wenn dann irgendwann der Gerichtshof der Vernunft errichtet ist, dann passiert das Entsetzliche, daß er nicht funktioniert, daß er in seinen Verhandlungen immer nur idealtypisch funktionieren kann.

Es ist also genauso gut möglich, die Geschichte der Philosophie auf den Diskurs



»Wir verlieren die Gültigkeit von Erklärungsmodellen.«

über die Sinne und zuweilen auch über die verdeckte oder sogar offene Rehabilitierung der Sinne hin zu lesen.

NG/FH: Sie haben vorhin eine Hierarchie der Sinne bezweifelt. Sowohl erkenntnistheoretisch als auch in der Alltagserfahrung würde man aber wohl sagen, daß das Auge wahrscheinlich der wichtigste Sinn ist. Wie begründen Sie Ihren Zweifel an der Vorrangstellung des Auges?

B.B.: Es gibt verschiedene Möglichkeiten, diesen Zweifel zu formulieren. Eine ist – und das haben wir auch bei der Konzeption der Kongresse getan –, daß man schlicht und einfach einer historischen Perspektive nachgeht und schaut, wann sich welche Vorrangstellungen herausgebildet haben, wann sie kodifiziert worden sind, wie sie begründet wurden, und wann sie möglicherweise auch angefangen haben, sich wieder aufzulösen. Gerade für die Bedeutung des Auges oder des Gesichtssinnes kann man davon ausgehen, daß das hohe kulturelle Aufgelandesein dieses Sinns zu einer bestimmten Zeit geprägt worden ist: ob man hier nun

von der antiken Polis, der Renaissance oder der Aufklärung sprechen mag. Aber diese Vorrangstellung hat sich auch wieder aufgelöst, um so mehr die Aufklärung gesellschaftlich-technologische Realität geworden ist. Und auch evolutionsgeschichtlich läßt sich ein Prozeß der Differenzierung und Privilegierung des Augensinns ausmachen, der höchst folgenreich für das Gefüge der Sinne war. Jedenfalls hat sich diese – evolutionsgeschichtliche oder kulturell kodifizierte – Vorrangstellung des Auges wieder aufzulösen begonnen, in dem Maße, in dem die Maximen der Aufklärung gesellschaftlich-technologische Gestalt und Gewalt gewonnen haben.

Es gibt keinen Blick, der heute noch für sich in Anspruch nehmen könnte, die Welt sei in ihm geborgen. Es gibt weder den König, noch gibt es die Selbstgewißheit des erkennenden Subjekts als weiterhin gültiges Modell. All das ist als gesellschaftliche Bezugsgröße obsolet geworden – egal, ob wir nun das Modell der Überwachung oder des Betrachters nehmen. Zur Zeit wird aber beispielsweise im Zusammenhang der avanciertesten Technologien das Taktile als Steuerungsinstrument wiederentdeckt, gerade auch weil unser Gesichtssinn hier zu versagen beginnt.

NG/FH: Also wird das Taktile momentan rehabilitiert durch die neuen Medien?

B.B.: Ich denke, daß es eine Tendenz dazu gibt, das Steuerungsprivileg des Gesichtssinnes wieder an stückweit zurückzunehmen, weil er an seine Grenzen gestoßen ist. Das hat damit zu tun, daß es vielfach keinen unmittelbaren Zusammenhang mehr zwischen dem Sehen im Sinne von Beobachten, Erkennen, Umsetzen in die Einschätzung, Beurteilen einer Situation gibt und dem nächsten Schritt, der sich motorisch handelnd in der Realität bewegt. Das ist die Folge einer Einschaltung unserer Körper in medientechnologische Zusammenhänge.

NG/FH: Kommen wir auf das Hören zu sprechen. Wir haben über die historische Vorherrschaft des Auges geredet. Auch dagegen gibt es ja Einwände. Der Philosoph Jacques Derrida hat beispielsweise

vom »Logozentrismus des Abendlandes« gesprochen. Damit meint er, für die Ausbildung des Selbstbewußtseins sei es entscheidend gewesen, daß man sich selbst beim Sprechen vernimmt. Dies vermittele den – allerdings trügerischen – Eindruck einer Selbstpräsenz. Teilen Sie diese Auffassung von Derrida, daß dieses Sich-Selbst-Sprechen-Hören viel wichtiger als das Sehen war für die Ausbildung des Selbstbewußtseins?

B.B.: Das ist ein schöner Gedanke, der sich ja auch einrahmen ließe von Anmerkungen zum Schweigen und zur Stille. John Cage spricht davon, daß wir niemals einen Zustand völliger Stille erreichen können. Es gibt immer etwas, was wir hören, und sei es die Geräuschkulisse unserer eigenen Körperlichkeit. Diese Erfahrung eines Ausgeliefertseins ist beim Gehör existentiell. Es gibt nichts, was einen gnadenloser auf sich selbst zurückwirft, als diese Stille, die keine ist. Wo man plötzlich Geräuschen ausgeliefert ist, die einem absolut fremd sind, obwohl es die eigenen sind. Diese Merkwürdigkeit, den eigenen Puls zu hören, also die Innenwelt des eigenen Körpers plötzlich als Sensation an sich herandrängen zu hören, ist etwas, was viel mit Identitätsirritationen zu tun hat.

Man könnte auch für die Sinne, ausgehend von diesem Gedanken, zwischen denen unterscheiden, die sich verschließen lassen, und denen, die offen sind. Das ist für Fragen unserer Wahrnehmung sehr wichtig. Überhaupt ist eine der ganz spannenden Fragen die der Grenze zwischen Innen und Außen. Es gibt ja sogar einen Sinn, der selbst diese Grenze ist: der – oder besser – die Hautsinne, zu denen das Tasten gehört. An diesem Sinn läßt sich sehr schön das Thema der Offenheit oder Verschließbarkeit, der Grenze und Umhüllung verfolgen, und auch die allmähliche Bedeutungsveränderung dieses Sinns bis hin zur Haut als Interface.

Man kann also die Hierarchie der Sinne auch neu buchstabieren, indem man beispielsweise danach fragt, inwieweit der zivilisatorische Prozeß über sie schon entschieden ist. Beim Sehen ist so viel schon festgelegt, abgehandelt, durchgehandelt,

daß man beinahe tatsächlich nur seine Geschichte nachbuchstabieren kann.

Bei den anderen Sinnen – da gehört das Hören, das Riechen, sehr stark das Taktile dazu – gibt es sehr viel mehr oszillierende Bereiche, bei denen man nicht weiß, von wo nähert man sich ihnen, was passiert dann.

NG/FH: Riechen ist ja eigentlich der am meisten vernachlässigte Sinn. Zumindest findet man die wenigsten Publikationen darüber. Bis auf Süskinds *Parfum* und Corbins *Pesthauch und Blütenduft* ist mir wenig bekannt. Riechen scheint mir viel mit dem Unbewußten zu tun zu haben, oder?

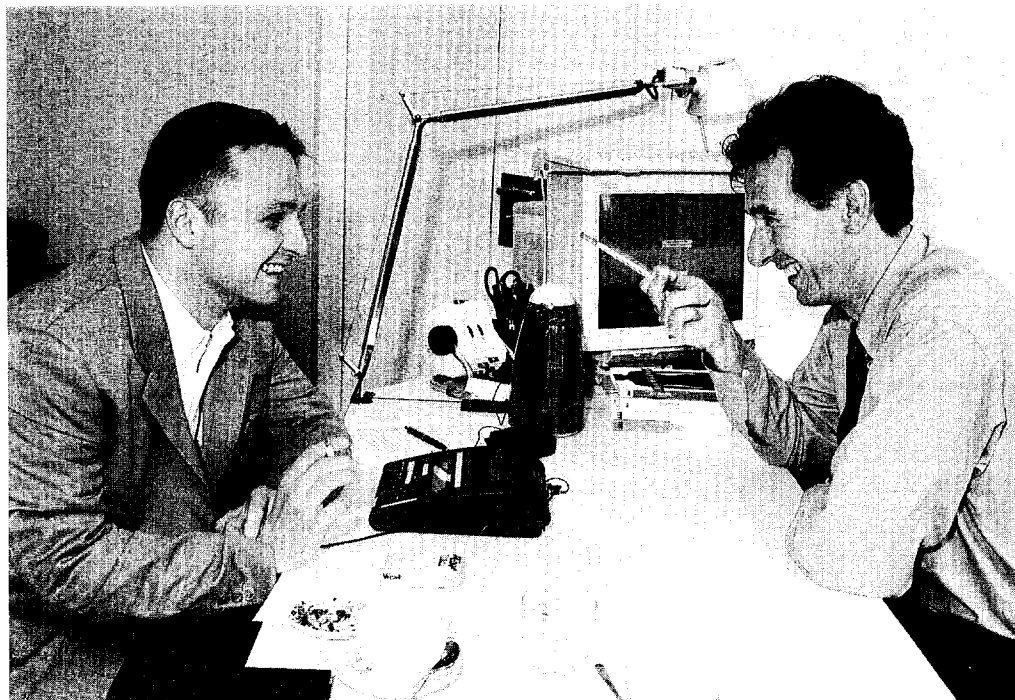
B.B.: Es ist ganz merkwürdig mit dem Riechen, ein höchst ambivalenter Sinn. Beide Bücher sind ja übrigens ein Erfolg geworden, Corbin wie Süskind. Riechen ist einerseits Gegenstand einer in höchstem Maße ausgefeilten Kodifizierung: Die Parfumindustrie als artifizielle Bereitung von Geruchssensationen, die strategisch einsetzbar sind als Laboratorium zur Entschlüsselung von Wahrnehmungsprozessen. Bei welchem anderen Sinnes-

vermögen würde man mit solcher Selbstverständlichkeit einen Forscher davon reden hören, daß man daran arbeite, einen Katalog aller Duftstoffe zu entwickeln, um dann so etwas wie ein Gestaltungsrepertoire aller Bausteine zu haben, aus denen sich Düfte zusammenfügen, um dann in der Komposition von Düften so verfahren zu können, als ob man über eine Notenschrift oder etwas Ähnliches verfügt?

Es gibt aber auch die andere Seite, daß das Riechen als ein archaisches Vermögen gewertet wird. Sinnesphysiologisch werden wir von den Gerüchen in einem ganz alten Teil unseres Gehirns angesprochen. Aber die Entzifferung und Verarbeitung dieser Reize setzen hochkomplexe kulturelle Leistungen voraus. D.h. es gibt bestimmte Bahnungen im Gehirn, bestimmte Erkennungsstrukturen, die kulturell und gesellschaftlich gebildet werden. Jedes Mal, wenn wir riechen, wird zwar dieser ganz alte Teil des Gehirns angesprochen, und das ist auch die Seite, von der man sagen kann, da geht es auf die Instinkte, auf den Sex usw. Gleichzeitig ist aber die Art, wie wir den Reiz ver-

Bernd Busch (r.) im Gespräch mit Christian Jürgens

Fotos: Kornelia Danetzki



arbeiten, eine, die im hohen Maße vergesellschaftet ist. Selbst das Bild des Archaischen, mit dem wir hier arbeiten, beispielsweise unter Berufung auf die Geruchskommunikation bei Tieren, ist im Grunde eine Projektion unserer eigenen Phantasien auf die Tiere. Das Riechen ist ein ganz zentrales Kommunikationsmittel bei Tieren, was höchst komplex eingesetzt wird und eben nicht einfach »Natur« ist – was auch immer »Natur« überhaupt in diesem Zusammenhang heißen mag.

Auch wenn man die Literatur sich anschaut, gibt es Passagen, die sich dieses Sinns in seiner Ambivalenz bedienen, um etwas zur Sprache zu bringen. Zum Beispiel die Verwendung der unmittelbaren Verbindung von Riechen, Geruchsreiz und Erinnerungsvermögen, also der Geruchseindruck als Speicher von vergangenen Ereignissen. Bei Proust gibt es eine wunderschöne Beschreibung von einem Raum, einem Zimmer. Proust schreibt nur über die Gerüche. Allerdings in einem Grenzbereich zum Geschmack, wo er davon spricht, daß der Geruch richtig »aufgeht« in diesem Raum und das Bild dieses Raums sich entwickelt, sich entfaltet wie ein Kuchen.

NG/FH: Lassen Sie uns noch einmal zum Schmecken kommen, das bei Proust ja auch als Beispiel für die von Ihnen beschriebene unwillkürliche Erinnerung fungiert. Beim Schmecken habe ich den Eindruck, daß es sehr stark mit dem Sprechen verknüpft ist. Ich denke natürlich einmal an Ästhetiken. Wenn Sie bei Kant nachschlagen, endet die Theorie des Geschmacks immer im Urteil, d.h. im Sprechen über das Schmecken. Das ist aber auch ganz alltäglich so. Wenn man in ein Restaurant geht, versichert man sich gegenseitig, daß es schmeckt. Nach der Mahlzeit wird man vom Ober zum Schlußurteil aufgefordert. Michel Serres spricht in diesem Zusammenhang von »zwei Zungen«, von denen eine schmeckt, die andere redet. Wird im Endeffekt nicht die schmeckende Zunge immer von der sprechenden in Schach gehalten?

B.B.: Ja, auf jeden Fall. Das Schmecken ist von einer tiefen Doppeldeutigkeit durchzogen. Auf der einen Seite hat es

einen sehr starken Direktzugriff auf die Dinge, auch in Form ihrer Einverleibung. Diese, wenn man so will, barbarische Form der Einverleibung »besprechen« wir dann aber. Formen werden etabliert. Als soziale Situation ist die Mahlzeit oder das Speisen etwas, was wir völlig überladen haben mit Normen und Vorstellungen. Es ist nahezu unmöglich geworden, einfach zu essen. Zumal das einfache Mahl auch eine soziale Form ist. Das hat zur Folge, daß in den Speisereglements, die möglicherweise lange Zeit ihren religiösen, hygienischen oder sonstigen Gesetzen unterworfen waren, heute in einem derartig hohen Maß soziale Konventionen eine Rolle spielen. Entscheidend sind heute »die feinen Unterschiede«. Gut ist das zu sehen in der Art und Weise, wie beispielsweise Kochbücher sich verändert haben oder wie Gerichte in Magazinen präsentiert werden. Da geht es im wesentlichen um einen visuellen Genuß, der an das Auge appelliert, und auf diesem Umweg wird über Auge und Sprechen das Schmecken entschärft. Das hat schon eine ganz eigene, auch destruktive Kraft im Umgang mit der Eigenständigkeit oder den Rechten dieses Vermögens. Wenn man sich das im klassischen sozialen Kontext anschaut, ist es nicht zufällig, daß jemand wie Bourdieu in einer Untersuchung über die französische Gesellschaft »die feinen Unterschiede« herausarbeitet. Er kommt an einen Punkt, wo er feststellt: Die unteren Schichten, das Proletariat, betonen den deftigen, einfachen Genuß. Das ist ein Indiz dafür, daß solche eine Haltung auch eine Form von kulturellem Widerstand ist gegen die überall feststellbaren Formen der Unterscheidung durch gezielte Verfeinerung.

NG/FH: Verfeinerung ist die eine These. Auf der anderen Seite gibt es aber viele kulturkritische Stimmen, die von Klangkaskaden, Bildersturm, Fastfoodkultur und Reizüberflutung sprechen, also gerade keine Verfeinerung, sondern eine Abstumpfung der Sinne befürchten.

B.B.: Wenn wir gerade beim Geschmack sind. Es gibt die großen Wehklagen über den »Hamburger« und seine Folgen. Es gibt umfangreiche pädagogische Program-

me zur Bildung des Geschmacks, die heute beispielsweise in den Schulen angeboten werden. Das ist löblich, schön, wunderbar. Aber es ist auch ganz merkwürdig, denn es gibt dabei ein paar Grundüberzeugungen, die einfach unbefragt mittransportiert werden. Warum sollte es nicht auch eine bestimmte Form von Kenner-schaft im Genuß des »Hamburgers« geben? Warum soll sich dieses Urteil der *kids* unterscheiden von dem, was wir empfinden wenn wir ein Steak essen? Das ist ein Vorurteil: Man müßte diese Jugendlichen dazu erziehen, daß sie feiner differenzieren können, daß sie überhaupt urteilen können. Möglicherweise urteilen sie sehr genau. Sie urteilen nur anders und über Anderes. Ich finde, daß sich hinterrücks in diese pädagogischen Ansätze eine ganz strenge Regelästhetik einschleicht, die bestimmte Normen vorgibt, wie etwas zu sein hat, wie man angemessen ißt. Es ist im Grunde eine Wiederkehr der Tischmanieren in ihrer falschen Form; etwas, was für mich trotz allem Aufklärungsbemühen den Muff der 50er Jahre und der Benimm-bücher wieder auferstehen läßt.

NG/FH: Ich würde abschließend gern auf die Zukunft der fünf Sinne zu sprechen kommen. Wir haben am Anfang unseres Gesprächs über die Sinnlichkeit der Sprache gesprochen. Michel Serres stellt dazu in dem Buch *Die fünf Sinne* eine Diagnose, die ich sehr spannend finde. Serres meint, wir seien momentan an einer epochalen Schwelle. Irgendwann vor Urzeiten sei einmal ein unmittelbares Welterleben durch Sprache abgelöst worden, momentan werde die Sprache von der Wissenschaft verdrängt. Die Sprache gehe ihrer Sinnlichkeit verlustig, weil sie vier ihrer sinnlichen Funktionen einbüße: Das Gedächtnis werde auf externe Datenspeicher übertragen, der Wahrheitsbezug an die Mathematik übergeben, der kommunikative Bezug zum anderen an die Massenmedien und die realitätsetzende Macht an den Staat verloren. Würden Sie diese Auffassung teilen, daß wir momentan durch die medientechnologische Entwicklung an einer epochalen Schwelle stehen, was den Zusammenhang von Sprache und Sinnen betrifft?

B.B.: Es ist schwierig, kurz darauf zu antworten. Grundsätzlich kann man natürlich sagen, es gebe so etwas wie eine Zäsur. Allerdings nicht in dem Sinne, daß sich von einem Jahr auf das andere etwas verändert. Es gibt natürlich auch Theorien oder kulturpolitische Positionen, die von einem Umbruch im Laufe der letzten 10 oder 5 Jahre sprechen. Dabei ist diese Umbruchsphase eine, die sich über lange Zeit vorbereitet hat, die – wenn man so will – bis auf die Antike zurückgeht. Wenn man bestimmte Diskussionen, die zum Beispiel im Anschluß an Foucault geführt worden sind, verfolgt, kann man feststellen, daß dies Prozesse sind, die eine sehr lange Vorgeschichte haben und die sicherlich an verschiedenen Punkten heute kulminieren. Insofern sage ich, es gibt diese Umbruchsituation. Es gibt auch eine fundamentale Umorientierung, Um-zentrierung des Gefüges oder des Produktionsverhältnisses der Sinne, des Verhältnisses zwischen Gesellschaftlichkeit, Technologie und sinnlicher Ausstattung der Menschen – allerdings ohne daß ein neues Zentrum oder ein neuer Mittelpunkt auszumachen wäre. Wir verlieren bestimmte klar definierte Machtverhältnisse – und zwar in all diesen Bereichen.

Wir verlieren das alte Modell ökonomischer Verfügungsmacht, die verbunden war mit dem Typus des großen Konzerns – im Pressebereich beispielsweise, mit dem, was als Medienkonzentration diskutiert wird. Die analytische Kompetenz scheint da den ökonomischen und technologischen Modellen atemlos hinterherzulaufen. Wir verlieren die Gültigkeit von Erklärungsmodellen, die auf die Erkenntnis von notwendigen, gesetzmäßigen Prozessen in den Wissenschaften sich berufen konnten. Chaos und Kontingenz gehören heute sozusagen »offiziell« dazu. Der alte Part des Zufalls beginnt eine neue Rolle zu spielen. Wir verlieren, wenn man so will, die Kommunikationstechnologien, die in ihrer Richtung und Wirkungsweise steuer- und vorhersehbar waren, und müssen uns mit Kommunikationstechnologien herumschlagen, die sich mehr oder weniger der Steuerung verweigern, was für alle Probleme mit

sich bringt. Und wir verlieren Formen der Staatlichkeit oder Verstaatlichung, die sich in irgendeiner Form auf politische Machbarkeit berufen könnten. Wer will heute noch behaupten, daß staatliche Prozesse in irgendeiner Form in die eine oder andere Richtung langfristig Zukunft produzieren könnten? Das ist das Problem der politisch Handelnden. All das zusammengenommen bedeutet, daß wir es mit einem enormen Verlust an Orientierung und Klarheit in unseren Vorstellungen zu tun haben.

NG/FH: Ist das ein Verlust oder auch eine Chance?

B.B.: Es ist auch eine Chance. Die ganze kulturkritische Debatte konzentriert sich darauf, die Seite des Verlustes in den Vordergrund zu stellen, sich zu berufen auf einen Zustand der Wiedererweckung der Sinne, der längst schon vergangen ist. Daß dabei aber auch möglicherweise eine neue Form von Freiheit entsteht, die auch Formen von Herrschaftsfreiheit mit sich bringen könnte, wird selten diskutiert. Man kann natürlich sagen, das sei alles illusionär und im Moment noch offen und noch nicht entschieden. Es gibt tatsächlich diese Chance, weil Prozesse nicht mehr steuerbar sind, daß sie eben so etwas wie eine zentrale Machtposition nicht mehr zulassen. Das ist spannend, auch spannend für die Sinne und dafür, wie sich die Sinne neu zusammenfügen. Ist der Bezugspunkt der Sinne dann der einzelne Körper, das einzelne Subjekt? Oder ist der Bezugspunkt der Sinne möglicherweise ein virtueller Körper? Körper werden möglicherweise unwichtiger, möglicherweise gibt es aber auch eine Grenze, über die wir nicht hinausgehen können.

NG/FH: Wagen Sie doch bitte einen – wenn auch spekulativen – Ausblick über die Zukunft der Sinne. Bemühen Sie sozusagen Ihren sechsten Sinn.

B.B.: Ich glaube, daß die einzige Chance, die im Moment besteht, die ist, sich von der Vertrautheit und damit auch von der Geborgenheit bestimmter Erklärungsmodelle zu verabschieden und zu versuchen, Fragen zu stellen. Und zwar jenseits einer Rückbesinnung auf vermeintlich sinnliche Erfahrungswelten, die immer wieder her-

aufgerufen werden, aber auch jenseits einer bloß kultur- und medienkritischen Debatte, die immer noch weitergeführt wird. Denn dies hieße in der Konsequenz, daß die Erklärungskompetenz endgültig an die Propagandisten der technologischen Trends abgegeben wird, und damit überhaupt auf Erklärung verzichtet würde.

Ich sehe die Chance einer Allianz innovativer, kritischer Zugangsweisen quer durch die Arbeitsfelder, Sparten und Lager hindurch. Sie wird ihren Hebel in der Unfähigkeit der Institutionen und Apparate finden, mit den von ihnen verwalteten Möglichkeiten umzugehen.

Und auch für die theoretische Debatte könnte eine neue Experimentierfreude hilfreich sein. Ich will nur ein kleines Beispiel nennen: Ausgehend vom Begriff der *Einbildungskraft* ließe sich Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie mit der Theorie der Technologie zusammendenken. Denn dieser Begriff spricht ja sowohl die Verhältnisse an, die unsere Sinnesvermögen zueinander einnehmen, er spricht auch von den Verhältnissen der Menschen untereinander, er spricht schließlich über den Aspekt des Einprägens, des Einbildens in einen Träger. Dieses Produktionsverhältnis der Einbildungskraft ist offen dafür, die Durchdringung zwischen Subjekt, Technik und Welt zu denken. Jedenfalls ist es genau das, was auch mit den Sinnen passieren wird: *Durchdringung*. Die Sinne werden – und das wäre nun der spekulativste Teil meiner Antwort – letztlich sich von der Bindung an den einzelnen Körper befreien, ohne aber von ihm gänzlich unabhängig werden zu können. Da gibt es auch technologisch eine materialistische Grenze der idealistischen Utopie. Aber es könnte ein arbeitendes, kooperierendes Ensemble der sinnlichen Vermögen der einzelnen Menschen entstehen, das diese mit sich selbst und mit den anderen verbindet, weil sie miteinander verschaltet sind. Das heißt, es entsteht so etwas wie ein technologischer Phantomkörper des »virtuellen Gesamtarbeiters«. Einfacher gesagt: Wir müssen damit beginnen, uns mit einem Zustand herumzuschlagen, der unsere physische wie psychische Integrität radikal umorganisiert, dezentriert.

Wir haben schon oft gesagt, daß die Wissenschaften die Welt und unseren Körper verändern; wir sagen schon seltener, daß sie mehr noch als unsere Geschichte oder all unsere Hoffnungen zu unserem Schicksal werden; wir haben noch nicht gesagt, daß sie die Sprachen disqualifizieren, und nicht nur die Sprachen, sondern schlimmer: die Sprache schlechthin, indem sie wahre Algorithmen an deren Stelle setzen. Wir können nicht mehr in der Umgangssprache sprechen, Präzision und Strenge sind für immer daraus verschwunden und in das Wissen mit seinen tausend Fachgebieten abgewandert; ihren Charme und ihre Anmut haben ihr die gewaltigen Medien- und Kommunikationsmaschinen geraubt. Zwischen dem wissenschaftlichen Babel und den wuchernden Informationsnetzen zerrieben, liegt die Sprache im Sterben, mein Buch besingt den Tod des Wortes.

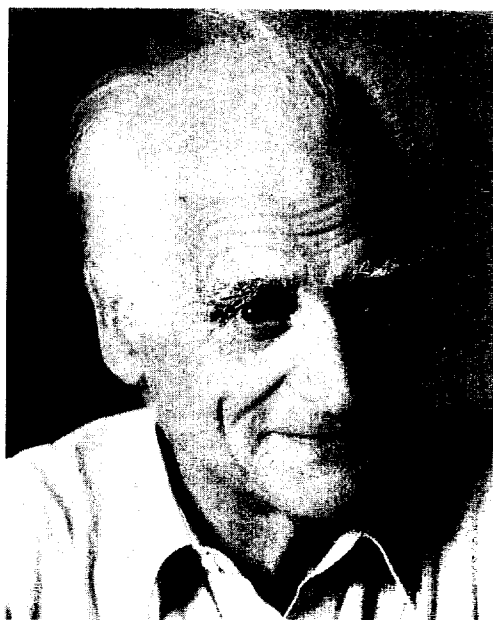
Doch seit wir Menschen sind, haben wir stets nur dadurch wachsen können, daß wir das Wort zu unserer Nahrung machten, und die Größten unter uns wurden dazu, weil sie seine Größe mehrten. Wir haben unwiederbringlich das Gedächtnis an eine Welt verloren, wie ein von Sprache entblößter Körper sie hörte, sah, wahrnahm oder empfand. Dieses vergessene, unbekannte Tier ist zum Menschen geworden, indem es sprach, und das Wort härtete sein Fleisch, nicht nur den kollektiven Leib des Austauschs und der Wahrnehmung, des Brauchs und der Herrschaft, sondern auch und vor allem seinen physischen Leib: Schenkel, Füße, Brust und Hals vibrieren vom Wort, sind dicht von Sprache. Diese stabile Periode der Menschwerdung – ich sage nicht: der Geschichte – geht zu Ende. Morgen werden wir, die wir sprechende Tiere sind, die Welt oder die Mächte nicht mehr auf dieselbe Weise sehen.

Die Wissenschaft entwurzelt die Sprache, nachdem sie sie ins Wanken gebracht hat; dieses Ereignis bedeutet einen

Umsturz für unseren Körper, für das Kollektiv und für die Welt. Wir beginnen, die Welt mit einem Leib zu sehen und zu hören, der nicht mehr dicht von Sprache ist, sondern dicht von Wissenschaft; unser Körper weiß mehr, als er sagt; früher sagte er mehr, als er wußte. Er weiß und vergißt, daß er weiß, ganz wie er früher sprach und dabei vergaß, daß er sprach. In beiden Fällen ist der Leib zugleich transparent und dunkel. Und ebenso wissenschaftlich im Fall derer, die kaum oder gar nicht wissen, daß er für die Ängstlichen, die Unwissenden, die Stummen oder die Stotternden sprach. Im tiefsten Kern des Subjektiven, des Kollektiven und des Leiblichen ist die Substitution erfolgt, die Wissenschaft löscht die Sprache aus, das ist die Erklärung unserer Zeit.

Dieser brutale Niedergang des Wortes, dieser Verlust oder dieser Tod haben uns die Welt und die anderen einen Augenblick und flüchtig so sehen lassen, wie wir sie ohne Zweifel sehen konnten, bevor die Sprache in uns Fleisch wurde. Das kurze Aufleuchten eines Blitzes zwischen den beiden Reichen, der Licht auf die fünf Sinne wirft.

Wir erleben heute eine verschärfte Krise der Sprachen. Während man sie früher für einen wertvollen Schatz hielt, sind sie heute der Geringschätzung verfallen, jeder plündert die seine, wie wir es mit der Erde machen. Unsere bäuerlichen Vorfahren, auf deren Briefe wir manchmal stoßen, drückten sich eleganter und klarer aus als die herrschende Klasse unserer Zeit. Was den Schwung des Erzählens und den Geschmack der Worte betrifft, habe ich eher verloren beim Übergang von der Landwirtschaft zur Universität, wo die hölzernen Sprachen ihre Triumphe feiern. Die Bekanntesten unter unseren Wissenschaftlern verstehen nicht zu schreiben, und unsere Verlage schreiben die Bücher der oben erwähnten Schriftsteller um. Die Medien verbreiten ein paar hundert Worte und pflegen falsche oder vulgäre Redeweisen, um populär zu



Michel Serres

Foto: Insel Verlag

erscheinen und besser zu verkaufen. Die Dichter haben kein Ohr mehr, die Intelligenz hat es schon lange verloren. Die Lehrer entdecken zwanzig Totalversager in einer Gruppe, in der früher allenfalls zwei oder drei zu finden waren, wobei unter »Totalversager« Schüler zu verstehen sind, denen man trotz größter Bemühungen seitens der Lehrkräfte weder Lesen noch Schreiben beibringen kann. Das Sprachhandwerk ist eine Seltenheit geworden, niemand schätzt mehr das Können. Noch nie zuvor haben sich jene, die unser Schicksal in Händen zu halten glauben, sich als solche Barbaren erwiesen, wobei unter »Barbaren« jene zu verstehen sind, deren Geschrei wie ein Kullern in den Gedärmen klingt und die sich dabei meist einer herrschenden Sprache bedienen.

Sie sollten nicht meinen, das sei nur ein altes Klagelied; ich stelle lediglich eine Diagnose. Die Sprache als solche geht zugrunde – mehr noch als die Sprachen im Plural. Seit wir im Zeitalter der Wissenschaft leben, stellt sich unsere Beziehung zur Welt und zu den anderen nicht mehr in erster Linie über die Sprache her.

Ein Beispiel. Wenn wir das Wort »Stern« benutzen, so meinen wir damit

einen leuchtenden Punkt unter all den Lichtpunkten, die in klaren Nächten über unseren Köpfen flimmern. Als wir uns noch auskannten, nannten wir den hellsten Stern im Großen Hund Sirius; die blaue Wega, die an langen Sommerabenden hoch im Zenit steht, nannten wir Haupt der Medusa, und jenen instabilen Punkt im Skorpion, der sogar die Farbe wechselt, nannten wir Antares. Wir ahnten, daß der Name des Kriegsgottes Mars dem Gesicht eines Sternes gut anstand, auf dem so viele Stürme vorüberziehen. Doch diese ganze unscharfe Rubrik haben wir fallenlassen, sie erscheint uns so willkürlich wie ein Taufname. Die Nacht hat ihre Riesen und Tiere verloren. Doch als Praktiker kannten wir ihre Position, um unsere eigene zu bestimmen, in der Dämmerung mit Hilfe des Sextanten; man mußte genau wissen, wann und wo sie auftauchen, während alle übrigen noch vom Licht der untergehenden Sonne überstrahlt werden, damit man den gerade noch sichtbaren Horizont und das neue Licht am Himmel beobachten konnte. Heute haben die Satelliten diese antiken Signale ausgelöscht. Exakt und präzise bezeichnen wir den ehemaligen Rigel, der zu Füßen des alten Orion liegt, als einen blauen Riesen, und den Stern, der uns am Südhimmel ins Auge fällt, als einen weißen Zwerg. Und noch strenger schreiben wir Gleichungen. Was wir ehemals die Sterne nannten, das gliedert und unterteilt sich heute in ganz neue Familien, ist zu gewaltigen Galaxien zusammengefaßt und wird jedenfalls durch ein ganzes Korpus von Codes oder Katalogen, von Kalkülen und Theorien gekennzeichnet. Der Stern als solcher oder das, was man so nannte, existiert kaum noch, die Astrophysik befaßt sich ebensowenig damit wie die Biologie mit dem Leben oder die Physik mit der Materie. Sie haben diese Worte disqualifiziert, indem sie die Dinge zum Verschwinden brachten. »Leben«, »Materie« oder »Stern« gehören weniger zur Philosophie oder zur Geschichte als zu der alten Sprache, die aufgrund der Präzisionsanforderungen und der Dynamik der objektiven Erkenntnis aufgegeben worden ist. RR Lyrae und das Licht

von NGC 1036 gehören zu gar keiner Sprache mehr, sie heben sich von der Sprache ebenso ab wie die Formeln, die man im Hinblick auf sie diskutiert.

Wer das Wort »Stern« benutzt, der gibt die Exaktheit und den Blick auf die Sache als solche auf. Kalküle und Codes treten an die Stelle dieses Ausdrucks. Es bleibt nur eine leere, unbestimmte Hülse, die langsam in Vergessenheit gerät. Unsere Vorfahren und wir sprachen vom Leben oder von den Sternen; wir werden diese Stimmen nicht mehr hören, die gut dafür waren, daß naive Verliebte sie in die Rinde von Bäumen schnitten.

Geradeso ergeht es uns, wenn wir Worte wie »Kräuter«, »Insekten«, »Gladiole« oder »Fuchsie« benutzen. Die wissenschaftlichen Codes verschlingen unsere alten Sprachen, sie fangen ein, was dort in Ansätzen an Kohärenz oder Realitätstreue enthalten ist, und übrig bleibt nur ein Fetzen mit unscharfen Umrissen. Wir finden im Wald gar nicht mehr, was unsere Eltern als Kräuter oder Insekten bezeichneten, wir gehen nicht mehr in den Wald, aus dem die Arten verschwunden sind. Die Wissenschaft hat die Tiefe der Welt oder die Beziehungen zwischen den Menschen nicht nur mit Kunstdünger und Motoren, mit Aspirin und Atombombe verändert, sie hat sie auch verwandelt, indem sie die von der Sprache bezeichneten Dinge entwirklichte; wir können nicht mehr sprechen. Wir hätten Schwierigkeiten, dort noch Materie zu finden, wo wir von Elementarteilchen und Atomkernen reden, oder das Leben dort, wo von Säuren und Enzymen die Rede ist, oder Kräuter und Korn, wo Klone und Mutanten aus Stämmen mit speziellen Resistenzen wachsen, die das genetische Genie erschaffen hat. Die neuen Landwirte dieses neuen Neolithikums lassen durch Kreuzung aller Möglichkeiten neue Wälder wachsen, in den Laboratorien. Wir werden nur noch in diese Wälder aus codierten Stecklingen gehen.

Seit dem Anbeginn unserer Geschichte schief die globale und lokale Welt, von den Herrlichkeiten des Himmels bis hin zu den geringsten Einzelheiten, den Furchen, Wasserlöchern und Steinen, unter

den Wassern der Sprache, unerreichbar und versunken wie die große Kathedrale. Niemand konnte zum Objekt gelangen, ohne den Weg über die Sprache zu nehmen, wie auch niemand Algen fischt, ohne seinen Arm naß zu machen, aber in welcher unvorstellbaren Raum.

Heute versinkt alles auf dieselbe Weise in der Flut der Wissenschaft, nichts entgeht ihrem Zugriff. Nichts. Weder die Kräuter noch das Wort »Kräuter«, weder die Sterne noch das Wort »Sterne« und auch nicht unsere Beziehungen zu anderen: unsere emotionalen Beziehungen, unsere kollektiven Verpflichtungen, was wir für uns behalten oder was wir bekennen, die unbedeutenden Wörter, die wir austauschen, ohne uns besondere Gedanken über ihren Sinn zu machen. Liebe, Mißbrauch, Gabe, Reden, Krieg, Steuer, Hingabe, auch dies sind Objekte der Wissenschaft, die einem sprachlichen Wandel unterzogen werden, bei dem wir von der Rhetorik zu einer Art Algebra übergehen. Die Wissenschaften vom Menschen befassen sich mit unseren Beziehungen und entwurzeln dabei die Sprache, indem sie hinter sie treten, wie es die exakten Wissenschaften mit den Objekten tun, wenn sie die Sprache durch einen wahren Algorithmus ersetzen. Ja, selbst die Sprache unterwirft sich Gleichungen oder Formeln. Am Ende vergißt das ehemals denkende und sprechende Subjekt, daß es weiß. Die Sprache hielt und umfaßte einmal die Objekte der Welt, die Beziehungen zwischen den Subjekten, die Beziehungen des Subjekts zur Welt, dazu das einzelne Subjekt selbst und ohne Zweifel das kollektive Wir; sie brachte die Gesamtheit der Welt zum Ausdruck, die man noch historisch nennen konnte und in der alles nur im Schoße der ihr eigenen Sprache zu wachsen vermochte; heute hält und umfaßt die Wissenschaft all diese Subjekte und Objekte, deren wechselseitige Beziehungen und schließlich auch die Sprache, die das alles einst hielt und umfaßte.

Der alte exakte Sprecher sieht sich zermalmt zwischen der gigantischen Zunahme der wahren Algorithmen, die ihm seine Präzision genommen haben, und der

ebenso gigantischen Zunahme der übriggebliebenen mediatisierten Fetzen, die ihm seine Verführungskraft genommen haben.

Weshalb habe ich über die fünf Sinne in einer Sprache geschrieben, die seit langem schon von so vielen wahren Algorithmen disqualifiziert worden ist, in einer Sprache ohne Biophysik, ohne Biochemie, ohne Physiologie, ohne Psychophysiologie, ohne Akustik, Optik und Logik, die sich der langen Kette von Experimenten entledigt, der Formeln, Modelle, Schemata und analytischen Kalküle? Weshalb über ein Objekt schreiben, das sich in einer sterbenden Sprache verliert?

Oder: Weshalb schreibe ich nicht im Zirkuslärm?

Die drei großen Mächte unserer Zeit, die ohne jede Gegenmacht dastehen, haben der Sprache ihre Komponenten geraubt. Die Wissenschaften haben ihr den Wahrheitsbezug zur Realität genommen; die Medien haben sich ihrer Verführungskraft gegenüber anderen bemächtigt; der Staat übernimmt ihre performative Macht; was

er sagt oder schreibt, existiert und setzt sich durch, weil er es sagt oder schreibt. Diese drei Mächte haben den Raum besetzt und kennen keine andere Gegenmacht als die beiden jeweils anderen.

Da bliebe nur die Möglichkeit, drei Arten von Büchern zu schreiben, in diesen drei Komponenten der Sprache, falls man die Macht über Dinge und Menschen liebt.

Meine schöne, alte, solide und treffende Sprache hat ihre Macht an die Wissenschaften verloren, ihren Charme und ihre Anmut an die riesigen Informations- und Unterhaltungsunternehmen, ihre bestimmende Kraft an jene, die diktieren, was Tatsache ist.

Nur Fetzen sind von ihr geblieben. Und dieses zerlumppte Phantom besitzt immer noch eine vage ästhetische Funktion. Ästhetisch?

Soll sie nur über die fünf Sinne reden und die Schönheit der Welt besingen.

Das Abenteuer der Philosophie beginnt von vorn, und zwar genau an dem Ort, an dem es stets begonnen hat.

»Der Zuschauer: Sehen und Geschenwerden«

Foto: Museum für Gestaltung Basel



Präsent, absent, verlieren die Wissenschaften sich im Subjekt, das nun weiß. Es weiß und braucht daher sein Wissen nicht auszubreiten. Es kennt die Adresse der Datenbanken, auf die es zurückgreifen kann, wenn es sich erinnern möchte. Wir leben nicht im Zeitalter spärlich gestreuter Bibliotheken. Die Information, die überall verfügbar ist, macht das Vergessen möglich. Sie ist in der Luft, die wir atmen. Wozu noch zitieren oder eine Liste von Disziplinen oder Aufsätzen abschreiben, wenn jeder sie sich in fast unendlich kurzer Zeit beschaffen kann? Weshalb sollte man eine Liste, die bereits zu lang ist, um einen weiteren Punkt verlängern, der doch nur wieder die Liste selbst enthält? Wenn das Gedächtnis objektiv wird, dann wird das denkende Subjekt vergeßlich. Wenn der Zugang zum Wissen keinerlei Hindernisse mehr kennt, verändert sich der Status des Wissens. Wenn die Sprache sich wandelt, dann wandelt sich alles.

Gedächtnis und Sprache befreien sich. Ersteres durch Maschinen und Netzwerke; wir werden keine Doktorarbeiten mehr schreiben. Wir werden unmittelbar schreiben, unbeschwert und frisch dank der Erleichterung, die uns die in den Datenbanken deponierten Verweise bieten, außerhalb des Textes, außerhalb des Körpers, ja, in präzisiertem Sinne außerhalb des Subjekts.

Und die Sprache läßt gleich dreimal ihre Hauptkomponenten hinter sich.

Man hat sie totgesagt. Wir können auch sagen, sie ist frei. Endlich frei von der Last ihrer Verpflichtungen.

Jedesmal, wenn ein Organ – oder eine Funktion – sich von einer alten Verpflichtung befreit, erfindet es etwas Neues. Als die Pfote oder Hand durch den aufrechten Gang von der drückenden Last des Stützens oder Gehens befreit ist, verändert sie sich; als Mund, Kinn oder Maul durch die aufrechte Körperhaltung von der vitalen Notwendigkeit des Zupackens befreit sind, da beginnen sie zu sprechen. Das Gedächtnis befreit sich gleich dreimal: bei der Entstehung der Schrift, durch die Entdeckung des Buchdrucks und nun durch den Computer. Wer vermag zu sagen, was die Erfindung der Geometrie der Entstehung der

Schrift verdankt? Wer vermag zu sagen, was die Experimentalwissenschaften dem Buchdruck verdanken? Zu welchen Neuerungen wird uns das dritte Vergessen führen?

Und zu welcher neuen Verfügbarkeit erhebt unsere Sprache ihre Wiedergeburt?

Ich versuche, das Buch, das ich schreibe, und das Subjekt, das es schreibt, aus den objektiven Listen, den maschinellen Gedächtnissen, den ermittelten Algorithmen herauszuholen, um sie einem neuen Subjekt zurückzuerstatten und das Abenteuer der Philosophie aufs neue beginnen zu lassen. Dem neuen denkenden Subjekt, das vergeßlich und wissend zugleich ist, das über Computer mit ihrer künstlichen Intelligenz, über Datenbanken mit ihren Informationsbeständen verfügt und sie fern von sich deponiert, das also losgelöst ist von seinen alten Funktionen, welche es den Artefakten und Algorithmen überantwortet hat, diesem Subjekt gebe ich das erstbeste Objekt: das Gegebene.

Das traditionell erste Objekt der traditionellen Philosophie, welche die Erkenntnis von dieser Basis her konstruieren wollte, das erste Objekt auch für uns, weil es den Rest an Kompetenz dessen bildet, was von der Sprache übrigbleibt, wenn sie alles verloren hat; weil es das Äußere ist, das unsere Gedächtnisse übriglassen, wenn sie sich aller Daten bemächtigt haben. Das erste Objekt heute ebendeshalb, weil es der letzte Rest ist. Nein, wir haben nicht mehr denselben Ehrgeiz. Brosamen vom Festmahl der Sprache, das woanders stattfindet.

Das vergeßliche, losgelöste Subjekt taucht ein in die unvergeßliche Welt.

Die fünf Sinne, immer noch auf dem Sprung in ein neues Abenteuer, geisterhafte Realität, zaghaft in einer geisterhaften Sprache beschrieben – das ist mein Buch.

Ich hätte es Auferstehung nennen wollen – oder Wiedergeburt: Renaissance.

Michel Serres Text »Signatur« beschließt seine Studie über »Die fünf Sinne«. Er ist gedruckt mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlages.

A nose is a nose is a nose...

Aseptische Räume, desodorierte Körper, Dauerbeschallung, eine Flut an Bildern, scharfe Gewürze, Reizarmut, Datenautobahnen, Lachgas, Konfektionskleidung,... – die Aufzählung scheint disparat, und doch könnte das alles auf eine Anästhesierung hinauslaufen. Doch die Dinge liegen nicht so einfach, wie man am Beispiel des Reizschutzes zeigen kann: Wo die Kultur z.B. über Kleidung und Regeln des Anstandes die Reizbarkeit einschränkt, nisten sich gerade ausgezeichnete Orte des Kitzels ein. Sparsame Reizung kann also die Sensitivität erhöhen. Was dem Auge das Lid, sind der sensiblen Haut gegerbte Tierhäute, *stone-washed* Jeans oder wollene Leibchen: Reizschutz vor Kälte und Berührung. Aber jedes Kneifen, jedes Scheuern des Saums an der Haut trägt zum Körpergefühl bei. Wenn das verloren geht, sieht sich mancher zu drastischeren Formen der Reizung genötigt, *Borderline*-Patienten können sich zeitweise nur im Schmerz spüren, den sie sich z.B. über Schnitte der Haut zufügen.

Mit Anästhesierung meint man zumeist, daß die Empfindlichkeit für die niedrigeren Grade und die feineren Unterschiede abhanden kommt.

Probate Wege der Anästhesierung können dabei sowohl ein Abschotten gegen Reize wie die Überreizung sein, diese setzt die Reizschwellen hoch, jene droht das Sensorium gleichsam auszuhungern. Ein Zuviel an Reizen ist eine Überlast, wobei dem, was den Sinnen gegeben wird, nicht mehr begegnet werden kann.

Fehlen hingegen Störreize und andere (An-) Reize für den Organismus, so läßt eine lastende Müdigkeit nicht lange auf sich warten. Monotonie droht einen zu verschlingen.

Die genannten Beispiele lassen ahnen, daß die Wahrnehmung ihre Abgründe hat:

Nennen wir das Reiz-Futter der Wahrnehmung und den Stoff, aus dem der empfindende Leib ist, mit dem französischen Psychoanalytiker Jacques Lacan das »Reale« (das nicht die Realität ist). Das Reale kann ebenso in der gähnenden Langeweile wie im Sog der Sinne zustoßen, Sog, in dem der »reale« Leib von der »realen« Empfindung aufgesogen wird. Im griechischen Wort *chaos* sieht Heidegger einen Wink in das Gähnende, Klaffende.

Das »Reale« ist von der Art jener Erlebnisse, die man nicht ohne Gefahr *einverleibt* [Im folgenden werden Begriffe von Friedrich Nietzsche kursiv gesetzt]. »Um weise zu werden, muss man gewisse Erlebnisse erleben *wollen*, also ihnen in den Rachen laufen. Sehr gefährlich ist diess freilich; mancher »Weise« wurde dabei aufgefressen« (Nietzsche).

Das Chaos des »Realen« kann den Menschen als »realen« wieder in sich zurücknehmen, etwa indem wir völlig hungerissen sind oder in eine Berührung gleichsam ausfließen. (So erklärt sich die Panik vieler schizophrener Patienten vor körperlicher Berührung und Nähe – sie kommen aus ihr nicht mehr zu sich.)

Die Erfahrung der »bloßen« Sinne und des Realen der Empfindung, der griechischen *aisthesis*, ist selten, sie reißt den Menschen aus seinem üblichen Befinden und seiner Orientierung in der Welt. Normalerweise vernehmen wir nicht »zunächst und eigentlich einen Andrang von Empfindungen, z.B. Töne und Geräusche, sondern... wir hören den Mercedes im unmittelbaren Unterschied zum Adler-Wagen« (Heidegger). *Horch* hieß passend eine andere Autofirma, die man heute in lateinischer Übersetzung unter dem Label *Audi* kennt: Kraftwagen aller Marken, die ihre PS-Leistung, Tempo, Straßenbelag, Niederschlag, Strecken, Kurven und Ampeln, ja selbst das Temperament des Fah-

ners (Kavalierstart) hörbar machen. Die Deutung ist bei der Empfindung immer schon bei der Hand, alles, was die Sinne angeht, scheint uns etwas anzugehen, etwas zu sagen.

In den Routinen der Wahrnehmung verfängt sich das Gegebene umgehend in einem symbolischen Raster an Worten, figuriert sich zu bekannten Gestalten, Gegenständen, flockt zur Bedeutung aus, gerinnt zum Wahrgenommenen, zum Festgestellten. Erwartungen, gesättigt mit früheren Sinneserfahrungen, kommen dem Gegebenen schon auf halbem Wege entgegen, um das ›Reale‹ der Sinne sinnhaft zu binden.

Die Interpretation ist dabei keine ausschließlich kognitive Angelegenheit. Sie setzt wohl bereits auf der Ebene dessen ein, was man in Anlehnung an Nietzsche eine *Philologie* der Sinne nennen kann: Selektive Empfänglichkeit für die enge Bandbreite sogenannter adäquater Reize, unwillkürliches, gespanntes Aufmerken etc... Der Mensch als *nicht festgestelltes Tier* ist wegen eben dieser Offenheit, wegen seiner Armut an Instinkten und Schlüsselreizen auf allen Ebenen der Wahrnehmung darauf angewiesen, zu schematisieren und zu interpretieren:

»Der Mensch ist ein Formen- und Rhythmen-bildendes Geschöpf; er ist in nichts besser geübt und es scheint daß er an nichts *mehr* Lust hat als am *Erfinden* von Gestalten... Ohne die Verwandlung der Welt in Gestalten und Rhythmen gäbe es für uns nichts ›Gleiches‹, also auch nichts Wiederkehrendes, also auch keine Möglichkeit der Erfahrung und Aneignung, der *Ernährung*... ›Erkenntnis‹ erweist sich, dergestalt betrachtet, nur als ein *Mittel der Ernährung*.«

Der wahrnehmende, reizhungrige Körper begrüßt das Sinnesdatum, und der Verstand tut das Seine, indem er die Daten weiter verarbeitet. Nietzsche greift zu einem krassen Vergleich: »Der Geist *ist* ein Magen!«. Taktile Hypersensibilität ist einem empfindlichen gastrischen System vergleichbar, eine erinnerte Empfindung wie ein Aufstoßen. Nachdem Nietzsche seine *Zarathustra*-Passion schrieb, klagt er über »absurde Reizbarkeit der Haut

gegen kleine Stiche, eine Art Hüllosigkeit vor allem Kleinen... – Ich wage noch anzudeuten, dass man schlechter verdaut.«.

Wie die Verdauung das Mittagessen dem bereits einverleibten Frühstück gleichmacht, so die Wahrnehmung die Empfindungen: »Der Geist *will* Gleichheit *d.h.* einen Sinneneindruck subsumieren unter eine vorhandene Reihe: ebenso wie der Körper Unorganisches sich *assimiliert*.« Nietzsches sinnliches Philosophieren unternimmt den Versuch, in eigenwilligen organomorphen Wendungen sämtliche geistigen Funktionen zu simulieren.

Werden oder Sein?

Unverdaulich wäre die ›reine Empfindung‹. Was wäre gar das ›Reale‹ als Kraft, solange es noch nicht unsere »Sinnespforten« (Freud) passiert hat, noch nicht gefiltert, wie durch ein Sieb passiert wurde? Nennen wir dieses ›Reale‹ mit Nietzsche *Chaos*. Chaos, das für ihn die Welt, aber zugleich der ›reale‹ Leib ist. Damit zwischen dem Körper und seiner Umgebung eine Differenz aufgebaut werden kann, begegnen der einströmenden Energie Kräfte des Organismus, die den Reiz umbilden. Dem Reiz wird eine Fläche des Widerstandes geboten, in die er sich als Differenz einschreibt, die Reize werden moduliert, transponiert, ihnen wird eine Konfiguration gegeben. Im Erkennen eines Geräusches als Adler-Kraftwagen stellt der Wortsinn das sinnliche Geschehen fest, rubriziert das Gegebene unter einen Begriff, womit der *Strom des Werdens*, das was uns innerviert, aber auch das, was aktiv die Daten interpretiert, stockt. Die Wahrnehmung von etwas rekurriert immer auf früher Wahrgenommenes, auf sprachlich geprägte Klassen von Dingen. Das Spezifische, das Singuläre, das die Sinne im Moment angeht, wird dabei ausgeblendet, die feine Nuance wegetuschiert, wenn der Sinn, das Ding, feststeht.

In dieser Spannung von *erstens*: Bewegung der affizierten Sinne, chaotischem Reiz, der als An-Reiz Energieressourcen des Organismus weckt, und zu lebendiger



»Der Zuschauer: Sehen und Gesehenwerden«

Foto: Museum für Gestaltung Basel

Umformung und Interpretation des Reizes anregt und *zweitens*: konventioneller Wahrnehmung bleibender Objekte spielt die sinnliche Erfahrung, die sich für Nietzsche als Widerstreit zwischen Werden und Beständig-Sein darstellt.

Wahrnehmungsräume eröffnen

Nietzsche setzt auf das erstgenannte bewegende Moment, denn das, was letztlich Kraft einspielt, den Körper belebt, neue ungewohnte Aussichten eröffnet, verheißt eine Ästhetik der Sinne, die ihre poetische Kraft der Formenbildung, Gestaltwerdung nicht in den immergleichen Rahmen der Fest-Stellung, der usuellen Wahrnehmungsperspektiven und Denkgebräuche erschöpft, sondern sich Energieumsätzen von Reizen aller Art zuwendet und sie immer neu perspektiviert und interpretiert: Die *aisthesis* bringt Nietzsche mit der Forderung nach einer Ästhetik im Sinne der Neubildung von Perspektiven zusammen.

Wie hat man sich eine solche Ästhetik vorzustellen? Unser Denken arbeitet we-

sentlich mit Kategorien, die eine Beständigkeit der Umwelt suggerieren. Diese Perspektive des Bleibenden verbündet sich mit einer bestimmten Weise des Sehens und Tastens: Obgleich sich die Augen, selbst wenn wir etwas starr zu fixieren meinen, ständig bewegen, um über die Differenz an Reizen die Reizbarkeit der Sinneszellen zu erhalten, und obwohl die Finger zum Tasten über das Objekt streichen müssen, um etwas zu ertasten, haben wir gelernt, uns des Gesehenen über das Getastete zu versichern und ihm eine dauernde Existenz zu unterstellen. Zweifelsohne ist die Objektwelt eine brauchbare Hypothese, das Leben wäre ohne sie nicht aufrechtzuerhalten. Andererseits schneidet uns das Diktat dieser einen Perspektivierung von den vielfältigen Potentialen der Sinne und des Denkens ab.

Welche Perspektiven würde ein Denken in sich schließen, das dem Reizgeschehen näher verbunden wäre: z.B. was den Reiz in seiner Flüchtigkeit angeht (das Verklingen des Schalls); die Adaption (des Geruchssinns)? Reize dieser Art legen kaum

die Annahme von Substanzen nahe. Auch wenn der Begriff des *Perspektivismus* für Nietzsches Denken eine gewisse Vorherrschaft des Auges beinhaltet, wäre zu überlegen, was die differenten Perspektiven der verschiedenen Sinne sind, und wie ein Umschalten zwischen den Perspektiven und den mit ihnen verquickten Sinnen andere Denk- und Wahrnehmungsräume eröffnen könnte. Vielleicht könnte das Denken dem Hören das Polyphone ablauschen, von der Nase das *Wittern* lernen, das Gespür für Spannungen und Differenzen ließe sich erhöhen...

Die Sinne bieten eine hohe Schule der Differenzierung. Hören wir Nietzsches Hymne auf die Nase, die mehrere tausend Gerüche unterscheiden, ja sogar »stereo-riechen« kann, indem sie die minimalen Differenzen der Duftmoleküle in der linken und rechten Nasenmuschel zur Richtung der Duftquelle verrechnet:

»Und was für feine Werkzeuge der Beobachtung haben wir an unsren Sinnen! Diese Nase zum Beispiel, von der noch kein Philosoph mit Verehrung und Dankbarkeit gesprochen hat, ist sogar einstweilen das delikateste Instrument, das uns zu Gebote steht: es vermag noch Minimaldifferenzen der Bewegung zu konstatieren, die selbst das Spektroskop nicht konstatirt.«

Für Nietzsche bedeutet das die Aufgabe, die Sinne *zu Ende zu denken*, sie gerade nicht gegen den Verstand auszuspielen, sondern dem Verstand als einem Ausläufer der Sinne eine neue Dynamik zuzumuten und mit usuellen Wahrnehmungs- und Denkmustern zu brechen.

Sinne und Verstand sind bei Nietzsche verschlungene Phänomene.

Es scheint mir auch nötig, mit dem Konzept der traditionellen fünf Sinne zu brechen, berücksichtigen sie doch nur diejenigen Modalitäten, welche Reize von *außen* empfangen: Gesicht, Gehör, Gestalt, Geruch und Geschmack. Dieser Fokus auf eben diese fünf Sinne rührt daher, daß der Zweck der Sinne offensichtlich dahingehend bestimmt wird, Qualitäten von äußeren Objekten zu erfassen. Nietzsche scheint mir demgegenüber nahezulegen, Sinne und Sinnlichkeit zusammen-

zudenken und an die endogenen Reize zu erinnern. Beispiele für diese inneren Sinne sind der viszerale Leibschmerz, der diffus ausstrahlt, der Stich, der durch das Innere des Körpers zieht, aber nicht zuletzt Hunger, Durst und Trieb. Auch das lustbetonte Gefühl der Kraft ist als *tonische Spannung* im Körper wahrnehmbar, wenn man sich reckt und streckt. Nietzsche setzt auf diese Steigerung an »tonischen Affekten, welche die Energie des Lebensgefühls erhöhen«.

Nietzsches sinnlichem Philosophieren ist es dabei nicht um ein wahlloses Anreizen, Aufreizen gleich welcher Art zu tun, sondern darum, wie man den Reiz wendet, ob man den Reiz von der Lust bis zum Schmerz *dionysisch* annimmt, aufnimmt, gutheißt, ob man eine feine Zunge beweist in dem, wovon man sich reizen läßt. Zugleich geht es um die Art, wie man die Daten interpretiert, ob man sich viele Stile der Interpretation, multiple Perspektiven im Denken und Erfahren leisten kann oder sich in seinem Blickwinkel und Erfahrungsraum von konventionellen Deutungen bestricken läßt.

Das Leben, das für Nietzsche auf Steigerung aus ist, versiegt, wenn die Welt in ihrer Dynamik geleugnet wird und stattdessen beständige Dinge als wahr genommen, gesetzt werden. Das Wahrnehmen von bleibenden Objekten ist eine Errungenschaft des »Realitätsprinzips« (Freud). Notwendigerweise sieht sich das Leben vor dem Chaos vor, und versieht sich dabei: Für die Wahrnehmung gilt, was Nietzsche über die Wahrheit sagt: Sie ist *die Art von Irrthum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte*.

Doch verfestigte Perspektiven der Wahrnehmung erschöpfen die Kraft und das kreative Potential.

Nietzsche setzt auf die Kraft aller Sinne und ihr Streben nach einem Mehr an Kraft und Spielraum. Er benennt diese Tendenz bekanntlich in der mißverständlichen Formel vom *Willen zur Macht*.

Ohne auf deren problematischen Charakter an dieser Stelle eingehen zu können, möchte ich versuchen, ihr einen Sinn für die Sinneserfahrung abzugewinnen:

»Organe *kämpfen* miteinander um die Nahrung, die Reize«. Reize sind auch die *Nahrungsmittel* der Triebe, der Leibreize.

Dieser *Kampf* spielt sich in jeder gewöhnlichen Wahrnehmung ab. Ja jede Nicht-Wahrnehmung ist sein Resultat, denn das Abschotten gegen als irrelevant erachtete Reize ist essentiell notwendig für die – gemessen an der Informationsmenge der Reize – verschwindend geringen kognitiven Verarbeitungskapazitäten. Jede gespannt gerichtete Aufmerksamkeit legt andere Sinne lahm. Ein Sinn spielt sich zulasten anderer in den Vordergrund, koalitiert zeitweise mit einem zweiten, hängt sich an ihn an etc. »Die Hand des Klavierspielers, die Leitung dorthin und ein Bezirk des Gehirns bilden zusammen ein Organ (welches sich abschließen muß, um sich stark contrahieren zu können). *Getrennte Theile des Körpers telegraphisch verbunden – d.h. Trieb.*« Im Klavierspiel wird taktil jeder Anschlag der Taste mit der Schwingung im Ohr dynamisch abgeglichen und feinmotorisch umgesetzt. Diese Koordinationsleistung verschiedenster Sinne und Organe ist für Nietzsche das Wunder des Leibes.

Doch eine funktionale und teleologische Betrachtung verkürzt das Phänomen. Der Sinn der Sinne, z.B. der Zweck des Auges, des Mundraums scheint auf der Hand zu liegen.

Aber das Hören als Zweck des Ohrs ist, so Nietzsche, nur eine privilegierte Nutzenanwendung, eine Interpretation, ein Wille zur Macht, der zu einer Spezialisierung des Organs beigetragen haben

mag,
aber
weder
die

Genealogie eines Sinnesorgans erklärt, noch den Fächer seiner Bedeutungen erkennen läßt. Es glauben nur »die Naiven, daß das Auge um des Sehens willen entstanden sei«.

Organe müssen sich erst organisieren, ein Sinnesorgan muß sich erst aus dem Chaos des Realen herauschälen, sich abgrenzen, *abschließen*. Das Sensorium bildet sich, indem es sich an Reizen übt, es sucht deshalb Reize als Widerstände auf, um das Sinnesorgan zu schärfen, seinen Umsatz an Energie und Information zu erhöhen.

Die Polyvalenz der Sinne wäre das, was über die vordergründige Funktion hinausgeht, dasjenige, was während des Essens, Fühlens, Sehens usw. anfällt.

Die von Freud herausgearbeiteten infantilen Sexualorganisationen, sind, so meine These, nichts anderes als eine Entfaltung des Fächers an organischen und psychischen *Werten*, Bedeutungen, von Sinnen. Ein Beispiel: Wenn der Säugling Geschmack an der Milch findet, kommen die Lippen beim Saugen taktil auf ihre Kosten und entdecken ihre Lust am Schnulzer: Freud bezeichnet dieses Erwecken neuer Lüste im Zuge einer bestimmten Reizung oder Befriedigung als *Anlehnung* von Trieben.

Orale Perspektiven erschöpfen sich also nicht in der Beendigung des Leibreizes »Hunger«. Der Wunsch nach *Einverleibung*, lukullische Genüsse, das Spüren der Kraft im Biß als aggressive Lust... – in dieser Art fächert sich das Orale perspektivisch aus. Wille zur Macht heißt in dieser Hinsicht, daß jeder Sinn zunächst »auf eigene Faust« (Freud) auf sein Reiz-Futter

aus ist, Differen-
zen, Wider-
stände auf-
sucht,
sich
für



Perspektiven der Sinne. Naomi Campbell in der Werbekampagne von TRIUMPH INTERNATIONAL. Mit deren freundlicher Unterstützung.

Foto: Werner Bokelberg

sich betätigt, oder sich mit anderen Sinnen zusammentut und sie für sich arbeiten läßt.

In Analogie zu Freuds Logik der Anlehnung könnte man von einer Anlehnung der verschiedenen Sinne aneinander sprechen. Von daher erscheint ihre Trennung als reichlich künstlich. Bekannt ist, daß Geschmack und Geruch unentwegt zusammenspielen. Unter den Ingredienzien des Geschmacks ist auch die mit Lippen und Zunge gefühlte Oberfläche der Speise, der Widerstand, den sie dem Mahlen und Reißen der Zähne bietet, ja unter Umständen der Schmerzsinne – sie alle lassen nicht nur uns schmecken, sie lassen es auch *sich* schmecken. Einen weiteren Hinweis auf die Anlehnung der Sinne gibt die Abhängigkeit des Temperaturempfindens von der gefühlten Oberfläche eines Dinges: die Metallgabel scheint uns kälter als das Holzbrett, auf dem sie liegt.

Das Multimodale und Verwickelte der Sinneswahrnehmung bedeutet nicht notwendigerweise, daß die Sinne ursprünglich synästhetisch verbunden sind, sondern daß die Sinneserfahrung ein Gemisch darstellt, da immer mehrere Sinne gleichzeitig gereizt werden. Die Ausdifferenzierung der »Einzel«-Sinne dürfte eine spätere Entwicklung sein. Zwischen den Sinnen spielen sich zudem die genannten Koordinationen ein, ein Sinn wird von einem anderen für seine Belange gespannt. Der Leib ist für Nietzsche keine gegebene Organisation, sondern ein Haufen mehr oder weniger chaotischer *Lebewesen*, wie Nietzsche die verschiedenen Organe, Triebe etc. nennt. Diese Lebewesen organisieren sich, sie machen für eine Weile gemeinsame Sache, vereinigen sich zu einem »Organ« (s.o.: Klavierspiel) und sie spielen zum Organismus als einem »Gesellschaftsbau vieler Seelen« zusammen. Nietzsche spricht von der »prachtvolle[n] Zusammenbindung« dieser Lebewesen, dieses bunten Straußes an Trieben und von der *Pflanze* Mensch. Den Begriff des *Selbst* verwendet Nietzsche nicht für eine stabil gedachte Person, sondern er zielt mit ihm auf jene zeitweise im Körper gebildete Allianz von Sinnen, Trieben, Organen, welche momentan den Ton angibt.

Tasten

HARTMUT BÖHME

Plädoyer für das Niedrige:

Der Tastsinn im Gefüge der Sinne

Den verzweifelten Anhängern Jesu erscheint der Gekreuzigte nach seiner Grablegung verschiedentlich in Visionen und Auditionen. Jesus ist nicht mehr als Körper in der Sinnenwelt identifizierbar, dennoch aber anwesend. Er ist sinnlich präsent – dem Auge und Ohr wahrnehmbar –, und zugleich nicht-sinnlich, nämlich ein virtueller Untoter ohne die Raum-Zeit-Bindung physischer Lebewesen. Der Jünger Thomas glaubt den Berichten nicht. Jesus erscheint aufs neue und spricht zu Thomas: »Reiche deinen Finger hierher und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie mir in die Seite...« (Joh. 20,27). Das tastende Spüren also überzeugt Thomas von der virtuellen Wirklichkeit Jesu. Bei Lukas fragt der tote Jesus die verwirrten Jünger, ob sie etwas zu essen hätten. »Da reichten sie ihm ein Stück von einem gebratenen Fisch. Und er nahm es und aß vor ihren Augen.« (Lk 24, 39-43). Über das Taktile hinaus kommt hier nicht nur der Geschmacksinn, sondern zugleich der Stoffwechsel ins Spiel, der den Verkehr zwischen physischem Leib und elementischer Natur reguliert. Das Essen ist die intensivste Selbstberührung der Materie in ihren zwei Aggregaten: Leib und Stoff.

Aufschlußreich ist, daß die Verifikation der Realpräsenz Jesu durch die niederen Sinne geschieht, diese Verifikation selbst aber wieder als »Sehen« bezeichnet wird. Thomas sieht mit dem Finger! Das heißt: Sein Erkennen ist im Wortsinn ein »Begreifen«. Das Intermediäre von Jesus heißt, daß er Leib und Nicht-Leib zugleich ist und beides ganz: Darum ist er kein »Geist« und keine Projektion, denn beides wären nur akustisch-visuelle Erscheinungen (gleichsam: nur Kino). Die virtuelle Realität Jesu aber hat ihre Evidenz darin, daß die unteren Sinne ihn beglaubigen. »Ich taste ihn« heißt: »Also ist

er!«. Darin liegt ein systematisches Argument: denn die Realpräsenz von Körpern hängt daran, daß sie tastbar sind. Was tastbar ist, existiert. *Esse est tangere et tactum* – so kann man in Abwandlung von George Berkeley sagen. Was man nur sieht oder hört, kann ein Phantom sein. Daraus läßt sich der Schluß ziehen: Virtuelle Realität ist nur dann selbstevident, wenn sie für die unteren Sinne und insbesondere für den Tastsinn spürbar ist. Dies ist das Programm der Cyberspace-Techniken heute. Es geht längst nicht mehr nur um Simulationen, sondern um die Realpräsenz virtueller Realitäten, die durch die unteren Sinne beglaubigt wird. Der nachösterliche Jesus ist ein Medienereignis ersten Ranges. Man kann auch sagen: die Technologien der virtuellen Realität folgen der Logik religiöser Epiphanien.

Als wollte Jesus einer solchen Entwicklung vorbauen, deklassiert er die Erfahrung des Thomas. Nicht Thomas ist Modell des rechten Gläubigen, sondern diejenigen, welche aufs Zeugnis des bloßen Wortes hin glauben (Joh 20,29). Der eigentliche »Sinn« der geöffnet werden soll, ist der Schriftsinn, nicht der Sinn des Leibes. Wie Gott aus Wörtern heraus die Welt schuf, so sollen wir aus den Worten heraus an den Auferstandenen glauben –: das ist seine Himmelfahrt. Als Jesus der Maria aus Magdala erscheint, sagt er das berühmte: »Noli me tangere! Berühre mich nicht!« (Joh 20,17). Was beide tauschen, sind die Namen, mit denen sie sich anrufen. Im Namen, im Wort – so lautet die hier antizipierte Tendenz der christlichen Kultur – soll die Beglaubigung des Wirklichen der Wirklichkeit liegen. Das »Noli me tangere!« ist ein Imperativ der Metaphysik der Schrift, welche der monopole Träger der Realität zu sein hat.

»Noli me tangere!«

Dennoch erkennt man an der Formel des »Noli me tangere!«, wovon die Wort- und Schrifttheologie ausgeht–: nämlich von der Materialität der Sinne. Die Sinne erschließen alle Realität vom Leibe her. Was sich nicht spüren, tasten, greifen

läßt, das ist bloßer »Geist«, Gespenst und Phantom. Das Christentum ist die Kultur, welche die Immaterialisierung am nachhaltigsten betrieben hat, die heute medientechnologisch verlängert wird. Wie Thomas sollen auch wir die virtuelle Präsenz sinnlich erleben und für wirklich halten – um den Ausstieg zu bewerkstelligen aus der Sphäre der Materie in die Welt des reinen Geistes. Auch das Abendmahl ist ein vortechnisches Ritual, das ein »abwesendes Anwesendsein«, d.h. den Modus virtueller Realität, einzüben lehrt.

Johann Gottfried Herder hat für unsere Gefühle eine doppelte räumliche Richtung ausgemacht. Er nennt sie Attraktion und Repulsion. Einmal fühlen wir uns leiblich zu etwas hingezogen, zum anderen abgestoßen. Das Attraktive erhält seine Qualität daher, mit einem anderen im Berührungskontakt stehen zu wollen; wohingegen das Berührende vermieden, ja zurückgestoßen wird, wenn wir an uns selbst repulsive Kräfte spüren, die uns Dinge oder Personen »vom Leibe halten« sollen. Zwischen dem repulsiven und attraktiven Pol unserer Empfindungen belehrt vor allem der Tastsinn über die variantenreiche Skala unseres leiblichen »In-der-Welt-Seins«. Es geht hierbei um etwas anderes als im Beispiel der Jünger Jesu. Hier kam es auf den Zusammenhang zwischen Tastsinn und Erkenntnis an, der im Verb »begreifen« noch präsent ist. Voltaire spricht noch unumwunden von den »Händen der Erfahrung«; er meint damit, daß das »Handgreifliche« die Quelle zuverlässiger Erkenntnis sei. Das eröffnet ein anderes Vorstellungsfeld als jene Ausdrücke, die Erkenntnis mit dem Visuelsinn verbinden wie »Einsicht« oder »theoria«.

Aus ethnologischen wie sprachgeschichtlichen Zeugnissen wissen wir um die Bedeutung des Berührens, dem mehr als den anderen Sinnen eine magische Macht innewohnt. In allen Kulturen ist der Berührungszauber verbreitet. So ist auch der Akt des Segnens oft mit einem Handauflegen verbunden, weil dadurch die leibliche Übertragung von positiven Kräften erfolgt. Zwischen Berührendem und Berührtem ist eine Art Fluidum anzunehmen. Es vermittelt den Austausch von



Jeff Koons/Cicciolina: »Made in heaven«, Biennale Venedig, 1990

Foto: Christina Thomas

Kräften zwischen Personen. Auch das Heilige wird durch dieses Fluidum inkorporiert. Keineswegs ist diese taktile Magie auf sogenannte einfache Kulturen beschränkt. Der christliche Reliquienkult, die Berührungswunder durch Jesus oder durch Heilige, die Weihung von Kultgegenständen durch Berührung ist nur vor dem Hintergrund zu verstehen, daß das Berühren als ein Anfüllen des Berührten mit einem wundertätigen Fluid vorgestellt wurde.

Denn der Berührungssinn agiert vornehmlich im Modus des Fließens und Strömens. Darum ist das Zärtliche sein schönstes Revier. Zärtlichkeit ist Berührung im Fluß. Fließgleichgewicht der Leiber. Auch fließende Gewänder vermitteln dieses Fluidum des Berührungssinns. Wie gleitende Hände strömen die Naßgewänder über die Leiber antiker Statuen. Hier ist zum Kunstwerk geworden, was damals wie heute zu spüren ist: im Berührungsfluß geht etwas in den Leib über, was die Haut öffnet, was weich und weit macht, was uns in eine empfindliche Membran verwandelt, durch die erwärmend und belebend der andere Leib im

eigenen Leib präsent wird. Und wir kennen das Gegenteil: die schmerzende Berührung, die stechend, brennend, pochend, spitzig oder pressend den Leib engend zusammenziehen läßt und heftige repulsive Reaktionen auslöst, um dem Berührungsschmerz zu entkommen. Für Lebewesen, für Menschen jedenfalls, ist Berührung ein leibliches Ereignis ersten Ranges. Dafür liefert das nervenphysiologische Substrat zwar eine körperliche Bedingung, aber keine Erklärung.

Magische Vorstellungen von der Kraft der Berührung

Tatsächlich zeigen uns magisch-animistische Vorstellungen eher etwas von der Kraft der Berührung als die naturwissenschaftliche Empirie. Ethnologen haben aus indianischen Sprachen den Ausdruck des *Orenda* übernommen, um damit jenes zauberhafte Fluid zu bezeichnen, das sich von einem zum anderen durch Berührung überträgt, wobei Fern- wie Nahwirkungen gleichermaßen als kontagiös verstanden werden. Kein Reliquienkult, kein Tabu, kein Heil- oder Schadenzauber

ist ohne dieses im Taktilen wirkende orendistische Fluid verständlich. Was hier in Aberglauben und Religion vieler Kulturen eine magische Fassung erhält, wird z.B. im Mesmerismus als ein transpersonales Fluidum, als eine Art Ätherstoff gedeutet, wodurch zwischen Therapeut und Kranken Übertragungsvorgänge geschehen. Die Psychoanalyse hat diese Vorgänge zur Theorie und zum therapeutischen Setting erhoben.

Aufschlußreich sind ferner die interkulturell verbreiteten Vorstellungen, in denen die Distinktion von Reinheit und Unreinheit sich aus dem Modus der Berührung herleitet. Immer empfängt das Berührte Qualitäten des Berührenden. In der Berührung findet eine Art Imprägnierung und Ansteckung, eine heilsame oder vergiftende, reinigende oder befleckende Infusion statt. Dieses im Berührungsakt Durchdrungenwerden kann durch alle Fenster der Sinne geschehen, selbst durch das Auge, in das ein böses oder gutes Objekt ins Ich einfallen kann. Man ahnt, daß die Berührungsmagie, die sich auf alle Sinne ausdehnen wie auch in Religion und Medizin verzweigen kann, der Kraft des Eros entliehen ist. Amor ist der Gott der Berührung *par excellence*, aus welcher Ferne auch immer sein Pfeil heranfliegen mag. Diesen Pfeil des Amor mögen wir Modernen im *coup de foudre* mitunter noch empfinden. Der erotisierende Blitzschlag ist eine Macht, durch welche die Ferne im Nu zusammenschnellt zu unwiderstehlicher Nähe, mit der ein Begehrtes in uns einfällt und uns verwirrend erfüllt. Alles Visuelle des *coup de foudre* ist dem Nabsinn des Tastens geschuldet. Solche Berührungen widerfahren uns – jenseits von Wille und Bewußtsein, die wir uns als autonome Personen zuschreiben. Eingetaucht in den Berührungsfluß sind wir niemals Herr über uns selbst, sondern aufs schönste verrückt und dezentriert und eben darum umso lebendiger.

»Denn im Auge alleine ist schon der ganze Mensch«, schreibt um 1150 der Neuplatoniker Bernhardus Silvestris. Bonaventura meint wenig später, daß die äußeren Dinge durch die Pforten der fünf Sinne im *sensus communis* zusammentre-

ten in Form virtueller Ausdehnung. Dies meinte man jahrhundertlang. Aber ist denn richtig, daß *alle* Sinne die Dinge im *sensus communis* in virtueller *Ausdehnung* präsentieren? Man merkt schnell, daß Bonaventura alle inneren Repräsentanten von Sinnesreizen im Schema des Augensinns deutet. Wie Bernhardus ist ihm das Auge zuerst ein Raumsinn, der die äußere Welt in Lage- und Abstandsbeziehungen konstituiert. Und wie das Auge der ganze Mensch sein soll, so dominiert der Raumsinn den *sensus communis*. Dies ist ein grandioses Vorurteil zu Lasten nicht nur der Sinne, sondern auch der Phantasie und der Erinnerung. Keineswegs arbeiten diese nur visuell. Dennoch aber ist der Augensinn kulturgeschichtlich der wirkungsvollste Agent eines Abstraktionsschubes, der nicht nur in der Verknüpfung von Visualisierung und Wissenschaft, sondern noch stärker im Siegeszug der optischen Medien sich beinahe monopolhaft durchgesetzt hat.

Mit der Begründung des Visualprimats durch Platon wurde die Paragone der Sinne zugunsten des Auges beendet. So sagt man: Wer mit den Augen *an den Lippen* des Sprechenden *hängt*, auf die *Stimme* *hört* und die Wahrheit *vernimmt*, aber nicht schaut, der ist nicht zur *theoria* fähig. Man ahnt, warum in der jüdischen Kultur das lauschende Vernehmen ein kultureller Grundakt ist: Jahwe ist *unsichtbar* und strikt *bilderlos*. Nach anfänglichem Zögern hat das Christentum das Bilderverbot außer Kraft gesetzt und das Ikonische, ja den Bilderkult rehabilitiert. Der Heiligkeit der Bilder entspricht die Nobilitierung des Auges zum Leitergan des Leibes. Bild und Schrift bilden die Medien der Offenbarung: Sakralkunst und Schrifthermeneutik sind die Dolmetscher Gottes. Gilt dies für das Mittelalter, so erkennt man die Renaissance an der historischen Verbindung, welche Schriftkultur und Optik miteinander eingehen: Zentralperspektive und Buchdruck begründeten die rationale Raumorganisation und die Gutenberg-Galaxis. Im Scheitel der Seh-Pyramide und in der Publizität des Buches wurde das moderne Subjekt geboren. Zwei Kulturtechniken fusionier-

ten, zu denen nur noch die Tauschabstraktion und die maschinale Technik treten mußten, um die technische Moderne unwiderstehlich zu machen. Im Kalkül des Sehens und der Buchtechnik entfaltete sich die Schlagkraft des alphanumerischen Codes. Das Sehen schüttelte seine Verwicklung mit der Leiblichkeit, das Buch seinen Konnex mit der Hand ab. Die Erde wurde vermessen, kartographiert und durchgerechnet, und auf diesen freien Plan trat das Kapital. Im Blick auf die Medientechniken, auf die globalen Systeme, auf die Vorherrschaft der abstrakten Zeichen und Daten scheint es auch heute plausibel, das Visualprimat für eine kulturelle Dominante zu halten. Aber stimmt diese Überzeugung wirklich?

Sehen als abgeleitetes Tasten?

Die Sprache enthält andere Spuren. Den Augen können wir umstandslos jeden Emotionstyp, jede ethische Haltung und nahezu jedes kognitive Vermögen zuordnen: die traurigen, fröhlichen, flehenden, hungrigen, zornigen, heiteren, lüsternen, die verschlagenen, bösen, frommen, entschlossenen, scheelen, offenen und ehrlichen, die neugierigen, wachen, klugen, berechnenden, konzentrierten Augen. Und wir finden die Fusion von Auge und Licht im düsteren, finsternen, strahlenden, umnebelten, klaren, funkelnden, trüben, glänzenden Blick. Wenn das Augenlicht verlöscht, so ist dies ein untrügliches Zeichen des Todes. »Denn im Auge allein ist schon der ganze Mensch.« Weil alles sich im Blick vermittelt, von innen her unser Wesen, von außen her die Dinge und von oben her das transsubstantielle Licht Gottes ihren Abglanz im Auge finden, darum konnte das Augenlicht zum Stellvertreter des ganzen Menschen werden. Die Kultivierung des Auges war immer zugleich Veredelung des Menschen. Je reiner der Blick, umso näher sind wir dem Kern unserer selbst, dem Wahrschein der Dinge und dem Überlicht göttlichen Wesens. – Indem wir solcher Auffassung zustimmen, räumen wir dem Neuplatonismus die Herrschaft über die Auslegung unserer Sinne ein.

Es ist darum ratsam, auf andere Winke in der Sprache zu achten. Keineswegs erschöpft sich die Charakteristik der Blicke in Lichtschattierungen. Im Gegenteil. Blicke sind stechend, brennend, heiß, lodern, flammend, feucht, glühend, kalt, anrührend, weich, zart, naß, starr, schmelzend, hart, scharf, stier, starr, gespannt, gebrochen, durchdringend, stumpf, versteinernd, stählern. Diese Wendungen erschließen das Sehen nicht über das Licht, sondern als Berührungsreiz! Über die Skalierungen von feucht-trocken, warm-kalt wissen wir nichts durch das Auge, aber alles durch die Haut (und die Hand). Auch materiale Qualitäten wie stumpf, hart, weich, schwer, leicht etc., oder körperliche Zustände und Dynamiken wie: durchdringend, gebrochen, gespannt, kennen wir nur durch den Tastsinn. Könnte es sein, daß die Blicke eine Art abgeleiteten Tastens sind?

Wissen wir nicht sofort, was es heißt, etwas ins Auge zu *fassen*, etwas aus dem Blick zu *verlieren* – wie man nämlich ein von der Haut gespürtes Ding aus der Hand verliert, so daß man keinen *Kontakt* mehr zu ihm hat. Ist also das Sehen kontagiös? Ein Berühren, Ertasten, Erspüren, Fassen, Umschließen, ja auch Streicheln oder (Ver-)Werfen, ein Durchdringen oder Plastizieren?

Was tun wir, wenn wir sehen? Wir zwinkern, blinzeln, werfen ein Auge auf etwas, schlagen die Augen auf, drücken ein Auge zu, richten den Blick auf, senken ihn, sehen geradeaus, verdrehen die Augen, schlagen sie nieder, die Augen gehen uns über, sie springen uns fast aus den Höhlen oder sie liegen tief in diesen, wir schließen sie und reißen sie auf, sie wollen jemanden verschlingen oder töten, sie verharren gern bei dem, was eine Augenweide ist, sie weiden, grasen, essen also. Dies sind Blickereignisse, die sich aus leiblichen Vollzügen, entweder der Motilität oder des Appetitiven erschließen –: nicht aber aus der Optik.

Was sehen wir also, wenn wir sehen? – Farben und Flächen, nicht mehr. So lehrte der irische Bischof George Berkeley anfangs des 18. Jahrhunderts, einer der aufregendsten Theoretiker der Wahr-

nehmung. Wir sehen keine Körper und keinen Raum. Doch wir gewöhnen uns dies an, wir lernen es. Wie stellt sich Berkeley dies vor? Er sagt, daß wir das Plastisch-Körperliche und seine Qualitäten wie warm-kalt, trocken-feucht, schwer-leicht, rund-eckig, undurchdringlich-weich usw. durchs Tasten erfahren. Man hatte stupende Erfahrungen gemacht: Erstmals konnte man den Star operieren; doch das Verblüffende war, daß diejenigen, denen man das Augenlicht geschenkt hatte, keineswegs vollkörperliche Gestalten und keineswegs die Dinge in räumlicher Koordination wahrnahmen. Noch heute machen Ärzte entsprechende Erfahrungen mit operierten Blinden.

Berkeleys erregende Auffassung des Tastsinns ließ ihn das Sehen als »visuelle Sprache des Tastens« interpretieren. Damit meinte er, daß alle aufs Plastische und Räumliche gehenden Ausdrücke des Sehens »Ableitungen« und »Übertragungen« aus der Sphäre des Tastens seien. Die Seh-Eindrücke, insofern sie nicht Farbe und Fläche wiedergeben, seien Metaphern oder Zeichen, ins Optische übertragene Modi des Tastens. »Sehen« wir einen vollplastischen Körper in Lage- und Abstandsbeziehungen, so heißt dies, daß wir das, was ein Körper im Raum ist und was wir aus dem Hantieren mit Körpern erfahren haben, »übertragen« gelernt haben auf jenes »farbflächige Objekt da«. Aus solcher Philosophie hat Herder seine Theorie der Plastik und des Gemäldes abgeleitet, eines der aufregendsten Konzepte der Kunstgattungen im 18. Jahrhundert. Für Herder unterhält nicht das Sehen eine privilegierte Beziehung zum Selbstbewußtsein und zur Kunst. Der berühmte, gegen Descartes' »Cogito, ergo sum« zielende Doppelruf Herders: »Ich fühle mich! Ich bin!« ist der Kontrapunkt zur Kopfgeburt des Selbstbewußtseins und zum Visualprimat.

»Ich fühle mich! Ich bin!«

Dies muß für eine Philosophie und Theologie der Leibüberwindung eine Provokation sein. Darum gilt es, auch die Erfindung der Zentralperspektive, die unse-

ren Sehraum kulturell prägt, neu zu durchdenken. Als Konstruktion eines rein geometrischen Visualraumes stellt die Zentralperspektive zugleich ein kulturelles Wahrnehmungsschema bereit. Es läßt die Vermischung des Auges mit den anderen Sinnen hinter sich, überwindet die Nachgeordnetheit des Auges gegenüber dem Tastsinn und vermeidet die Nähe jeder Kontaktwahrnehmung zu den Dingen. Aufgrund ihres Konstruktivismus ist die Zentralperspektive zu einer zivilisatorischen Form geworden, welche das Koagieren von Leib und Auge strategisch unterbindet und eine Katharsis der Wahrnehmung leistet. Sie arbeitet nicht nur einer beherrschbaren Raumgliederung vor, sondern übt auch die zivilisatorischen Disziplinen ein, welche sich das Auge wie die anderen Sinne unter der Hegemonie der Sehpyramide haben gefallen lassen müssen. Gewiß verdanken wir dem solcherart stilisierten Blick großartige Kultur- und Kunstleistungen. Sie haben indessen die Verdrängung der niederen Sinne zur Kehrseite und sie haben die Ausarbeitung einer phänomengerechten Wahrnehmungstheorie langfristig verhindert. Nach dem Zwischenspiel im 18. Jahrhundert denken erst heute, wo die Bilderflut der Medien nicht nur den einzelnen, sondern den Globus umspült, Medientheoretiker darüber nach, ob die visuellen Medien nicht in Wahrheit Medien der Berührung sind. Man bemerkt, daß das Tasten und Spüren der nächste Angriffspunkt in der elektronischen Kolonisierung der Sinne sein wird. Es wäre nicht eine List der Vernunft, sondern ein ironischer Effekt der stummen Intelligenz des Tastens, wenn dabei die Welt der Bilder sich als Medium der Globalisierung dieses dunklen Sinns erweise.

Der vorliegende Text ist die gekürzte Version eines Beitrags, der in voller Länge im Sammelband »Riechen« im Steidl-Verlag erscheinen wird.

Er ist gedruckt mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers dieses Bandes, dem Forum der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn.

Die Enttäuschung des Sehens.

Eine mehrfache Fehlanzeige

Marcel Duchamp nennt sein apfelgrünes Fenster, eine Art »french window«, dessen Scheiben schwarz verklebt sind: *Fresh widow*. Er entzieht dem ersten Namen ein NN, dessen (unwahrscheinliche) Bedeutung: »nemo nescit, niemand weiß« darauf hinweist, daß das nomadisierende Sehen beendet und alle Welt wieder in den Status der Monade zurückversetzt ist, die keine Fenster hat. Ende der europäischen Malerei, die einen Ausweg aus dem Universum suchte. Ende der Bilder als Fenster, die den Kerker der unsterblichen Seele wenigstens manchmal öffnen konnten, im Blick auf die irdischen, sterblichen Dinge. Sichtbarkeit als Trost, das hatte Leonardo da Vinci versprochen. Duchamp unterschreibt am Schluß mit »Rose Selavy«, Rose, c'est la vie, als Witwe, frisch nach dem Todesfall, zurückgezogen, verschleiert, inkognito. Keine Hoch-Zeit mehr im »Garten der Lüste«. Die Braut so einsam wie die Junggesellen, die ihr Verlangen umsetzen müssen ins bloße Getriebe. Eine doppelte, eine mehrfache Enttäuschung, unerträglich, aber inszeniert.

Fenster – wer erinnert sich nicht an die Ausblicke, an die frühe Hoffnung, das Entscheidende dennoch sehen zu können und trotz der erfahrenen Spiegelfunktion des Sichtbaren den Durchblick zu bekommen, sei es mit einem Prisma! Wir hätten uns sogar zu Halluzinationen hinreißen lassen. »Nur wer halluziniert, sieht das Reale« (Benn). Das ist vorbei. Der Orbit des Imaginären hat sich geschlossen, der Orbit aus den gebrauchten und abgenutzten Mitteln und Mustern des Sehens. Nicht zwar die Augen, aber die Fenster sind blind. Was sieht man, wenn man die unabdingbaren Bedingungen der Bilder sieht? Gleichzeitig das Gesehene und den blinden Fleck? Das Gesehene als den blinden Fleck? Läßt sich etwas lernen aus den Enttäuschungen? Lassen sich die Täuschungen vermeiden, die großen Illusio-

nen, von denen Baudrillard unentwegt schreibt? – Der Weg zu den Antworten führt ins Souterrain der Bilder, an die schmerzende Schnittstelle des Sichtbaren und des Unsichtbaren heran, zum Aufhören der transzendentalen Anschauung in den Akten des Sehens. Was ein Desaster von ungeahnten Ausmaßen wäre, auch ökonomisch, da gegenwärtig eine riesige Industrie auf das »selbstverständliche« Begehren zu sehen gegründet wird.

Hölderlin schrieb kurz vor seiner Umnachtung 1802 aus Nürtingen an Böhlendorff: »...das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher.« Die Freunde aus dem Tübinger Stift hatten ihre Systeme aus Anschauung und Begriff noch nicht ausgeführt, da erstattet der Ältere bereits Fehlanzeige, wenn auch moderat, in der Form einer langen und langsamen Reklamation. Die Position »bis hieher« konnte er nicht halten. Er ging in den Turm in Tübingen, um seine Lebenszeit zu verdoppeln und um in einer dauernden Verkörperung der Melancholie Tribut zu erstatten für die Aufschwünge seiner Jugend. Hölderlin lebte, »von Apollon geschlagen«, noch einmal 36 Jahre. Einige glauben, sein Wahnsinn sei gespielt gewesen. Aber er realisierte seine Enttäuschung, »nicht behalten zu mögen, wie ich gekommen bin, bis hieher«, ein seltsames aktives Vergessen, an das Hegel und Schelling nur mit Schauern zu denken wagten. Lange vor dem Höhepunkt des optischen Zeitalters war sein Niedergang schon angesagt: das Schwinden der visionären Kraft in den kulminierenden Prozessen einer bloßen Beobachtung der Beobachtung.

Wir haben es wissen wollen, was beim Sehen herauskommt, wenn der Tanz der sieben Schleier zu Ende ist, wir Lehrlinge zu Sais. Keine Warnung hat gefruchtet. Wir wollten es sehen, und wir wollten es

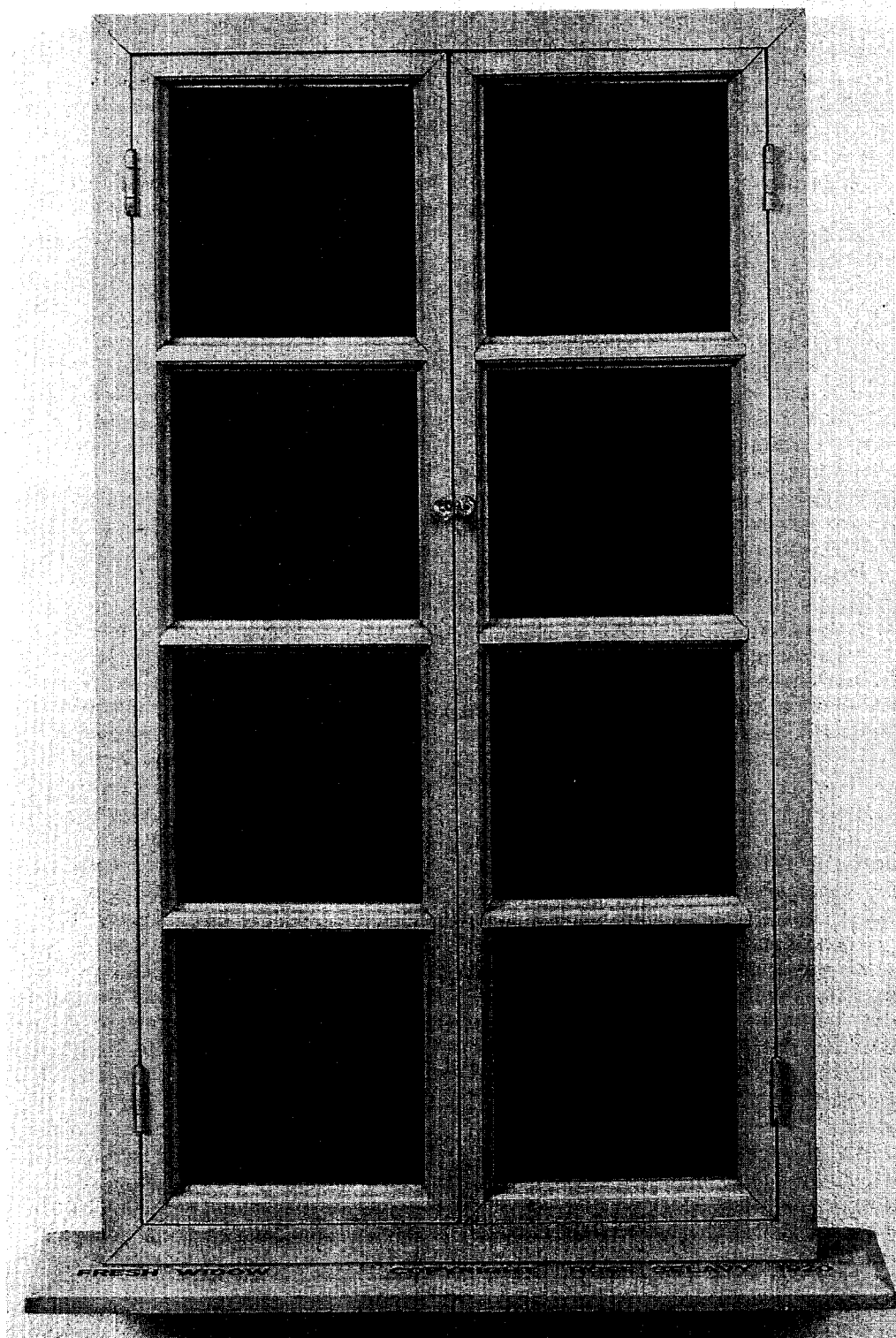
sehend wissen, wie die Göttin nackt aussieht, mit offenen Schenkeln, vollkommen entblößt, das Innerste nach außen gestülpt. Aber das obszöne Bild ist nicht die Erfüllung gewesen, obwohl es den geheimen Fokus der gesamten sichtbaren Welt bildet. Verheißung ohne Erfüllung. Heiß gemacht gerieten wir in den unwiderstehlichen Sog der Leere, in den Terror der Transparenz. Wie weit läßt unsere Rache sich treiben? Die Rache der selbstbefriedigten Bleichgesichter? Bis in den Tod? Bis zum Tod der Anderen und des Selbst? Bis zum Tod von Objekt und Subjekt? Wenn irgendwo, dann herrscht hier der Triumph der Signifikanten. Der »Zeichengeber« ist der Vernichter. Er organisiert den bösen Blick und fordert Opfer, Schatten, die Körper auf den Bildschirm zaubern, damit die Körper in der Realität keine Schatten mehr werfen. Die vollkommene Entblößung entspricht dem outrierten Blick, der tödlich ist. Alles endet in einem wechselseitigen *trompe l'oeil*, ein Gespinst wie ein Leichentuch.

Noch sind die kontrollierenden Blickmaschinen nicht vollends installiert, da beginnt die Erfahrung des späten Hölderlin allgemein zu werden. Der Entzug der Fundamente scheint unaufhaltsam. Das Verhängnis äußert sich in einem nicht mehr umkehrbaren Leiden der Augen zum Zeitpunkt der Erfindung einer Kamera, die mehrere Millionen Bilder in der Sekunde macht. Die Epoche des Sehens aber geht zu Ende. Man interessiert sich nicht mehr im Ernst für das, was man sieht, höchstens noch dafür, wie man sieht, für die Mittel und Muster, für die Bedingungen, die Bilder und die Bildträger, woraus sie bestehen und worin sie zerfallen. Das Sehen des Sehens hatte noch eine kleine Karriere, erstickt jedoch gegenwärtig in den langweiligen Kreisläufen und Rückkoppelungen einer Beobachtung des Beobachters, der beobachtet, wie er beim Beobachten beobachtet: das Spiegelkabinett der Reflexionen und Spekulationen, das panoptische Gefängnis. Nein! Die Spiegel müssen zerschlagen werden. Sie haben ihren Dienst bei der solipsistischen Selbsterkenntnis getan. Auch sie sind blind geworden und damit abgenutzt und unbrauch-

bar. Die entscheidende Offenbarung des Anderen kommt nicht mehr über die Augen. Damit bricht nicht nur der Sinn der Sinne ein, sondern der gesamte Aufbau dessen, was man Theorie nennt.

Kant schon hatte Warnungstafeln errichtet: »Anschauung ohne Begriffe ist blind. Begriffe ohne Anschauung sind leer.« Eine begriffliche Anschauung wäre sehend und anschauende Begriffe wären voll. Doch es herrscht längst die entgegengesetzte Vermittlung: blinde Anschauung in der Weise leerer Begrifflichkeit, erinnerungslos und unter Wiederholungszwang. Es gibt eine zu Kant zeitgenössische Prophezeiung Herders, die wie folgt lautet: »Als der Körper unserer Hand vorkam, ward zugleich das Bild desselben in unser Auge geworfen: die Seele verband beide, und die Idee des schnellen Sehens läuft nachher dem Begriff des langsamen Tastens vor. Wir glauben zu sehen, wo wir nur fühlen sollten; wir sehen endlich so viel und so schnell, daß wir nichts mehr fühlen, und fühlen können, da doch dieser Sinn unaufhörlich die Grundveste des vorigen sein muß.« Das Gefühl – heißt das – stützt das Gesicht, und dieses den Gedanken. Wo Gesicht und Gefühl entfallen, kann sich auch der Gedanke nicht halten, so daß Trümmer und Ruinen bald das Feld des Sehens übersäen. Inmitten der Bruchstücke, Fragmente, Überbleibsel und Reste sitzt erneut die Melancholie und starrt. Hinter ihren blicklosen Augen keimt vielleicht ein Gedanke: »Noch einmal? Mit Gefühl?«

Der Weg des Gefühls – so schien es – führte in Europa in die Richtung der Liebe, der großen Liebe, der Hohen Minne. Aber auch die Liebe, die Liebe auf Abstand, die Liebe, die ihr eigenes Scheitern kennt, die Liebe, die der Literatur zur Blüte verhilft seit den Troubadouren – diese Liebe ist vollkommen auf das Sehen gegründet. Es geht um das Inbild, das rücksichtslos ist gegen jede Realität. Von Dante bis Goethe hieß es: »Wenn ich dich liebe, was geht es dich an.« Ein narzißtisches Projekt? Eine Art Selbststeinmauerung in die Burg, damit der Herr, weitab von den irdischen Körpern der Frauen, an der Selbstbefriedigung des Geistes teilnehmen kann? Jedenfalls eine



Marcel Duchamp: *Fresh Widow*, 1920

Beleidigung der Geliebten! »Wenn ich, von deinem Anschauen tief gestillt, mich stumm an deinem heiligen Wert vergnüge, dann hör ich recht die leisen Atemzüge des Engels, welcher sich in dir verhüllt...« Das reicht von Mörike bis Brecht, der als Kern dieser Nuß den »Sex mit dem Engel« erfindet: Man fickt immer nur das Bild, das man aus dem Jenseits hat. Die irdischen Frauen müssen ihre Körper nur hinhalten. Aber das Inbild der Liebe ist körperlich nicht berührbar. Im Imaginären gibt es den Anderen nicht (Lacan). Arme Männer, ohne Gefühl, ohne Gespür.

Was wissen wir wirklich noch vom Fühlen und Spüren? Kennen wir es und können wir es? Große Gefühle sind längst pure Anmaßung in einer maßlos zerstreuten Kultur, sind bis zur Kitschform verkommene nostalgische Erinnerungen, konserviert einzig noch durch Maschinen der Repetition: durch Bücher, Filme, Musikspots. Fühlen und Spüren waren für Benjamin die letzten Kontaktbögen zur Aura und sind mit ihr im Schutt und Müll der katastrophischen Geschichte begraben, eingesargt in die Logik der Sieger. Sie können nicht mehr umstandslos in Anspruch genommen werden und fordern für ihr Gedeihen zu profaner Erleuchtung eine symbolische Lektüre und eine diabolische Wahrnehmung, die erste für den Sinn, die zweite für den Wahnsinn. Die Erfahrung geht am Rande der Unmöglichkeit von Erfahrung, wird petrifiziert durch Chocks und kommt gelegentlich zu lapidaren Sätzen, die wie Zitate aus einer anderen Welt anmuten. Daß das Entscheidende beim Sehen nicht eintritt, bereitet den übrigen Sinnen eine neue Art des Schreckens. Das Ereignis, Eräugnis, das ausbleibt, obwohl alles auf die Karte des Eräugens gesetzt worden ist, läßt den *horror vacui* in der Herzmitte des Menschen aufgehen. Die Neuzeit selbst wird neuerdings zum leeren Schauplatz der Leere.

Walter Benjamin selbst wiederholt einen Glaubenssatz des Novalis, daß wir nämlich nur das sehen können, was zurückblickt, in einem Augenaufschlag von sich her. Alles andere sei wesentlich unsichtbar, obzwar nicht dunkel, sondern

hell, heller als den Augen guttut, überlichtete Transparenz. Strenggenommen sehen wir also nur Augen, die sehen, und dann vielleicht Gesichter, Antlitze, die bitten: »Töte mich nicht!« Was die Liebenden wissen. Im Gesicht als dem Ineinander von »vision« und »visage« gipfelt der menschliche Augenblick. Mehr ist nicht möglich. Und das hat nichts mit Beobachtung, mit Kontrolle, mit Supervision zu tun. Niemand, der aufwacht aus dem vertieften Sehen, weiß etwas Definitives. Von daher sind die Erzählungen so wichtig. Der Satz der Mystiker: »Ich habe das Reale gesehen«, ist inhaltsleer. Er sagt nur: »Ich glaube. Es gibt Sichtbares. Was sich gezeigt hat, kann ich nicht sagen.« Aber solche Sätze waren die Quelle des Sehenkönnens. Die im Gefühl wahrnehmende Einheit von »vision« und »visage«, von »Seher« und »Gesicht« (Kassner) war und ist die unabdingbare Voraussetzung für eine visuelle Kultur.

»Noch einmal, mit Gefühl!« – das kann nur heißen: diesen neuen Schrecken der Selbstfremdheit im Kern aller Sachen, im Kern auch der »Hauptsache Mensch« wahrzunehmen. Das bringt mit sich eine Apotheose der Schwere; das zwingt zur Sympathie mit dem Gewicht der Welt; das bedeutet eine unerhörte Karriere der Melancholie; das befiehlt geradezu den radikalen tätigen Verzicht auf Sinn. Nur wer bis zum Ende am Eigenen verzweifelt ist – und das wäre eine Verzweiflung am Geist selbst, am Geist der Reflexion, der Spekulation, der transzendentalen Anschauung – findet den »Ewigen Menschen«, wie Kierkegaard prognostizierte. Das ist ein unsichtbarer Körper, der nur gespürt werden kann. Der Ewige Mensch trägt für das Auge eine Maske, erscheint als »princeps huius mundi«, als der dunkle Fürst der Finsternis, abgestürzt aus luziferischer Selbstüberhebung. Der Ewige Mensch ist heute als Satan maskiert, als Monstrum schlechthin. Das Gespür kommt nicht um das Monströse herum. Aber es kann hindurchgehen. Das ist wie die Entdeckung einer langen Geschichte: *apokatastasis ton phanton*, die »Wiederbringung aller«; der Ketzer Origines, der sich entmannte, hat es gewußt. Hier unterläuft die diabolische

Wahrnehmung die symbolische Lektüre und entgrenzt den Kosmos zum Chaos.

Wer dem Schicksal der Zeit mit enttäuschten Augen ins schreckliche Antlitz blickt, sieht nicht mehr die Masken der Frühe, die Schnittstellen der Herkunft zwischen Körper und Bild, die häßlich gemachten Gesichter der ehemals schönen Frauen, der Gorgonen: Medusa, Euryale, Stheno - deren Anblick in Stein verwandelte. Er sieht nicht mehr die Bilder, sondern nimmt spürend den zerstückelten Körper des Anderen wahr. Nicht mehr Tod und Geburt, nicht mehr das Frauenopfer, das grinsend ins Ungeheuerliche changiert, ist der aktuelle Gipfel des Schreckens, sondern die Einsicht, daß das Selbst, der europäische Held schlechthin, seit jeher das Monströse war und ist, der apokalyptische, prophezeite »Frevel der Verwüstung«. Und es ist genau diese Ewigkeit des Menschen, die nicht mehr aufhören kann, zu vergewaltigen, zu verzehren, zu verbrauchen, die das Parasitäre zur Norm erklärt und keinen Rest kreatürlicher Souveränität übrig läßt. Das neue Ungeheuerliche, daß man weder leben noch sterben kann, ist angezettelt worden mit dem Geist, der alles Materielle in sich vernichtet, ohne eine Erinnerung daran zu behalten. Deshalb muß er wiederholen, in leerlaufender Iteration. Aber auf allen Bahnen kommt nun heraus, daß der Sieg die Niederlage ist. Der Ewige Mensch in der Maske betreibt seine eigene gegenläufige Apokalypse, Entschleierung aller Dinge, die von Anbeginn verborgen waren. Die unendliche Krise der menschlichen Vernunft ist auf allen Ebenen des Realisierens eine endliche Katastrophe des Sinns, des Sehens.

Man erzählt, daß Rilke André Gide in seinem Rosengarten besucht habe. Als dieser jenem eine Rose zeigte, die er gerade feinsinnig beobachtend untersucht hatte, schloß Rilke, um sie besser sehen zu können, die Augen. Später hat er – wie man weiß – sich an einem Rosendorn verletzt, wodurch seine Krankheit, eine seltene Form von Leukämie, in die tödliche Phase geriet. Auf seinem Grabstein steht: »Rose, oh reiner Widerspruch. Lust/Niemandes Schlaf zu sein unter soviel/Li-

dern.« Das deutet ein Chiasma an, einen Kreuzigungspunkt im Fokus des Sehens. Paul Valéry hat, wohl in Korrespondenz mit Rilke, damit angefangen: »Ich bin in der Sprache, die in mir ist.« Das Ineinander von Seher und Gesicht hat Kreuzform. Merleau-Ponty hat weitergeschrieben: »Chiasmus: mein Leib – die Dinge, realisiert durch die Verdoppelung meines Leibes in Innen und Außen, – und die Verdoppelung der Dinge (ihr Innen und Außen). Aufgrund dieser 2 Verdoppelungen ist möglich: die Einfügung der Welt zwischen 2 Blattseiten meines Leibes, die Einfügung meines Leibes zwischen die 2 Blattseiten eines jeden Dinges und der Welt.« Das Sichtbare entsteht im Unsichtbaren gemäß der Richtungen des Kreuzes. Wer die Enttäuschung des Sehens weit genug treibt, muß vom Kreuz als der Signatur der symbolischen Ordnung abgehen.

Symbolische Lektüre, diabolische Wahrnehmung, die Virtuosen der Ordnung werden von den Virtuosen der Unordnung überholt. Das Auge, der Schwachsinn der Zukunft, ist nur noch Zeuge, wie nach und nach die »Wahrheit« des Sehens herausgearbeitet wird. Es gibt kein Bild mehr, das nicht täuscht. Damit ist eine mehrfache Enttäuschung in Gang gesetzt worden, die statt des Auges die menschliche Haut als den menschlichen Leitsinn einer unerhörten Erfahrung bräuchte. Ein langsames, tastendes Begreifen, untrügllich hellhörig und sensibel für alle Folgen, die das vorrangige Menschenwerk des Ewigen Menschen nach sich zieht: nämlich unentwegt das erzwingen zu wollen, was nicht erzwingbar ist, unentwegt das machen zu wollen, was nicht machbar ist, unentwegt das zu wollen, was nicht gewollt werden kann, jedenfalls nicht ohne verheerende rückwirkende Konsequenzen. Was endlich zu lernen wäre, das ist die Sterblichkeit als Fraktur des Geistes. Die Enttäuschung des Sehens und die mehrfache Fehlanzeige einer menschlichen Macht qua Bild öffnen den Übergang vom Raum in die Zeit, lassen den Körper des Anderen wichtiger werden als das eigene Selbst, setzen Gefühl vor Gesicht voraus und nähren das Spüren über die Maßen wie das Senkblei den aufrechten Stand.

MICHAEL KÖHLER

Das Ver-hör.

Über moderne Ohrempfänger

»Es hört doch jeder nur, was er versteht.«

J.W.Goethe

Wer verhört, macht sich verdächtig, nicht umgekehrt. Nicht der Verdächtige ist verhörens-würdig, sondern das Verhör selber, weil – und darum geht es hier – das Verhör eine Jagd nach einem auffindbaren Ort verbindlicher, eigentlicher Rede ist, die mißlingen muß, wenn sie im Gehörten das »Ver« nicht erhört. Verhör und Verhörer stehen unter Verdacht, falsche Geständnisse zu ermöglichen. Im Verhör verkennt sich ein auf Stimmigkeit verpflichtetes Subjekt. Dem Verhör bleibt sein absolutionistischer Kern unbenommen. Erst technische Medien lösen das Vernehmen ab und machen aus einem hermeneutischen Vorgang einen dezisionistischen Akt.

Es geht hier nicht um das Verhören eines Menschen vom mosaischen Imperativ (Verhöret eure Brüder, 5 Mos. 1,16) bis zur Strafprozeßordnung. Es geht nicht um Rechtshermeneutik, um Befragen von Verdachtsgründen, sondern um das Verhör als eine Form der Verknennung.

Der Verhörer, der Inquisitor, der Richter, der Jäger, ja der Pilatus des Ohrs versucht den Aufenthalt des Vernommenen aus der Stimme zu erschließen.

Die Topographie des Verhörs aber geschieht unter der strukturellen Bedingung des Überhörens. Jedes Verhör erzeugt Unachtsamkeit. Darum dichtet Christian Felix Weiß: »Die Unschuld schreyt zu dir, verhör nicht ihre Stimme.«

Das Verhör ist also weniger eine Audienz, auch keine Erlaubnis, kein besseres Hören, kein superlativisches, auf Wahrheit verpflichtetes Hören, sondern eher ein Zerhören. Der voraufklärerische, reflexionsärmere Sprachgebrauch des Barock war für diese Feinheit empfänglicher. Vom Empfang jetzt und weiterhin mehr.

Technische Ohren

Spätestens seit der VE 301, der kostengünstige Volksempfänger, aus deutschen Ohren ferngesteuerte Lenk Waffen machte, ist es sinnvoll, über den akustisch erzeugten Gleichklang deutscher Seelen nachzudenken.

Die Erhebung völkischer Herzen, von Kleists antinapoleonischer *Hermannsschlacht* bis zum WK II, wurde nachrichtentechnisch organisiert.

Nachtsichtgeräte und Funkgeräte sollten Feinden auf die Spur kommen, bevor sie Zeichen zu setzen in der Lage waren. Das bisher wirkungsmächtigste Ohr der deutschen Geschichte hatten daher nicht Markus Wolf und auch nicht Erich Mielke, sondern das Luftwarngerät *Würzburg*. Das mobile Feld-Radarohr mit einem Spiegel von 3m Durchmesser und seitlichen Dipolen für Freund-Feind-Kennung erfaßte schon im August 1940 Ziele in einer Entfernung von 35 km. Ohren (menschliche und technische) sind nicht unschuldig. Es sind kalkulierbare Waffen im akustischen Raum.

Deutsche Ohren

Nach Auskunft deutscher Hörgeräte-Akustiker sollen etwa 14 Millionen Menschen heute Hörbeeinträchtigungen haben. Für Prof. Seifert vom Verband der deutschen Hals-Nasen-Ohren-Ärzte entwickeln wir uns gar zu einem Volk von Schwerhörigen. Die apparative Ausstattung mit Hörhilfen ist immer noch unzureichend. Dabei gibt es bereits Hörgeräte in HiFi-Qualität. Trotzdem unterliegt man häufig dem Fehlschluß, daß, wer hört, wer hören kann, immer auch notwendigerweise versteht. Für den französischen Analytiker

Jacques Lacan gibt es so etwas wie die strukturelle Verkenntung des Anderen im Hören. Man kann gar nicht zu einem irgendwie gearteten Kern oder Wesen vordringen. Natürlich kann man den Anderen oder das Andere akustisch hören, auch auf ihn oder es hören, aber ihn damit auf eine Identität zu zwingen, käme einem kriminellen Verstehenswunsch gleich. Wer hört, wird vom Wunsch getragen, daß ihm gehört, was er hört.

Das Jahrhundert der Aufklärung mit seiner Licht- und Sichtmetaphorik hat uns die unbefragte »Okulartyrannis« beschert, wie Ulrich Sonnemann das nennt. Immanuel Kant schrieb: »Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.« Nun hatte der Kirchenvater Augustin aber gelehrt, daß die Augen unkeusch seien. Die Erkenntnis mit den Augen war ihm verdächtig (*concupiscentia oculorum*). Wir könnten also klüger sein und mit Augustin Kritik an der augenfixierten Aufklärung üben. Aber hier liegt der Hase im Pfeffer. Folgt man dem französischen Philosophen Jacques Derrida und dem Berliner Sprachwissenschaftler Jürgen Tra-

bant, darf man nach dem historischen Niedergang des Hörens nicht der Versuchung erliegen, ganz Ohr sein zu wollen. Denn – wie Nietzsche bemerkt hat – wer ganz Ohr ist, ist kein Mensch mehr.

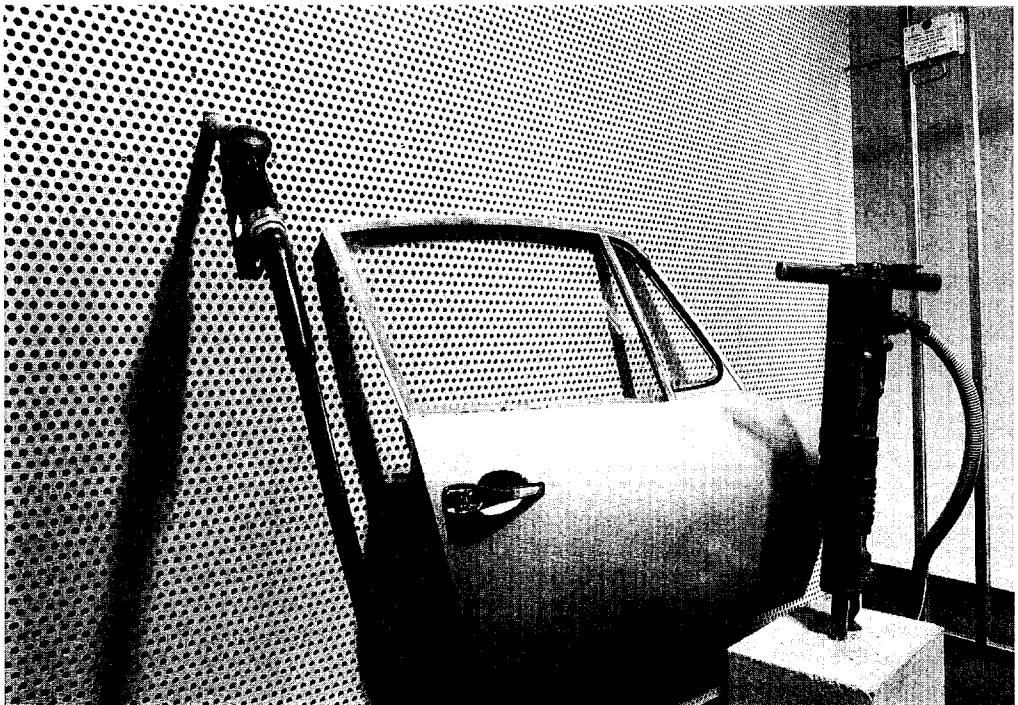
Falsche Nähe

Die neuerliche Aufwertung des Hörens, die rechtmäßige Aufmerksamkeit dafür kann zu der Überschätzung führen, sich an ein Ideal der Nähe zu verlieren; einem Ideal von Eigentlichkeit, Annäherung, undifferenziertem Verständnis, unapparativem, unbeeinträchtigtem Hören hoffnungsvoll Vertrauen zu schenken. Das ist aber nur eine andere Form, hörig zu sein.

»Das Aufeinanderhören, in dem sich das Mitsein ausgebildet, hat die möglichen Weisen des Folgens, Mitgehens und die privaten Modi des Nicht-Hörens, des Widersetzens, des Trotzens, der Abkehr«, schreibt Heidegger. Folgen und Mitgehen aber sind überstrapaziert. Sie sind gerade der Einbruch in selbstverfügte Mündigkeit, ja Integrität des autonomen, angstfreien Menschen. Ohren können, und sie sind es schon einmal geworden, zum Befehlsemp-

»Geräusche. Ein Hörspiel«

Foto: Museum für Gestaltung, Basel



fänger im Kreuzfeuer zwischen Menschen und Medien werden. Es geht nicht um ein Spitzen der Ohren, und dann wäre alles gut. Ein Hören des Anderen ist nur möglich, wo es dem Zwang zur Stimmigkeit entsagt und dem Verstehenswunsch widerstrebt. Erst dann wird Fremdheit erfahrbar und nicht in bildhafte Vorstellungen oder sirenenhafte Hörigkeit gefesselt.

Augenabkehr

Wer sich mit der Macht der Sinne beschäftigt, merkt schnell, daß er gegen die vorlaute Herrschaft des Sehens zu kämpfen hat. Zu dieser Disziplinierung des Hörens durch das Sehen paßt eine kleine Geschichte aus der *Odyssee* des Homer, der wohl ältesten Dichtung griechischer und abendländischer Literatur. Homer berichtet, wie Odysseus an der Insel der verlockend schön singenden Sirenen vorbeifährt. Um sich vor ihrem wahnsinnig machenden Gesang zu schützen, wendet er eine List an. Er steckt seinen Schiffen Wachs in die Ohren und verstopft sie damit. Denn hörend würden sie den gefährvollen Lockungen erliegen.

Das Bildverbot führt zu einem Hör-Gebot. Es ist Pflicht, auf Gottes Wort zu hören. Ein gläubiger Jude sollte nicht nur dreimal am Tag das *Sh'ma* sprechen, er trägt auch die Anweisung dazu in den kleinen würfelförmigen Kästchen, die beim Gebet auf die Stirn gebunden werden. Mit den Gebetsriemen, den *Twilien*, wird der Druck zu hören spürbar. Um sich ganz auf Gottes Wort zu konzentrieren, legt der Jude beim Gebet zudem die rechte Hand auf die Augen. Körpertelefon. Wie sehr die Hörverpflichtung auch im Alltag des Neuhebräischen verankert ist, belegt die Grußformel, mit der man sich auf der Straße in Tel Aviv oder Jerusalem begrüßt. Man sagt: »Ma ni sh'ma?«, was gibt's Neues?, genauer übersetzt, »was wird gehört?«.

Das dritte Ohr

Im Unterschied zum Augensinn nimmt der Hörsinn in unserer Kultur einen ungerechtfertigt nachrangigen Platz ein. Seit der klassischen Antike ist das Sehen Gleichnis für geistige Erkenntnis. Die Psychoanalyse, die Seelenzergliederung,

wie Thomas Mann sie nannte, leiht dem Unerhörten systematisch ihr Ohr. Sie verschaffte dem erstickten Gemurmel des Begehrens Resonanz. Ungelösten Problemen und Triebverschieben verschafft sie Gehör. Sie ist die säkulare Form der Ohrenbeichte. Mit einer Ausnahme: Sie erteilt keine Absolution. Meist wird die Analyse in herkömmlichen Sitzungen ausgeübt, manchmal nimmt sie unübliche Formen an und teilweise hat sie Eingang in unseren Alltag gefunden.

Probleme mit seinem »Über-Ich« zu haben gehört zum vornehmen Tick. Und doch löst die Analyse ein, was der Lärm unserer betriebsamen Gegenwart über-tönt. Sie leiht den unerhörten Botschaften, nicht nur dem Kranken, ein Ohr. Sigmund Freud tat das, was der 1900 verstorbene Philosoph Friedrich Nietzsche empfahl: mit dem dritten Ohr zu hören. Der Analytiker sollte sich mit »gleichschwebender Aufmerksamkeit«, einer Art drittem Ohr, dem Patienten widmen. Sigmund Freud schreibt 1912 in *seinen Ratschlägen für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung* über die Technik des Hörens: »Indes ist diese Technik eine sehr einfache. Sie lehnt alle Hilfsmittel, wie wir hören werden, selbst das Niederschreiben ab und besteht einfach darin, sich nichts besonders merken zu wollen und allem, was man zu hören bekommt, die nämliche »gleichschwebende Aufmerksamkeit«, entgegenzubringen.«

Allem, was man zu hören bekommt, gleichschwebende Aufmerksamkeit zu schenken, vorurteilslos sein Ohr zu leihen, ist die neue Aufgabe. Theodor Reiks Empfehlung, mit dem dritten Ohr zu hören, ist die Inversion des Telefons und die Implosion der Stimme. Seit ein Taubstummenlehrer (Alexander Graham Bell) und ein Bestattungsunternehmer dem Jenseits aller Stimmen eine optimierbare Frequenz gaben, ist das Telefon zum säkularen Gottesorgan herabgestiegen. Kurzum, Stimmenhören, körper- und geschlechtslosem Sound aus dem unüberprüfbar Off lauschen zu müssen, ist ein korporelles Annahmungsverhältnis. Der außer Rufweite geratene Mensch wird von jenseitigen Telefonstimmen erneut

auf seine Hörigkeit verpflichtet. Telefonselbstgespräche, wie Kinder sie gerne führen, veranschaulichen die trügerische Selbstdoublierung durch die Stimme. Telefon-, Jenseits- und Körperstimmen sind das Dementi eines stimmlich erschließbaren Selbst- und Weltverhältnisses. Der automatischen Ansage, der wissenden Fernsprechauskunft Danke sagen, heißt, die tote Frau abermals besprechen.

Gegen seinen voreiligen Willen, alles Gehörte ins Korsett des Verstehens pressen zu wollen, schreibt Freud an anderer Stelle: »Es ist gar nicht unsere Aufgabe, einen Krankheitsfall gleich zu verstehen, dies kann erst später gelingen, wenn wir uns genug Eindrücke von ihm geholt haben. Vorläufig lassen wir unser Urteil in der Schwebe und nehmen alles zu Beobachtende mit gleicher Aufmerksamkeit hin.« In der Psychoanalyse ist das Ohr das Organ der Krankheitsbegegnung. In der Tat ist eine der häufigsten seelischen Krankheiten heute die Psychose, mit Gehörhalluzinationen verbunden. Wenn die aktive Auswahl des Ohrs ausfällt, hören wir Stimmen, meist gebieterische Stimmen. Ähnlich dem christlichen Beichtstuhl alter Tage gibt es im psychoanalytischen Arbeitszimmer eine feste Anordnung von Sprecher und Hörer. Sie besteht aus Analysand und Analytiker, Patient und Heiler. Der Patient soll den Therapeuten nicht sehen. Der Analytiker hört aus den Worten, dem Erzählten heraus, was dem Patienten naturgemäß fremd sein muß.

Vorbei sind die Tage, wo man bestimmten Erkrankungen einfach bestimmte Sexualprobleme zuordnete. So deutete man in der ersten wilden Zeit der Psychoanalyse das Ohr selber als Symbol für das weibliche Genital.

Die Telefonistin als Empfängerin

Mit dem Telefon kommt in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts eine Erfindung zum Zuge, die als Beschleuniger kulturellen Wandels nur dem Buchdruck vergleichbar ist. Das erste Fernsprechausgangsamt Deutschlands wird im Januar 1881 in Betrieb genommen. Die rasch steigende Nachfrage nach dem neuen Medium bringt auch einen neuen Beruf mit sich,

die Fernsprechvermittlerin, das »Fräulein vom Amt«. Von ihr wurde viel verlangt. Sie sollte aus gutem Hause sein, zwischen achtzehn und dreißig Jahren alt, mit den »hochgestellten Telefonabonnenten« umzugehen verstehen, sowie unverheiratet sein und bleiben.

Reizzustände, Ohnmachten, Lähmungen, Hörschäden und hysterische Anfälle gehörten zum häufigen Krankheitsbild dieser Frauen-Arbeitsplätze. Die Frauen werden zunehmend wie Maschinen angesprochen. Sie sind ein lebendiges Relais. Das Geschlecht der Fernsprechauskunft ist selbst bei digitalisierter Sprechansage heute immer noch weiblich. In der DEUTSCHEN VERKEHRS-ZEITUNG von 1920 findet sich folgende Auskunft einer Telefonistin:

»Sitzen sie einmal, die siebente oder achte Stunde am Tag, das Mikrophon am Ohr, ein paar Dutzend Schnüre und Lampen und zehntausend Klinken vor sich, und alles durcheinander: Rufzeichen und Fragen, Verbindungen, Mithören, wieder Trennen und Zwischenfragen, Schlußzeichen und sieben Beschwerden; dazwischen wieder Trennen und eine Automatenverbindung (mit vier Schnüren, fünf Rückfragen und wieder verbinden!), ungeduldiges Lämpchenblinken und »nochmals rufen« und einmal »Feuerwehr« und dann die Aufsicht und dann das Fernamt, und wieder Trennen. Und finden Sie einmal unter zehntausend Nummern die richtige in einer halben Sekunde und haufen Sie nicht daneben und behalten Sie im Kopf, daß der gelbe Stöpsel in dieser Klinkke, der grüne in jener dies und der gekreuzte wieder etwas anderes bedeutet. Und dann bleiben Sie ganz ruhig, denken Sie nur an Ihr Fernsprech-Dialog-Lexikon mit seinen fünfzig Frage-Antwort-Formeln und unterstehen Sie sich, einmal Ihre Nerven sprechen zu lassen. Hier gibt's keine Ehrgeiz- und Kränkungsnerven; hier ist alles Kontakt und Relais!«

Seit Jacques Derrida wissen wir, es ist nicht der Mensch, der durch die Post verkehrt, sondern die Post, die durch den Menschen verkehrt. Der Körper, ein Fernmeldeamt für Auswärtiges. Stille Post. Verhör. »Wo nichts heraus zu vernehmen ist, da vernehmte man hinein« (J.W.Goethe).

Delikatessen und die
»Cultur des moralischen Gefühls«

*»So gehen wir in die großen Namen
hinein die uns die große
philosophische Mahlzeit versprechen
und sie ist immer ungenießbar
Wir gehen in Bücher hinein wie in
Gasthäuser das ist unser Unglück«
Thomas Bernhard*

Staub soll er fressen, und mit Lust«, dieser Satz findet sich nicht in den Maximen der Schlankheits- oder Babynahrungsindustrie, die dem willigen Kunden prallgefüllte Regale mit Instant-Nahrung feilbieten, auch nicht in den Programmen der In- oder Öko-Gastronomie, wenn der Gedanke hier auch nicht allzu fern liegt, sondern in einem der meistzitierten Bildungsfossilien deutscher Sprache, im *Prolog im Himmel* von Goethes *Faust*. Mephistopheles will hier bekanntlich dem frustrierten Gelehrten Faust (»Habe nun ach...«) genau das schmackhaft machen, was der gesunde Menschenverstand und die nicht übermäßig trainierte Zunge ohne zu zögern ablehnen würden: den Staub.

In Goethes leicht ironischen Untertönen steht die potentielle Verführbarkeit gerade der Intellektuellen durch Abseitiges oder gar verbotenen Genuß auf dem Spiel. Schon Goethes Vorläufer in der Bearbeitung des Stoffes hatten ein »säuisch epikureisches Leben« des Magiers Faustus getadelt. Wird es gelingen, so lautet die Frage, mit Worten und Hokuspokus das Unterste zuoberst zu kehren und diese »Plusquamperversion« der Sinne als das auszugeben, was »die Welt im innersten zusammenhält«? Oder, so lautet die Hoffnung der wohlmeinenden Leser, ist der Mensch so gefestigt, daß er den Schwindel, der als Geschmacksverirrung eingeführt wird, bemerkt und ihm widersteht?

Diese Frage stand im Europa des späten 18. Jahrhunderts im Raum, als Mephi-

stopheles seine kulinarischen Perversitäten formulierte. Gleichzeitig besann sich eine andere Autorität ebenfalls auf den Geschmack, allerdings mit entgegengesetztem Ziel. Immanuel Kant aus Königsberg, einer Stadt, die mit ihren Klöpsen auch kulinarisch etwas zu bieten hatte, versuchte, Kunst und Moral, Genie und Verstand mit seinem Modell des Geschmacks zu integrieren.

Kunst und Geschmack

Sapere aude, »Habe den Mut, Dich Deines Geschmacks zu bedienen«, so lautet eine der Grundmaximen der Aufklärungsphilosophie. In diesen Zusammenhang gehört ebenso der Satz: Über Geschmack und über Farben kann man nicht wissenschaftlich streiten (*de gustibus et coloribus non disputandum*). Besonders die französische Aufklärungsphilosophie von der Mitte des 17. Jahrhunderts an fragte nach der Unmittelbarkeit und Sicherheit von Erfahrungen, die man mit Kunst und dem Schönen überhaupt machte, und kam so auf den Geschmack. Dabei stand ein bloß subjektives Gefallen am Schönen (La Rochefoucault) am Ausgangspunkt der Debatte, aber auch ein besonderes Urteilsvermögen, das durch Erfahrung und Selbstbeobachtung zur Perfektion gebracht werden konnte. Für den außerordentlichen Status des ästhetischen Geschmacksurteils zeugte auch seine Spontaneität, was Pascal hervorhob. Im Gegensatz zum Urteil des Verstandes, das man sich analytisch vorstellte, war das Urteil des Geschmacks für diese Theoretiker synthetisch. Das Geschmacksurteil galt durch seine enge Bindung an den Gegenstand, über den geurteilt wurde, als dazu prädestiniert, dessen Besonderheit zu erfassen, während dem Verstandesurteil ein hoher Grad an Allgemeinheit und Abstraktion zuerkannt wurde.

Neu im Sommer '96

Gesellschaft und Politik



Friedhelm Wolski-Prenger (Hrsg.)
Arbeitslosenarbeit
Erfahrungen. Konzepte. Ziele

Leske + Budrich

Friedhelm Wolski-Prenger (Hrsg.)
Arbeitslosenarbeit
Erfahrungen • Konzepte • Ziele. Ca. 300 S. Kart. Ca. 48,- DM/ 45,60 SFr/355 ÖS



Roland Sturm

GROSS BRITANNIEN
Wirtschaft · Gesellschaft · Politik

Leske + Budrich

Roland Sturm
Großbritannien
Grundwissen Länderkunden
7. 2. überarbeitete Auflage
Ca. 300 Seiten. Kart.
Ca. 26,80 DM/SFr/198 ÖS

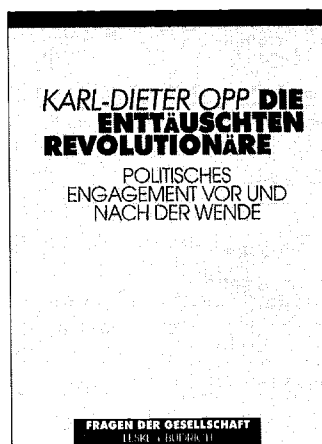


Ralf Kleinfeld

KOMMUNALPOLITIK
EINE
PROBLEMORIENTIERTE
EINFÜHRUNG

Leske + Budrich

Ralf Kleinfeld
Kommunalpolitik
Eine problemorientierte Einführung. Grundwissen Politik 18. Ca. 200 S. Kt. Ca. 29,80 DM/SFr/221 ÖS



Karl-Dieter Opp
Die enttäuschten Revolutionäre
Politisches Engagement vor und nach der Wende. Ca. 240 S. Kart. Ca. 33,- DM/SFr/244 ÖS



Franz Höllinger
Volksreligion und Herrschaftskirche
Die Wurzeln religiösen Verhaltens. 318 S. Kart. 44,- DM/41,80 SFr/326 ÖS



Wolf-Dietrich Bukow
Feindbild: Minderheit
Zur Funktion von Ethnisierung
240 Seiten. Kart.
29,80 DM/SFr/221 ÖS

Leske + Budrich • Opladen

Information: Postfach 30 05 51. 51334 Leverkusen

Eine besonders wichtige Rolle nahm der Geschmack ein, als man im 18. Jahrhundert über die Eigenständigkeit der Epoche im Verhältnis zu der vorbildhaften Antike debattierte. Auf der Seite der Modernen reklamierte man einen eigenen Geschmack für jede Epoche, wie auf der Seite der Antikenverehrer einen überzeitlichen Geschmack, der jede Epoche an die Antike binde. In Deutschland hat besonders Friedrich Schlegel den Geschmack zu einer wichtigen Kategorie in diesem Streit gemacht, wobei er sich in seinem Text *Über das Studium der griechischen Poesie*, als er sich gegen Schiller wandte, unversehens auf der Seite der Modernen wiederfand. Montesquieu schließlich begriff den Geschmack als Organ der Unlust- und Lustempfindung. Damit liefert er die Ausgangsfrage für Kants *Kritik der Urteilskraft*.

Kant konnte wesentliche Punkte aus der französischen Diskussion aufnehmen, die unter anderem durch Gottsched, Baumgarten und Leibniz in die deutsche Ästhetikdiskussion gelangt waren. Kant nahm also die zweite Bedeutung des Wortes Geschmack auf und siedelte, wie bereits die französische Tradition, den Geschmack unterhalb der Vernunft an. Für Kant war das Ziel der Bildung, mit dem er zur Besserung der Verhältnisse, zum Sieg der Moral und zur tragfähigen Staatsgemeinschaft beitragen wollte, die Bildung des ästhetischen Geschmackssinns. Er nennt es: »Moralität der äußeren Erscheinung«. Kant war also optimistisch, die Menschen, den Erfahrungen der Französischen Revolution zum Trotz, zum Guten heranbilden zu können und meinte, sich dabei auf eine Konstante berufen zu können, die bei allen Menschen zu finden sei: die Moralität. Sie sei durch Kunst anzusprechen und auszubilden, eben durch Geschmacksbildung: als »Cultur des moralischen Gefühls«.

Mit Blick auf das künstlerisch hemmungslos und autonom produzierende Genie sah er im Geschmack eine Relativierungsinstanz. Ihm kam hier die Rolle von »Disziplin und Zucht« für das zügellos sich verströmende Genie zu.

Der Begriff Geschmack deckt, soviel sollte deutlich geworden sein, in der deut-

schen Sprache und der europäischen Kulturgeschichte auf den ersten Blick mehrere recht unterschiedliche Bereiche ab. Erstens spiegelt sich darin die Frage, wie Menschen ihr Verhältnis zur Kunst verstehen, zweitens, wie sie das Verhältnis ihrer Epoche zu anderen definieren, und drittens benennt Geschmack, kulminierend bei Kant, einen bei allen Menschen ausbildbaren Sinn, zu urteilen und auszuwählen, was im Bereich der Kunst und Moral mit Recht als gut und was als schlecht bezeichnet wird.

Natürlich ist Geschmack schließlich einer der fünf Sinne des Menschen, der sich der Kommunikabilität wie kein zweiter entzieht. Die Bedeutungen stimmen darin überein, daß sie auf einen Bereich Bezug nehmen, der traditionell eine besondere Würde genießt: die Kultur und die Ästhetik.

Die zwei Zungen

Michel Serres setzt in seinem Buch *Die fünf Sinne* bei der Doppeldeutigkeit des Wortes Geschmack an und formuliert seine These der zwei Zungen, von denen die eine redet, die andere schmeckt. Die erste, die geschwätzige Zunge, so analysiert er, unterdrückt die zweite, die schmeckende Zunge, »die in der Philosophie immer schläft«. Serres Folgerung lautet, daß die Wahrnehmungs- und Ordnungsprinzipien der beiden Zungen diametral entgegengesetzt sind, »weil Geruchs- und Geschmackssinn differenzieren, während die Sprache wie Gesichtssinn und Gehör integriert«. Den Geruch sieht er dabei als »Frühwarnsystem für den Geschmackssinn«. Mit demselben Begriff, dem Geschmack, und demselben Organ, der Zunge, werden außerdem zwei unterschiedliche soziale Funktionen ausgeübt: »Der erste Mund hält fest, der zweite schenkt her.« Außerdem unterscheidet er unterschiedliche Stufen der Vergänglichkeit: »Worte türmen sich in Wörterbüchern«, »Duft und Geschmack dagegen streichen vorüber.«

Man kann festhalten, daß die Sprache im Verhältnis zum Schmecken immer in einem Verhältnis der Nachträglichkeit und der Übersetzungsnotwendigkeit

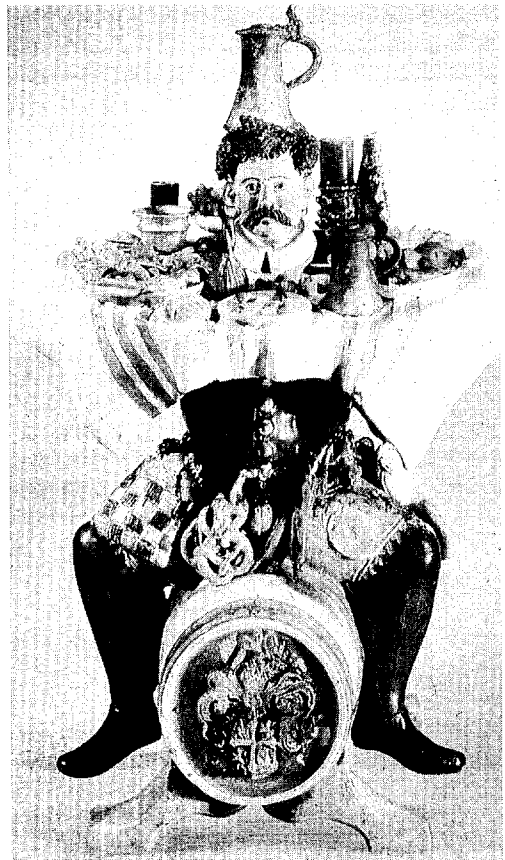
steht. Wenn man über die besondere Note eines Duftes oder eines Geschmacks sprachlich Auskunft geben will, und nicht auf die Tabellen der chemischen Industrie zurückgreifen kann, muß man sich auf Metaphern aus dem Bereich der Ästhetik oder auf Vergleiche aus anderen Bereichen berufen. Welche Konsequenzen hat es, wenn man die beiden Zungen, die schmeckende und die sprechende, miteinander konfrontiert?

Platons Höhle als Hölle für die Sinne

Für Serres ist die Urszene der Aufklärung, Platons Höhlengleichnis, mit dem dieser die wahren philosophischen Ideen von den Trugbildern unterscheiden möchte, eine reine Kopfgeburt. Eine Kopfgeburt, weil sie alle Sinne ausblenden muß, um überzeugen zu können: »Niemand sieht tanzende Schatten in einer Höhle, in der ein Feuer brennt. Der Qualm beißt in die Augen, er füllt den Raum; er nimmt Ihnen den Atem.« Schon der Gründungsmythos der Aufklärung produziert, was er bekämpft: undurchdringliches Chaos. Nur wenn man von der sinnlichen Wahrnehmung absieht, kann man die Urszene nachvollziehen.

Serres' Vorwurf lautet, die Abstraktion grenze die Sinne aus. Das heißt, die abstrakten Modelle der platonischen und idealistischen Philosophie verdrängen den einen Geschmack zugunsten des anderen. Die Sprache bemächtigt sich des Körpers und schließt die Empfindung aus. Die Modelle überdecken die Eindrücke und können so bis zur Paradoxie leerlaufen.

Was wäre, so könnte man im Anschluß an Serres fragen, ein besserer Beweis für die Unterdrückung der Sinne als der Großalarm, den Augen, Nase und Mund in der verqualmten Höhle auslösen? Der ganze Körper tastet, taumelt, hustet orientierungslos im Trüben. Hier, im Zustand der höchsten Erregung, rufen sich die Sinne deutlich in Erinnerung. Und man hatte uns gesagt, es handle sich um die Urszene der Abstraktion und der Theorie. Aus der Perspektive der Sinne ist Platons Höhle eine Hölle.



»mäßig und gefräßig«: Tantalus

Foto: Österr. Museum für angewandte Kunst

Serres fordert deshalb: »Nehmen Sie sich Zeit, schweigen Sie, schmecken Sie.« Der Weinkeller oder die Katakomben, in denen der Käse reift, haben für ihn den Platz der Höhle eingenommen.

Die Philosophie ist aus dieser Perspektive also traditionell ein Feind der Sinnlichkeit. Auch wenn man in Rechnung stellt, daß Epikur zum Namenspatron des »Epikureischen« gemacht wurde, wird man leicht feststellen, daß es sich um Polemik seiner Gegner handelt. Hervorhebenswert ist daran aber, daß sich konträre sinnliche und philosophische Vorstellungen im Begriff des Geschmacks überschneiden. Serres' Projekt ist es also, die bisher unabgegoltene Potentiale der in der Philosophie verdrängten Erfahrungen für sie zu mobilisieren.

Die beiden Zungen können, soviel sollte deutlich geworden sein, nicht integriert

werden. Allein die notwendige Versprachlichung und Übersetzung läßt die Urszene ihrer Identität als bloßen Traum erscheinen, die damit verbundene Nachträglichkeit zu überwinden. Wieder stoßen wir auf die Sprache und nicht auf den Geist. Auch er, darauf weist uns die Sensibilität für die Sprache nun hin, ist in den beiden Dimensionen des Kulinarischen und des Schögeistigen zuhause.

Fastfood und Nobelgastronomie

Kant gab dem Genie als regulierende und intersubjektiv vermittelnde Größe den Geschmack bei, um sein Destruktionspotential sozial zu integrieren. Gibt es besonders im Zeichen des Fastfood und der mediengerechten Aufarbeitung von Erfahrungen noch die Anarchie, die das Genie auszeichnete, oder ist am Nullpunkt des Geschmacks das Genie endgültig zugrundegegangen? In den Bereichen des Fastfood wird jedenfalls genau das eliminiert, was die Kochkunst suchte: die feine Differenz. Kann Fastfood deshalb mit dem slowenischen Philosophen Slavoj Žižek als »Feier des Seins in der Entfremdung« verstanden werden?

Ein Restaurant, das auf Stammgäste Wert legt, muß eine präzise austarierte Mischung aus Wiederholung und Abwechslung auf der Speisekarte führen. Die Trends, flüchtige Güter, gehen zur regionalen Küche und zu den Produkten der Saison. Ein Koch, der sich nicht auf die je eigene Geschmacksnote seiner Zutaten für eine Feinabstimmung einläßt, ist sein Geld nicht wert. Was würden Sie zu einem Kellner sagen, der Ihnen zu allen Gerichten denselben Wein empfiehlt? Die Abweichung wird zum Motor der Koch-Kunst, die Beständigkeit der Variation ist das Geheimnis der Küche. Hier ist auf den ersten Blick noch alles in Ordnung, der Geschmack reguliert das Genie, so vorhanden, des Küchenchefs. Den Rest leistet der Markt. Die Zeiten, in denen man Mephistos Staub den hingerissenen, gut zahlenden Gästen anbieten konnte, sind passé. Dennoch: Wir können höchstens im Einzelfall entscheiden, ob der Geschmack das Ereignis bildet, oder ob das Ereignis

darin besteht, hinterher darüber zu reden. Das würde bedeuten, daß das Genie wiederum auf die sprechende Zunge verlagert wird, die die Eindrücke der schmeckenden erst nachträglich produziert. Wenn also die Differenz der Motor der Kochkunst ist, so kann die Differenz der kundigen Reden darüber diese weit überflügeln.

Dabei ist Geschmack in den beiden Formen der Zunge mit großer Verlässlichkeit die letzte Bastion der sozialen Differenzierung. Es wird nur zu gern in die unterschieden, die in die Rituale eingeweiht sind, und die, die angesichts der neuen Kleider des Kaisers niemals in Lachen ausbrechen werden, weil sie mit dem Staunen beschäftigt sind. Nicht zufällig ist die Sprache der Edelküche, der Nobelparfüms und des klassischen Balletts Französisch.

Anders verhält es sich in der industriellen Fabrikation von Lebensmitteln, sie ist auf standardisierte Halbfertigprodukte angewiesen, die zudem häufig in gefrorenem Zustand weiterverarbeitet werden. Das gilt für häusliche Kochkunst genauso wie für die professionellen Dienstleister, die für sich das »Andere« der Gastronomie reklamieren. Die Gäste dort sind an der Wiederholung des ewig gleichen interessiert. Der produktionsoptimierte Takt der Fertigungsweise gibt die Kriterien vor, die Variationen der Speisekarte beziehen sich auf das Mehr, das Größer, das Günstiger. »Doppel«, »Super«, »Extra«, »Mega« sind die Kategorien der Variation, die Sprache reicht von amerikanischem Englisch über Italienisch, Griechisch, Türkisch, Chinesisch einmal um den Erdball. Interkontinentale Tests einer Fastfoodkette verzeichnen minimale Schwankungen, sieht man einmal vom Preis ab.

Sind die Leute, die hier Fastfood genießen, unzufrieden mit dem anderen Angebot oder haben sie einfach keinen Geschmack? Keinesfalls. Doch wie kann man diesen Faktor beschreiben, um den es geht, was steckt dahinter und was wiederholt sich da eigentlich? Man ist möglicherweise auf Mythos und Aura verwiesen. Wir wollen aber beim Kleingeld bleiben und sprechen lieber von den Zusammenhängen, die offensichtlich zum Gebrauch des Geschmackssinns gehören.

Handelt es sich um das Versprechen der einzigartigen Erfahrung – durch die sprechende Zunge – das nie ganz eingelöst wird, so daß man immer wieder kommt? Oder sind wir, mit Serres gefragt, in der Kommunikation so befangen, daß uns der Geschmack abhanden gekommen ist?

Fastfood und ebenso die *Daily Soap* tragen gewiß dazu bei, Ordnungsschemata in ein immer schwerer zu strukturierendes Leben zu bringen, das heißt, sie bringen ein Residuum von Verlässlichkeit in eine unsicher gewordene Biographie. Mit Fastfood werden Bilder des Geschmacks präsentiert, mit der *Daily Soap* Bilder des Lebens, in die wir eintauchen können. Die These, die Identität mit Schizophrenie verbindet: »Mach mich nach, um zu werden, wer du bist«, gilt auch hier. Zeitaufwand und Verfügbarkeit sind bei Fastfood und *Daily Soap* in hohem Maße kalkulierbar. Wenn ich weiß, was mich erwartet, bin ich vor Enttäuschungen und Problemen sicher. Insofern ist damit trotz der diversen Herkunftsländer noch keine multikulturelle Gesellschaft vorgeprägt, vielmehr eine neue Qualität der Unmittelbarkeit der Erfahrung oder des »Seins in der Entfremdung«. Spontaneität steht hier nicht zur Debatte, aber sowohl durch Fastfood als auch durch *Daily Soap* kann sich eine gesamte Epoche weltweit über alltägliche Erfahrungen konstituieren. Diese Erfahrung ist von größtmöglicher Homogenität geprägt. Das bedeutet, daß Kants Phantasma, von einem universalen Sinn zu urteilen, unter anderen Vorzeichen einlösbar geworden ist, wenn man in Zeiten, in denen Konsum nicht mehr stigmatisiert ist, sich so vorbehaltlos den Vorgaben der Industrie anvertraut. Die Einlösung des versprochenen Lebensgefühls wird mit Präzision verschoben. Aber die Objekte, um die es dabei geht, sind wie Spielmarken austauschbar. Und hier stoßen wir auf eine Verbindung mit dem Geruchssinn: Als man in der römischen Kaiserzeit eine Steuer für die Gerber erheben wollten, einen Berufsstand, der mit Tierhäuten hantierte und wegen des Gestanks der Materialien und Chemikalien – darunter Urin – berüchtigt war, wurde die Parole geprägt: *pecunia non*

olet“ (Geld stinkt nicht). Verabsolutiert wurde diese Formel zur offenen oder verdeckten Agentur jeglichen Konsums.

Wir können kurz zusammenfassen: Wird in der konventionellen Gastronomie das Ereignis – echt oder fingiert – der schmeckenden Zunge zum Motor der Rede, so wird in der Fastfoodgastronomie das Versprechen des Lebensgefühls – echt oder fingiert – zum Motor des Konsums und der Identität. Ist die Unterscheidung dann nicht vielmehr eine der unterschiedlichen Programmsegmente, das heißt einmal herrscht Oper, Sprechtheater und Kulturmagazin vor, im zweiten Bereich Kino, Comedy und eben *Daily Soap*?

Guter Geschmack

Gibt es ihn, wer bestimmt ihn? Anders gefragt: Lassen sich aufgrund der Trends und Moden, auch kulinarischer und olfaktorischer Art, noch allgemeingültige Größen bestimmen, oder hat diese Form der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit sich dem Diktat der globusumspannenden Unterhaltungsindustrie gebeugt? Zwei Auswege werden heute diskutiert: Einmal, den Geschmack neu zu lernen, wie man es in Frankreich mit jüngst dafür eingerichteten Schulen propagiert. Kulturpäpste, Sittenrichter und Lebensmittelchemiker müßten dann schleunigst eine ISO-Norm für den guten Geschmack kreieren. Dieser Ausweg macht sich Kants Gedanken der Geschmacksbildung zunutze als »Cultur des moralischen Gefühls«, denn die Maßstäbe werden von außen festgelegt. Allerdings in einem Bildungsmodell wie der platonischen Höhle, deren Konsequenzen für die Sinne Serres beschrieb. Die sprechende Zunge gibt der Empfindung die Bedeutungen vor.

Die Alternative ist, den Geschmack immer wieder als das Produkt seiner Zeit und derer, die ihn hervorbringen, zu verstehen, und damit etwas über die Zeit und die Menschen zu erfahren, die darin leben. Damit relativieren sich die Maßstäbe für den Guten Geschmack. Allein so kann es, wie Serres es vorschlägt, vielleicht einmal zu einer Dominanz der schmeckenden Zunge über die sprechende kommen.

GESPRÄCH MIT DIOTIMA VON KEMPSKI

»Das Riechen ist unser letztes Warnsignal.«

Diotima von Kempster, geb. 1944, entwickelte verschiedene Patente zur Verbesserung der Luftqualität in Gebäuden durch Anreicherung der Luft mit verschiedenen olfaktorischen Wirkstoffen. Sie ist Geschäftsführerin der Firma »DVK air vitalizing system«.

Wieland Freund sprach mit Diotima von Kempster am 25. April 1996 in Düsseldorf.

NG/FH: Frau von Kempster, Sie sind darum bemüht, die Erkenntnisse der Duftforschung für die Architektur und Klimatechnik nutzbar zu machen. Von welchen Erkenntnissen gehen Sie aus und wie sieht Ihre konkrete Tätigkeit aus?

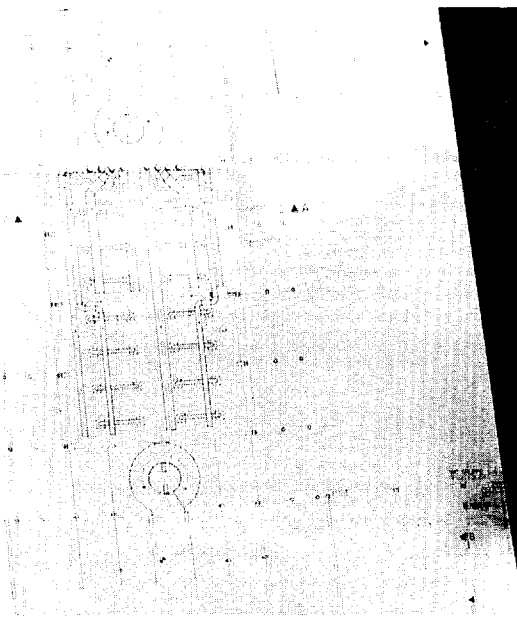
Diotima von Kempster: Duftforscherin nennt sich heutzutage Aromakologin. Dieses Wort setzt sich zusammen aus Aromatherapie und Psychologie, was bedeutet, daß sich hier die Erkenntnisse der Aromawissenschaften und der Psychologie vereinen. Die Aromawissenschaften sind eine relativ junge Wissenschaft, die Ende letzten Jahrhunderts vor allem durch Tisserand wieder »neu entdeckt« wurde. Tatsächlich ist es eine alte Wissenschaft, denn wenn Sie in die Geschichte zurückgehen, haben schon die Griechen und Römer mit Duft gelebt. Und die Natur war zu jeder Zeit mit ihrem Duft ein Heilmittel. Und dies ist der Kern auch meiner Tätigkeit. Der Mensch kann sich nicht wohlfühlen ohne Duft. Es wäre genau das gleiche, wie wenn er in einem Raum ohne Licht leben müßte, oder in einer Umgebung, in der Totenstille herrscht. Die Sinne sind da, sie müssen gewissen Reizen unterliegen. In unserer technisierten Welt haben wir jedoch vor allem den Geruchssinn vergessen. Damit der Mensch sich wohlfühlt, müssen wir das schaffen, was ich eine olfaktorische Behaglichkeit nenne.

NG/FH: Wie erreicht man dieses olfaktorische Wohlbefinden? Zum Beispiel in einem Großraumbüro?

D.v.K.: Das olfaktorische Wohlbefinden erreicht man durch die Luft. Was ist Luft? Die Luft besteht einmal aus einer thermischen Behaglichkeit, also Lufttemperatur und Luftfeuchte, die man jedoch zusammen mit einer olfaktorischen Behaglichkeit abstimmen muß. Wo fühlen Sie sich wohl? Sie fühlen sich wohl draußen in der freien Natur. In Ihrem Büro haben Sie dagegen das Gefühl einer stickigen Luft, obwohl Sie dieselben 22 bis 23 % an Sauerstoff haben, die der Mensch benötigt. Aber wodurch assoziieren Sie in der Natur das Gefühl des Wohlbefindens? Dies sind die natürlichen Geruchsstoffe, die auf Ihr ganzes System über den Geruchssinn einwirken und die letztlich Ihr Wohlbefinden maßgeblich beeinflussen.

NG/FH: Und wie tragen Sie rein technisch diesen Duft in die Büros?

D.v.K.: Ich möchte vorweg noch einmal sagen: Wenn Sie in einem Großraumbüro sitzen, befinden Sie sich in einer künstlichen Welt. Und dieser künstlichen Welt wollen Sie wenigstens einen Teil der Natur zurückgeben. Zu diesem Zweck werden natürliche olfaktorische Stoffe raumluftechnischen Anlagen zugesetzt, wobei die Dosierung – und jetzt komme ich auf ihre Frage – genau auf die Parameter der klimatisierten Luft reguliert werden muß. Bei steigenden Temperaturen zum Beispiel reduziert sich die Dosierung. Wenn sich der Luftvolumenstrom verändert, muß wiederum die Dosierung entsprechend angepaßt werden. Ziel ist immer eine gleichmäßige konstante Durchmischung der Raumluft mit den olfaktorischen Stoffen, um »Parfümierungen« zu vermeiden. Durch eine mikroprozessorgesteuerte Regeltechnik – gleichsam ein Computerhirn – werden ständig die Impulse der Parameter der Raumluft an die



Diotima von Kempiski



Foto: Jörg Müller/Visum

Anlage weitergegeben, um eine entsprechende Anpassung der Dosierung zu erreichen. Und das entscheidende: Wieviel darf ich in die Luft an olfaktorischen Stoffen geben? An diesem Punkt unterscheidet sich meine Tätigkeit von allem, was Sie derzeit auf dem Markt erhalten können.

NG/FH: Also mit Raumparfüm erreicht man keine olfaktorische Behaglichkeit?

D.v.K.: Nein, damit erreichen Sie eine Geruchsverunreinigung. Aber: Wenn Sie Raumparfüm haben möchten, und Sie selber fühlen sich damit wohl, ist es die eine, die private Seite. Nur Ihr Nachbar würde sich wahrscheinlich schon nicht mehr damit wohlfühlen.

NG/FH: Das ist ein interessanter Punkt. Wenn Sie nun ein großes Büro desodorieren, dann sitzen dort viele Leute, die wahrscheinlich alle eine sehr subjektive Vorstellung davon haben, wann etwas gut riecht, wann sie sich olfaktorisch wohlfühlen.

D.v.K.: Ja, ich »bedufte« ja nicht die Luft. Die Luft, unsere Luft, der die olfaktorischen Wirkstoffe zugesetzt werden, wird nur als gut und »frisch« empfunden.

NG/FH: Sie haben auch einen Herrenausstatter in Düsseldorf mit einer solchen Anlage versehen. Welche Absichten haben Ihre Auftraggeber? Geht es auch darum ...

D.v.K.: Die Absichten der Auftraggeber kann ich Ihnen nennen: Es geht immer um das Wohlbefinden. Auftraggeber, die eine schlechte Luft haben und maskieren wollen, lehne ich sowieso ab. Die sollen erst einmal herausfinden, warum sie eine derart schlechte Luft haben. Mit Duft machen Sie nicht auf einmal eine schlechte Luft wunderbar. Das ist ein Trugschluß.

NG/FH: Geht es aber nicht auch darum, daß, wer olfaktorisch befriedigt ist als Kunde, vielleicht teurer oder besser einkauft?

D.v.K.: Wenn Sie sich wohlfühlen in einem Geschäft und wirklich bei Ihren Sinnen sind, und Sie wissen, für dieses Tausendmarksjackett haben Sie das Geld nicht, dann lassen Sie es auch hängen. Wenn Sie dagegen einen benebelten Kopf von schlechter Luft haben, nehmen Sie es wahrscheinlich mit. Und zu Hause stellen Sie fest: die Farbe stimmt nicht, es kratzt, ich hätte es gar nicht kaufen sollen. Die Fehlkäufe werden gemacht in schlechter Luft. Verkaufsfördernd an guter Luft ist einzig, daß ein Kunde, der sich wohlgeföhlt hat, selbst wenn er nichts gekauft hat, wahrscheinlich wiederkommt.

NG/FH: Und doch erinnert mich das ein klein wenig an die Beschallung von Milch-

kühen im Stall. Das riecht doch nach Manipulation.

D.v.K.: Ja, wenn Sie Manipulation zum Positiven hin verstehen, daß sich nämlich der Mensch wohlfühlt und in einem Raum verweilen will. Wenn Sie dagegen Manipulation im üblichen negativen Sinn verstehen, dann stimmt diese Aussage nicht. Denn worauf Sie jetzt hinauswollen, ist sofort ersichtlich: daß man den Menschen zu einem Tun zwingt, das er eigentlich nicht will...

NG/FH: Zumal die Nase doch als unverschießbares Organ wehrlos ist.

D.v.K.: Ja, sie ist erst einmal wehrlos. Aber Sie haben sich nie mit der Nase befaßt. Sonst wüßten Sie, daß die Nase ihr untrüglichstes Warnsignal ist. Wenn Sie sich olfaktorisch nicht wohlfühlen, dann bekommen Sie sofort ein Fluchtsignal: Weg hier, hier stinkt es im wahren Sinne des Wortes. Das haben wir mit den Tieren gemeinsam...

NG/FH: Sie haben einmal gesagt, daß, wer »das Wohlbefinden in Gebäuden fördern will«, »unserer biologisch zerstörten Luft zumindest ihre natürlichen Geruchsstoffe und damit einen Teil der Natur zurückgeben« muß. Die Natur selbst riecht aber keineswegs immer gut. Parfümieren Sie nicht eigentlich bloß die stinkende Stadt, oder gibt es diesen Weg zurück zur Natur wirklich?

D.v.K.: Den hundertprozentigen Weg zurück zur Natur gibt es nicht. Wir haben die Natur zerstört und können sie nur noch so nutzen, wie sie es uns erlaubt. D.h. wir nehmen das bißchen, was uns die Natur noch gelassen hat, und versuchen es in unserer künstlichen Welt einzusetzen. Als eine künstlich erzeugte natürliche Luft.

NG/FH: Also im Grunde die Simulation von Natur?

D.v.K.: Die Simulation von Natur. Aber das ist noch das beste, was man tun kann, um nicht in der Luft, in der wir heutzutage leben, krank zu werden. Wir brauchen die Natur. Wir brauchen die positiven Geruchsstoffe, sonst verkümmert die Seele.

NG/FH: Sie sprachen eben davon, daß man Duft immer mit Heilung assoziiert hat: Was krank ist, stinkt. Meine Frage

wäre aber: Ist, was duftet, immer gesund? Haben Sie keine Angst, mit Ihrer Tätigkeit z.B. allergische Reaktionen zu provozieren, Abhängigkeiten vielleicht gar?

D.v.K.: Mit meiner Tätigkeit nicht. Aber mit dem, was auf dem Markt erhältlich ist, da habe ich erhebliche Probleme, und deshalb arbeite ich auch in Vorträgen, Reden und Artikeln daran, daß die Forschungen gerade zu der Frage, in welchem Umfang Duftstoffe in die Luft gegeben werden dürfen, weiter betrieben werden. Bisher findet sich keine Definition, in welchem Umfang olfaktorische Stoffe in der Luft vorhanden sein dürfen mit der Folge, daß sie hier der Scharlatanerie Tür und Tor öffnen. Es gibt zwar jetzt schon Maßeinheiten, die vorschreiben, vom negativen Geruch her, wo ein ungesundes Gebäude anfängt. Aber darauf aufbauend muß jetzt auch bestimmt werden, wieviel natürliche olfaktorische Wirkstoffe in die Luft zurückgegeben werden dürfen. Sie können ja ohnehin nur Stoffe, die toxiologisch wie allergologisch ausgetestet sind, verwenden. Aber es wird natürlich immer Menschen geben, die auch nicht nach draußen mit mir auf den Balkon gehen können. Wir können nicht unsere Umwelt nur für Menschen einrichten, die in einem Glashaus leben müssen und damit die gesamte Natur beseitigen.

NG/FH: Sprechen wir vom Riechen selbst. Das Riechen gilt als Sinn der Lust und Begierde. Man wittert, man beschnuppert, man beriecht sich. Riechen erscheint uns oft als etwas Animalisches. Patrick Süskind erzählt in *Das Parfum* die Geschichte der Madame Guillard, die, nachdem sie den Geruchssinn eingebüßt hat, auch jedes Gefühl für menschliche Wärme verloren hat. Ist das Riechorgan der Sitz der Leidenschaft?

D.v.K.: Es hat den direktesten Einfluß auf den Menschen. Wenn ich Sie jetzt nicht riechen könnte, könnte ich nicht mehr denken, dann würde ich sagen: Um Gottes Willen, wann geht er weg! Geruchssinn, Tastsinn und Geschmackssinn werden durch das limbische System verarbeitet und haben dann direkten Einfluß auf unser Verhalten; im Gegensatz zu Akustik und Optik.

NG/FH: Alain Corbin, der eine Geschichte des Geruchs verfaßt hat, geht davon aus, daß das Ich sich auch über den Geruch definiert. Sind wir, was oder auf welche Art und Weise oder – denken wir an Jean-Baptiste Grenouille – wie wir riechen?

D.v.K.: Ich glaube, wir sind, wie wir riechen.

NG/FH: Dann ist es ja um so interessanter, daß spätestens seit dem 18. Jahrhundert das Riechen abqualifiziert worden ist. Kant hat nichts davon gehalten, sogar Freud hat es abqualifiziert. Der Mentalitätshistoriker Lucien Febvre meint gar, daß der Geruchssinn seit Anbeginn der Neuzeit im Niedergang begriffen sei. Gibt es nun eine Renaissance des Riechens?

D.v.K.: Ich glaube, es gibt eine sehr große Renaissance des Riechens. Gerade der Rationalismus, der allein auf die Fernsinne und auf die Dinglichkeit der Existenz des Menschen abstellte, muß in diesem Punkt revidiert werden. Wir lernen zu begreifen, daß der Mensch ein ganzheitliches Wesen ist, das auch und vor allem den Geruchssinn umfaßt. Durch die Abqualifikation des Riechens als etwas nicht Greifbares und damit nicht Erfahrbares, können wir seine Existenz nicht leugnen.

NG/FH: Der Geruchssinn also als etwas Unheimliches?

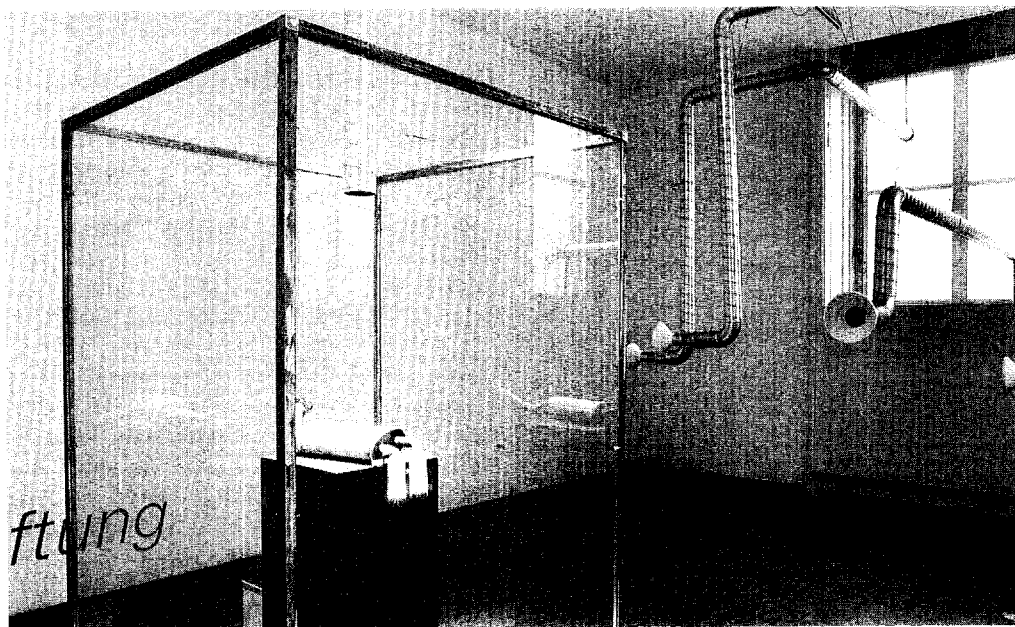
D.v.K.: Unheimlich möchte ich nicht sagen. Er ist einer der interessantesten Sinne, weil er sehr unterstützend, im Positiven wie im Negativen, wirken kann. Er kann Ihren Blutdruck von Null in die Höhe schießen lassen. Innerhalb von Sekunden.

NG/FH: Wenn es nun eine Renaissance des Riechens gibt, entdecken wir nur den Wohlgeruch wieder? Oder entdecken wir auch den Gestank? Schaffen auch Sie, wenn Sie ein Gebäude desodorieren, eigentlich nicht bloß Ordnung in einem Geruchschao, indem Sie den Geruch des Anderen vertreiben, ausgrenzen?

D.v.K.: Als das, wie ich immer sage, Chemiezeitalter anfang, als man den Duft aus der Natur nicht mehr brauchte – man konnte ein Aspirin nehmen –, ist unser Geruchssinn verlorengegangen. Man brauchte ihn ja nicht mehr. Nur für die Ästhetik. Parfum! Das war das einzige, was wir aufrechterhalten haben. Aber das vielleicht auch nur zunächst einmal, weil es immer ein Zeichen von Luxus war, und Menschen sich gerne mit äußeren Zeichen von Luxus umgeben. Aber unseren eigentlichen Geruchssinn haben wir verkümmern lassen.

»Aroma – Aroma. Versuch über den Geruch«

Foto: Museum für Gestaltung, Basel



Jürgen Hoffmann

**Politisches Handeln und
gesellschaftliche Struktur –
Grundzüge deutscher
Gesellschaftsgeschichte**

Vom Feudalsystem bis zur
Vereinigung der beiden deutschen
Staaten 1990

1996 - 593 S. - DM 68,00

ÖS 503 - SFR 68,00

ISBN 3-929586-72-X

Jürgen Ritsert

**Einführung in die Logik der
Sozialwissenschaften**

1996 - 374 S. - DM 68,00

ÖS 503 - SFR 68,00

ISBN 3-929586-74-6

Volker Wellhöner

**„Wirtschaftswunder“ -
Weltmarkt - Westdeutscher
Fordismus**

Der Fall Volkswagen
(Theorie und Geschichte der bürgerlichen
Gesellschaft Band 12)

1996 - gebunden - 391 S.

DM 88,00 - ÖS 651 - SFR 88,00

ISBN 3-929586-71-1

Christine Morgenroth

Die engagierte Frau

Frauen und Interessenorganisationen

1996 - 242 S. - DM 38,00

ÖS 281 - SFR 38,00

ISBN 3-929586-73-8

**WESTFÄLISCHES
DAMPFBOOT**



Dorotheenstr. 26a - 48145 Münster - Tel. 02 51 / 6 08 60 80

Früher wurden noch Krankheiten errochen. Heute tragen die Ärzte einen Mundschutz, damit sie am besten nichts riechen. Wir haben uns voll und ganz auf unsere Fernsinne konzentriert, auf die Augen und aufs Ohr. Mit denen ist aber in unserem Zeitalter so viel herumgespielt worden, daß wir akustisch und optisch überreizt sind. Nachdem wir jedoch nun bemerken, daß wir im Chemiezeitalter wohl krank geworden sind, entsinnen wir uns wieder auf uns selber, und das können wir nur tun, indem wir alle Sinne wahrnehmen. Und da spielt der Geruchssinn wieder hinein, auch, weil wir ein größeres Umweltbewußtsein haben. Insofern bin ich der festen Überzeugung, daß der Geruchssinn auch in Zukunft mehr und mehr an Bedeutung gewinnen wird.

NG/FH: Nun verheißt man uns – in ferner Zukunft – ein Leben im virtuellen Raum. Man klebt den PCs Ohren an als Lautsprecher. Man verspricht uns mit dem Datenhandschuh die Simulation von Tasten. An das Riechen im Cyberspace scheint aber niemand zu denken.

D.v.K.: Weil sie es noch nicht nachmachen können. Es ist das Unerforschte. Das ist auch gut so. Denn das Riechen ist unser letztes Warnsignal. Wenn uns das genommen würde, dann könnten wir per Computer zu Tode manipuliert werden.

NG/FH: Also die Nase als Rebell gegen den Cyberspace?

D.v.K.: Ja. Ich würde das so sehen. Das Riechen ist unsere einzige Rettung. Ich habe auf einer solchen Liege einmal gelegen. Es gab verschiedene Programme: einmal Flughafen und einmal Südsee. Und dann wurde in der Imagination gereist mit Musik und Farbspielen. Nur ich konnte mich leider nicht dort hineinversetzen. Weil dieses Plastikding, auf dem ich lag, stank. Und damit war der Südseetraum für mich dahin. Zwanzig Minuten Traum an der Südsee oder einmal Flughafen, einmal groß verreisen. Sie können sich wirklich vorstellen, Sie sind auf dem Flughafen, Sie hören die Motoren, Sie verfolgen das Einsteigen mit, die Stimme, die Ansage, bloß, was haben Sie davon, wenn Sie auf etwas liegen, das stinkt? Die Illusion von der großen Reise war gestört.

Kontrovers

FREIMUT DUVE

Gefährlicher Stoff für neuen Nationalismus

Replik auf das ›Postjugoslawien‹-Heft (NG/FH 12/95)

»Mit einem Hammer kann man ein Mosaik zerschlagen, mit einem Mosaik nicht den Hammer«

Dzevad Karahasan über die Zerstörung der kulturellen Geschichte Bosniens durch den Krieg.

Als wir im Mai 1945 wieder auf die Straße durften, gab es ein Zeichen an vielen Häusern, das auch wir Kinder lernten: Nie wieder. Wenn auch viele Verschiedenes darunter verstanden, so stimmten der Formel alle zu: Die plötzlichen Ex-Nazis, die riesige neue Mehrheit der Unschuldigen und Nazigegner, auch die Opfer der Nazis.

Anders als nach 1945 in Deutschland regieren auch nach dem Abkommen von Dayton in Bosnien, in Serbien und in Kroatien die Leute, die den Krieg geführt haben – als Angreifer oder als Verteidiger. Durch Gewalt wurden Solidarität und Loyalität zusammengeschweißt: Gewalt, die man ausübt, Gewalt, gegen die man sich wehren mußte. Diese Kriegsloyalität ist mit dem Vertrag von Dayton brüchig geworden. Ähnlich wie 1945 in Deutschland müssen die Bürger Bosniens an ihre eigene sehr persönliche Zukunft denken. Mit dem Ende des Krieges ist das durch ihn erzwungene Gefühl des Zusammenhalts rasch im Schwinden. Tausend sehr unterschiedliche Probleme drängen sich den Bürgern auf, den Flüchtlingen in Deutschland, den Flüchtlingen in Bosnien selbst – und denen, die den Krieg am Heimatort überlebt haben. Wo ist meine Familie, wer wohnt in meinem Haus, wie komme ich zu den Kindern? Welche Chancen haben wir, auszureisen oder zurückzukehren? Die Menschen scheinen für Politik kein besonderes Interesse zu spüren.

Darum ist gerade jetzt – paradoxerweise – die Angst des Führungspersonals des Krieges um seine Positionen im Dayton-Frieden extrem gewachsen. Was der Krieg quasi automatisch beschert hatte – Loyalität und Solidarität der »Kriegsparteien« – droht im kargen Frieden rapide zu zerbröseln. Jetzt, nach vier Jahren Drangsal, wird tatsächlich versucht, die 1991 von Karadžić und anderen propagandistisch beschworene Islamisierung der Regierungspartei SDA zum Machtinstrument auszubauen. *Quod erat demonstrandum*. Jetzt verlassen die zivilen Kräfte, die in Bosnien geblieben waren, die SDA und versuchen, eigene bürgerliche nicht völk-

sche Parteien neu zu gründen. Nun erst wird deutlich, wie gefährdet freie Medien sind, wenn Kriegsherren Friedensmacht aufbauen müssen.

Bei Besuchen in Bosnien seit Dayton vermisste ich dieses einigende ungenaue »Nie wieder« meiner Kindheit. Im Gegenteil: Bis in die letzten Tage vor dem erzwungenen Auszug aus den Vororten von Sarajewo trifft man auf Unsicherheit: Kann es wieder losgehen? Die Brandschatzung an den eigenen Häusern kurz vor der Abreise, die Drangsalierung derer, die bleiben wollten, durch die eigenen Nachbarn mit dem Drohbild »die Moslems werden euch umbringen«, die totale und systematische Plünderung auch der vom Krieg zuvor unbeschädigten Fabriken durch die abziehenden Serben, all das signalisiert: Der Haß auf die anderen bleibt das organisierte Hauptthema, und wer sich dem nicht anschließt, wird dazu gezwungen. »Seht, wie tief der Haß sitzt«, sagen und schreiben viele westliche Beobachter und fühlen sich bestätigt in ihrer Vermutung, es sei letztlich von Anfang an um völkischen Haß gegangen. Nein: Er ist erzeugt und von der Außenwelt immer wieder dankbar bestätigt worden.

Im Jahr 1996 müssen auch in Bosnien nicht nur die Trümmer des Krieges beseitigt, sondern Aufgaben bewältigt werden, die die politischen Führungen vor dem Kriege mit aller Macht vermeiden wollten. Dieser Vermeidungsaufwand gehört zu den Ursachen des Krieges: Heute stehen alle Staaten Serbien, Kroatien und Bosnien vor zwei zentralen Herausforderungen, vor denen schon das alte Jugoslawien stand:

- einen zivilen, demokratisch legitimierten Rechtsstaat aufzubauen
- eine neue, nicht bürokratisch gelenkte Wirtschaft zu organisieren.

Beide sind mit großem Erfolg schon vor dem Krieg verdrängt worden: die zivile Vernunft und die ökonomische Rationalität. Alimentiertes (auch intellektuelles) Führungspersonal ist für diese zwei Unterlassungen ebenso verantwortlich wie für den Krieg.

1978 beklagt sich Milovan Djilas bitter über den jugoslawischen Polizeistaat: Die Verhaftungen und Prozesse, die heutzutage in Jugoslawien stattfinden, lösen keine Probleme, im Gegenteil, sie zerstören alles und jeden. Noch immer wird die Verfolgung im Namen der Revolution und des Sozialismus gerechtfertigt, ob-

wohl alles, was von der Revolution übrig ist, nackte Gewalt ist. (*Milovan Djilas. Auch wenn meine Worte die Kerkermeister in Wut versetzen* . . ., 17. 7. 1978, *DIE WELT*)

Viel ist über Gorbatschow und über die Entmachtung der alten Sowjetcliquen, über das Ende des Gulag und der Geheimen Staatspolizei in Moskau geschrieben worden, viel über Glasnost und Perestroika. In der Literatur findet sich über den Zerfall Jugoslawiens fast nichts. Hier waren Themen die Irrtümer Titos und die »jahrhundertalten«, nun plötzlich »ethnisch« genannten Konflikte. Über das Versagen an der Jahrhundertaufgabe, aus einem sozialistischen Polizeistaat einen modernen Zivilstaat zu machen, gibt es kaum Beobachtungen und Analysen. Das liegt zunächst an der »Jugoslawien«-Romantik der Kenner und Beobachter. Die Nähe zum Westen, die freie Reisemöglichkeit, die relative kulturelle Offenheit dem Ausland gegenüber verdeckte, daß das Staatswesen sehr zentralistische, autokratische und bürokratische Züge hatte, daß Djilas Begriff die *Neue Klasse* das eigene Land gemeint hatte.

Bis heute gibt es in keinem dieser Staaten eine »Gauckbehörde«, wo Bürger das Ausmaß der polizeilichen Überwachung, der Gängelung des Rechtswesens und der Lenkung der Medien bis weit in die achtziger Jahre nachspüren können. Westliche Freunde Jugoslawiens übersahen – oft unbewußt –, daß auch dieses schöne Reiseland Diktatur geblieben war. Glasnost und Perestroika als Herausforderungen der achtziger Jahre – davon wollten die Führungseliten nichts wissen. Die Massendemonstration auf dem Belgrader Zentralplatz *Terazije* ist noch im März 1991 blutig niedergeschlagen worden, ohne daß dies als Versuch gesehen wurde, Glasnost und Perestroika zu vermeiden. Als Demokratiebewegungen die kommunistische Welt außerhalb Chinas und Cubas bereits aufgebrochen hatten, wurden Demonstranten auf den Straßen Belgrads zusammengeschlagen, autonome kleine Oppositionsblättchen drangsaliert. Es waren ja, wie westliche Beobachter schnell feststellten, eher »nationale als demokratische« Demonstranten. Allenfalls wurden die Motive der Demonstranten verächtlich gemacht und nicht die polizeistaatlichen Herrschaftsformen des inzwischen seinerseits zum Nationalisten gemauserten Milošević kritisiert. Heute versucht Mira Beham, die »fundamentalistische« Vergangenheit von Izetbegović darzustellen, indem sie aus einer Schrift (die sich an keiner Stelle mit Bosnien, sondern mit dem grundsätzlich schwierigen Verhältnis von Staat und Islam auseinandersetzt) genauso zitiert, wie Staatspropaganda das Buch zurechtstilisiert.

ren mußte, um den Autor zu 14 Jahren Gefängnis zu verurteilen. (Sie behauptet sogar im Dezemberheft der NG/FH, das Buch sei auch in »Frankreich verboten worden«, was kein Verleger in Frankreich bestätigt hat.)

Die wirkliche Information über den Zustand Jugoslawiens vor dem Krieg ist aber das Verbot von Schriften, Strafprozesse gegen Autoren und exorbitante Gefängnisstrafen. Die politische Führung in Belgrad verdrängte Demokratisierung und Wirtschaftsreformen und half so, die innere Krise auf das zunächst eher literarische Thema »Nationalitätenkonflikt« zu verlagern. Ob die Schriften aus der Belgrader Universität, die dann von »Großserbien« schwärmten, ob die Bemühung des Izetbegović, über die islamischen Staaten und deren Unfähigkeit zur Moderne schriftstellerisch Auskunft zu geben, wirklich den politischen Prozeß des Nationalitätendramas eingeleitet hatten, sollen künftig nicht propagandagebundene Historiker herausfinden. An dessen Anfang jedenfalls stand die innere Reformunwilligkeit – trotz Gorbatschow! – ausgerechnet des dem Westen besonders nahestehenden Jugoslawien.

So wurden aus Staatsbürokraten rasch Nationalbürokraten: In Serbien verstanden sie sich zugleich auch als Treuhänderin des jugoslawischen Erbes. Milošević und seine Freunde nutzten die Doppelrolle mit großem Erfolg: Mal Sachwalter des Tito-Jugo-Erbes, mal Bewahrer des serbischen National-Schicksals. So fiel die »jugoslawische« Staats- und Militärschritte unter serbische Hegemonie, noch bevor Titos Staat auseinanderbrach. Daß aber arbeitsfähige Konzepte für die Privatisierung der Wirtschaft und Demokratisierung des Staates nie vorlagen, wurde kaum wahrgenommen. Der literarisch formulierte Anspruch auf den völkischen Serbenstaat (»Großserbien«) aber umso mehr. So blieben viele Funktionäre in Schlüsselstellungen, während etwa in der Tschechoslowakei ein sehr radikaler Wechsel des Personals (Havel) stattfand, der dann erst die friedliche »nationale« Trennung zwischen Prag und Preßburg ermöglichte.

Natürlich wollten auch kroatische Nationalisten sehr früh den kroatischen Nationalstaat und manche auch die Anknüpfung an unselige Vorläufer, aber die Kontrolle des Staates gelang ihnen erst nach der Zerstörung Vukovars. Bis dahin gab es immer wieder Versuche der demokratischen Kräfte, eine föderale Form der Kooperation mit Belgrad zu erreichen. Erst 1995 konnte aber auch Tudjman in Zagreb – bedingt durch den Krieg – einen autoritären Personalwechsel durchsetzen, der die nicht-demokratische jugoslawische Staatsform Titos nun auf den Nationalstaat übertrug: Führerkult, Kontrolle von Medien und Büro-

kratie. Seine »Perestroika« begünstigt vor allem die eigene Familie. Und mehr und mehr bleibt Glasnost, die demokratische Öffnung der Gesellschaft, auf der Strecke. Vor allem aber bescherte der Krieg der HDZ-Führung in Zagreb die Chance, die kroatische Republik in eine völkisch homogene Gesellschaft zu verwandeln, ohne eine wirkliche Schulddiskussion im Lande. Wie so oft in diesem Krieg konnten neue Verbrechen mit alten aufgerechnet werden: die Vertreibung der Krajina-Kroaten drei Jahre zuvor »relativierte« die Massenflucht der Serben 1995. So bleibt der Aufbau der zivilen Demokratie in Kroatien gefährdet.

Auch Belgrad erlebt nach Dayton eine neue Sprachregelung des Chefs. Er spricht jetzt von europäischer Zivilgesellschaft, aber Milošević läßt erneut die wenigen unabhängigen Medien drangsalieren und die ökonomische Liberalisierung findet nicht statt. Das früher »sozialistische«, dann »nationalistische« und sich jetzt wieder mehr und mehr »europäisch« gebende Personal bleibt, wo es war – an der Macht.

In der erfolgreichen Vermeidung der beiden Schlüsselaufgaben durch den nationalistischen Kurzschuß des ehemals angenehm alimentierten kommunistischen Führungspersonals sowohl der Bürokratie als auch des Militärs (55 Prozent des Staatshaushalts) ist die Hauptursache für die nationalistischen Aggressionen der letzten vier Jahre zu sehen. (Jener kroatische Bürgermeister Westmostars, der im Radio die Extremisten noch antrieb, als sie die gezielten Schüsse auf Hans Koschnick abfeuerten, war wenige Jahre zuvor der sozialistische Manager eines großen staatlichen Unternehmens im jugoslawischen Mostar. Heute wissen viele Mostaris, daß er jetzt dieses Bürgermeisteramt dazu benutzen möchte, um bei der anstehenden Privatisierung desselben Unternehmens – dessen Privatunternehmer werden zu können).

In Bosnien verlief unter dem Druck des Vertreibungsterrors der Personalwechsel anders. Einen »bosnischen« Nationalismus vergleichbar dem kroatischen oder serbischen gab es bei Ausbruch des bosnischen Krieges nicht. Izetbegović war kein alter Staatsfunktionär, sondern war als Islamwissenschaftler ins jugoslawische Gefängnis gewandert. Noel Malcolm hat sehr eindringlich die schwierige Lage Sarajewos in den Jahren '91 und '92 geschildert, als die inzwischen serbisch kontrollierte Armee halb verdeckt und dann zunehmend offen mit den neu gebildeten Militärs des Radovan Karadžić zusammenarbeitete. Izetbegović hatte keine »völkische« Chance. Auch keine, einen muslimischen Staat aufzubauen. Erst die Formen dieses Krieges, die fast vier Jahre dauernde Geiselnahme der bosnischen Bürger, die 200 000 Toten, die fast zwei

Millionen innerhalb Bosniens und ins Ausland Vertriebenen, erst die Zerstörung Bosniens hat den islamischen Flügel der Regierungspartei SDA drastisch begünstigt.

Der Vertreibungsterror war der Vorläufer der längsten Massen-Geiselnahme nach der Belagerung Leningrads. Bewegung, Nahrung, Außenkontakte wurden durch Gewalt kontrolliert. Ohne die jetzt boshaft kritisierte Präsenz der Medien hätte Sarajewo das Schicksal Srebrenicas treffen können. Beobachter, denen die Eindeutigkeit der Abfolge nicht paßte und die zurecht fürchteten, daß daraus kollektive Anschuldigungen auf ein ganzes Volk abgeleitet werden könnten, bedienten sich einer sehr erfolgreichen Gegenstrategie (die zu Beginn dieses Jahres dem Autor Handke volle Säle bescherte) mit vier Elementen:

1. Die *Neutralisierung*: Grausam sind alle. Die Sache braucht einen neuen Namen: den »ethnonationalen Konflikt«, wo alle gleich schuldig sind. Zudem: die Medien sind einseitig und bauschen tagtäglich auf.
2. Die *Kriegsschuld*: die deutsche Regierung hat Kroatien anerkannt, darum der Krieg.
3. Die *Diffamierung*: Die Kritiker des Pale-Terrors sind rechts.
4. Das *völkische Argument*: Die »Ethnien« können sowieso nicht zusammenleben.

Das letzte, als wichtigstes der falschen Argumente für die Entschuldigung der Verbrechen, wurde im Laufe des Krieges zur festen Überzeugung fast aller Beobachter.

Und so war der bosnische Krieg eine furchtbare *self-fulfilling prophecy*. Ein Argumentenarsenal für Rechthaber: Wer schon immer Zweifel daran hatte, ob Sarajewo wirklich die zivile multi-religiöse moderne Großstadt gewesen war, der wird jetzt stolz die traurige Wirklichkeit registrieren, wohin sich die Politik in Sarajewo zu entwickeln droht: dem Sieg des radikalen muslimischen Flügels der bosnischen Führung. *Self fulfilling prophecy*: Hunderttausende ländliche Flüchtlinge haben die Gesellschaft der Stadt verändert. Drei Jahre Einkesselung, drei Jahre alltägliche Geiselerchießung von über zehntausend Bürgern, Verstümmelung von Zigtausenden. Das zivile Sarajewo hat sich im Überlebenskampf verwandelt. Und seine Menschen auch. Niemandes Recht, auch Mira Behams nicht, jetzt mit dem Finger auf die Opfer zu zeigen nach dem Motto: »Ihr seid ja so, wie Karadžić euch immer beschrieben hatte«. Um so mehr Grund allerdings, jetzt nicht Täter zu Opfern zu machen. Die Selbst-Stilisierung zum Opfervolk ist stets die gefährlichste Folge des Krieges. Wenn jetzt Handke und Beham der serbischen Führung bestätigen, sie sei ja nur Opfer der Propaganda westlicher

Medien gewesen – dann ist das gefährlicher Stoff für neuen Nationalismus.

Die vielleicht größte zivilisatorische Leistung Großbritanniens und der Vereinigten Staaten in diesem ausgehenden Jahrhundert war, daß beide nach Ende des Zweiten Weltkrieges wieder »normal« funktionierende Demokratien waren. Krieg ist der Feind der Demokratie. Daß Zehntausende von Amerikanern japanischer Abstammung als potentielle »Feinde« interniert worden waren, belegt das hier Gemeinte: Wer im Krieg die eigene Führung kritisiert, der »arbeitet für den Feind«. Eine Demokratie, die es – nach dem Frieden von Dayton – zu beleben gilt, gab es nicht im ehemaligen Jugoslawien. Die »völkische Aufteilung« der Gesellschaft in das, was während des Krieges die drei »Kriegsparteien« genannt wurde, auch nicht: bei dreißig Prozent »Mischehen« – ein Begriff, der im Vorkriegsbosnien irrelevant war – in den urbanen Regionen Bosniens wäre eine völkische Zuordnung auch absurd gewesen. Natürlich gab es kroatische, serbische und muslimische Bosnier – aber auch dies ist eine für die Politik noch in den siebziger Jahren zu vernachlässigende Kategorie. Das muß niemand romantisieren, und dagegen braucht auch Peter Glotz nicht zu polemisieren. Dzevad Karahasan, der »muslimische« Autor, Kaca Celan, die »nicht-muslimische« Autorin und viele andere aus Sarajewo wissen und schreiben: *So war das*.

Heute bitten die zahlreichen »Mischfamilien« unter den Bürgerkriegsfamilien darum, nicht in die ehemalige Heimat zurückgeschickt zu werden. Sie haben Angst, sich dem zu beugen – und ihre Kinder zu gefährden – was sie als »völkische« Realität inzwischen verwirklicht sehen. Die Prophezeiung, die sich selbst erfüllt, hat recht bekommen. In Bosnien scheinen tatsächlich nicht mehr zivile Bürger zu leben, sondern Angehörige dreier »völkischer« Gruppen. Um so mutiger, wenn Politiker und Intellektuelle nun neue, nicht-völkische zivile Parteien gründen.

Es gab vor dem Krieg in Bosnien keine Demokratie, dafür aber wichtige Elemente der zivilen Gesellschaft, zum Beispiel die Kultur der »guten Nachbarschaft«, die Kultur des *Komsiluk*. Der französische Autor Xavier Bougarel unterstreicht die Bedeutung dieser kulturellen Tradition: »Um die völkische Trennung auch in Bosnien durchzusetzen mußten Leute wie Karadžić dieses »Gewebe des Komsiluk« zerreißen, sie mußten einen »Zustand« der Unumkehrbarkeit schaffen, aus Nachbarn wurden Mörder!« (X. Bougarel, Bosnie, *Anatomie d'un conflit*, zit. LIBERATION 30. 3. 96).

Im Krieg gibt es keine Demokratie. Im Krieg wird der Zeuge Kriegsteilnehmer und damit Teil der antidemokratischen Kollektivierung. Als

ich die von Serben begangenen Greuelthaten anprangerte, erklärten mich deutsche Intellektuelle zum »Serbenfeind«, als ich Tudjman öffentlich angriff, machten mich einige Medien in Zagreb zum »Kroatenfeind«. Krieg statt Auseinandersetzung, Feindschaft statt Gegnerschaft.

Die Behauptung, wir können nicht zusammenleben, ist falsch, wenn diejenigen, an die sie sich richtet, noch zusammenleben; in Bosnien wurde sie auf brutale Weise bewiesen durch Vertreibungsterror. Als die *Pale*-Führung im März 1996 den Abzug aller Serben aus »ihren« Stadtteilen Sarajewos befahl und organisierte, zogen Tausende nur bis ins nahe Kiseljag, sie gehorchten dem Befehl, teilten aber nicht die Behauptung. Inzwischen sind einige zurückgekehrt, wie auch nach Tuzla serbische Bosnier heimgekommen sind, die während des Krieges nach Belgrad geflohen waren. Ausnahmen. Auch sie bestätigen die Regel. Der Krieg hat die Regel umgestülpt. Aber *Komsiluk* scheint endgültig zerstört.

In Europa haben viele die falsche Begründung *Wir können nicht zusammenleben* gerne, ja manchmal gierig aufgegriffen und durch einen Wust historisierender Kommentare bestätigt. Balkan! Da weiß man, was man hat. Daß während des Krieges von 1.000 bosnischen Soldaten immer noch etwa 100 Kroaten und Serben waren, wurde nie berichtet. Die Armee des bosnischen Staates wurde von Anfang an als das beschrieben, was sie im Verlauf des Krieges dann auch wurde: *muslimisch*. Wann immer ich mich in Tuzla mit kroatischen und serbischen Stadträten getroffen hatte – Journalisten beschrieben die »muslimische« Stadt.

In Sarajewo und in Tuzla haben sich während des Krieges Unzählige bemüht, die Behauptung einer Apartheid zu widerlegen. Besonders die jüdische Gemeinde hat Bürger aller vier Glaubensrichtungen unterstützt. Susan Sontag und Bernard Levy haben mitten im Krieg kulturelle Veranstaltungen organisiert, um der Apartheidthese entgegenzuwirken – sie wurden zum peinlichen Gespött deutscher Intellektueller.

Warum ist das jetzt nach Dayton relevant? Mehr und mehr wird zum ersten Mal nach 1945 das völkische Prinzip der angeblich unvermeidbaren »Homogenität« akzeptiert. Massenvertreibung und Massenfluchten scheinen jetzt die Apartheid zu bestätigen und erlauben, die Anhänger des zivilen Bosnien als romantische Träumer zu belächeln. Gelehrte wie Ernst-Otto Czempiel haben schon im vergangenen Sommer die »friedliche ethnische Trennung« gefordert. Was, wenn Bürger dies bei kommenden Konflikten in den Vorstädten von Paris und Berlin oder Hamburg-Wilhelmsburg ebenfalls fordern werden? »Fundamentalisten« gibt es auch dort.

Hommage

REGIS DEBRAY

Der ›Le Monde‹-Nachruf auf François Mitterrand (II)

Auf der Straße von Sauveterre

Eines Tages im September 1994 sah ich ihn im Kloster der Rue Ulm wieder, wo er hingekommen war, um, anlässlich der Zweihundertjahrfeier der *École Normale Supérieure*, zu den Studenten zu sprechen. Zwanzig Jahre später also. Ich konnte in diesem alten Herrn mit dem vom Leid geläuterten Gesicht, dem auf alltägliche Weise gealterten, alltäglichen, wie alle alternden Chefs nach vorne gebeugten Präsidenten nicht mehr meinen im Untergrund arbeitenden Schmuggler von Helden erkennen, genausowenig wie er Saint-Loup auf der Fotografie von Albertine, die ihm der Erzähler hinhält, dieses himmlische Wesen, von dem sein Freund, den er bis jetzt für einen Mann bei klarem Verstand gehalten hatte und bei dem er nun mit Bestürzung den unaussprechlichen Wahn feststellt, so oft gesprochen hatte, ausfindig machen konnte. Nicht, daß Mitterrand sich so sehr verändert hätte, der Schnee war einfach geschmolzen. So geht es eben mit Herzengeschäften, zu denen auch die Geschäfte gehören, die man zwar die öffentlichen nennt, die es aber im Grunde kaum sind und die nicht gerade zu den am wenigsten trübsinnigsten Variationen zählen.

III.

Im militanten Seite-an-Seite, mitten in der freien, optimistischen und ungezwungenen Stimmung, die unter den Tischgenossen und bei den Volks-Meetings der Linken vor dem Glaubensbruch gegen Ende der 70er Jahre geherrscht hat, (und die, unserer Meinung nach, den Vor-74er, den Vor-Solschenizyn, eher in die Nähe des Vor-36ers als in die des Vor-81ers bringt), betonte unser Held in offenkundiger Weise seinen Abstand vom Geschehen, indem er inmitten des größten Tumults eine Art kaltblütiger und spöttischer Gelassenehit verbreitete. Scheuheit aus Veranlagung oder »Adel verpflichtet«? Das ist nur normal, sagte ich mir, Blum litt an der gleichen Krankheit. Diese Anzeichen von Distanzierung, diese vielleicht ungewollte, vielleicht sogar schmerzhaftes Zurückhaltung waren für mich sogar gleichbedeutend mit der Unterschrift einer Geschichte unseres

Landes, eine zusätzliche Bürgschaft für Authentizität: die fortschrittliche Bewegung wurde in Frankreich schon immer von Großbürgern geführt, die ihre eigene Klasse verrieten. Da kannte ich mich aus; »Es ist noch lange nicht jeder, der will, auch ein Vorkämpfer. Wenn das Ich an erster Stelle rangiert, sind wir auf ewig getrennte Leute.« Diesen bei der Geburt empfangenen Fluch kannte ich nur zu gut, um ihn nicht bei anderen entschuldigen zu wollen. Jedenfalls gestand sich dieser auf sich selbst bezogene Sozialist ganz offen ein, ein Ego zu haben, das er nicht bereit war, für eine Hostie oder den Sermon seiner neuen Kirche preiszugeben. Es bestand keine Hysteriegefahr. Ich hielt dieses innere Lot für ein gutes Omen. Endlich ein Bourgeois, der mit offenen Karten spielte und seinen Pöbel nicht betrog.

»Die François«, bemerkte 1995 der mit viel Talent arbeitende Verleumder Paul Thibaud, »haben festgestellt, daß die Größe eines Individuums keinen anderen Bezugspunkt hat als ein alles verschlingendes und zerstörerisches Bild von sich selbst.« Eine Halbwahrheit. Ohne die andere Hälfte wäre das 1971 in Epinay begonnene Abenteuer nicht über die Chronik eines Ministers hinausgekommen. Das Bild, das Mitterrand von sich selbst hatte, und das es schon gab, bevor wir uns überhaupt erst eins von ihm machen konnten, das folglich also in keiner Weise von unserem abhing, hatte weder verschlingenden noch zerstörerischen Charakter, es war vielmehr liebenswürdig und sogar einnehmend. Er forderte jeden einzelnen auf, sein eigenes Urteilsvermögen mit ins Spiel zu bringen. Sich an sein eigenes Bild zu klammern und seiner Umgebung eine feststehende Meinung über sich zu oktroyieren, ist charakteristisch für den Theoretiker. Ein starrer, verhärteter Egozentrismus führt unweigerlich zu einem alltäglichen und unfruchtbaren Verfolgungswahn: zum klassischen Despoten. Mitterrand war ein dienstbeflissener und schöpferischer Egozentriker, weil er niemals aus seinem Ego ein hermetisch geschlossenes Dogma gemacht hat. Im Gegenteil, er machte sein Ego für alle zugänglich. Aufgrund der Tatsache, daß in ihm zu sehr die Romanfigur gesehen wurde, vergaßen viele

Kommentatoren, die die Kriterien eines Romanschriftstellers außer acht ließen, daß es einen Unterschied gibt zwischen einem Roman und einem Staatsvertrag. Sein Werk ist seine Person, und seine Romanhelden sind maßgeschneidert, jeder solidarisch und verschieden, Croix-de-Feu (rechtsradikale Volksmiliz vor dem 2. Weltkrieg), Generalfeldmarschall, Giraudist, Gaullist, dritte Weltmacht, Antikommunist, autoritärer Antikapitalist, nachsichtig liberal, Europäist, Anhänger der Heiligen Union.

Ein Romanschriftsteller bleibt Herr über sich und identifiziert sich nicht mit den von ihm geschaffenen Figuren, weil er gleichzeitig alle auf einmal und keine von ihnen ist, und jede stellt sich, kommt sie an die Reihe, mit ihrem Tic, ihrer Ausdrucksweise und ihrem eigenen Wortschatz dar. Ein guter Dichter ist immer ein ehrlicher Dichter, weil er sich die Überzeugungen jeder seiner zahlreichen Kopien seiner selbst vollkommen einverleibt, sodaß jeder Leser, entsprechend seiner eigenen Vergangenheit oder Wahlverwandtschaften sich mit der einen oder anderen Figur identifizieren kann, ohne anderen zu schaden. Der Roman dieses Lebens wurde von uns allen geschrieben; wenn er Lügen enthält, so haben wir uns selbst geirrt.

Jeder Kämpfer, jeder Kollaborateur und sogar jeder Wähler konnte seine kleine Geschichte in eines der Kapitel Mitterrands einfügen, jeder konnte seinen Film auf diesen flexiblen und

entgegenkommenden Bildschirm projizieren. Dieser Facettenspiegel, den Mitterrand aus seinen aufeinanderfolgenden Lebensabschnitten zusammengesetzt hat, machte es möglich, daß dank einer subtilen, obwohl am Ende passiven Großzügigkeit, all unsere kategoriellen oder individuellen Narzißmen sich miteinander vereinigen und ihm einverleiben konnten, um ihn schließlich bis zum Überspringen der 50%-Hürde zu bringen. Diese Form von Egoismus ist die kollektive Projektion der Freude an der Macht. Auf diesem flexiblen Bildschirm war Platz für fast alle Träume, alle Geschichten, alle imaginären Egos einer Zeitepoche, die diese, Generation um Generation, angefangen beim *Französischen Staat* über die Räterepublik und die Sozialdemokratie bis zur Börsengesellschaft weitergegeben hat. Jedem sein internationales Szenario: das Überleben des Abendlandes, die Verteidigung Israels, die atlantische Solidarität, gegenseitige sowjetische Abkommen, die Unterstützung der Dritten Welt, die Unabhängigkeit Frankreichs, ja, aber ein Bildschirm für alle. Ich, das seid ihr. Er, das sind wir: ein schöner Glaubensmechanismus, der es von 1971 an dem Föderalisten von Epinay, dessen Vereinigungserfolg immer ein Rätsel bleiben wird, erlaubte, Radikalmarxisten und Neokalifornier um sich zu scharen, der den Sieger von 1981 dazu brachte, die bleichgesichtigen Psychorigiden und die sonnengebräunten, spritzigen Stim-

Gesprächsdiplomatie: Mitterrand nach seiner Wahl zum Präsidenten mit Kommunistenchef Georges Marchais (1981)

Foto: dpa



mungsmacher vor seinen Wagen zu spannen und der es dem Sieger von 1988 schließlich möglich machte, in der »Mitterrand-Generation«, im zweiten Wahlgang, überzeugte Antirassisten und nostalgische Generalfeldmarschallanhänger unter einen Hut zu bringen.

Normalerweise erlaubt ein reflektierender Charakter dieses Reflexionsspiel der Flächen nicht. Das Ungewöhnliche an diesem gewöhnlichen Mann war die Mischung eines im Inneren dichten und harten Ich, dem nach außen hin eine ebenso dehnbare Nachgiebigkeit entsprachen, die jedoch nur das strikt Notwendige, und dieses auch nur gelegentlich, zum Vorschein kommen ließ. Die Formeln der Zusammensetzung sind variabel, sie können, entsprechend dem individuellen Chemiespiegel zwischen mehr oder weniger formlosen bis zu hochentwickelten Stadien schwanken, aber eine Regel gilt für alle Gewählten: In der Demokratie ist der Körper des Staatschefs so vielseitig wie die Wählerschaft. Frankreich bildet keine Einheitlichkeit; und sollte es heute so sein, daß sie es anstrebt, so gab es sie vor dreißig Jahren doch noch nicht. Unter Berücksichtigung der kollektiven Verkettungen, Interessen und Geschichte, die es in einem Volk gibt, muß jeder sich von der Hälfte plus einem seiner Landsleute wählen lassen; er kann, statistisch gesehen, nichts anderes tun als sich ein gutes Drittel (d. h. eine gute Hälfte aus seinem eigenen Lager) zu ergaunern. Am allerfeinsten ist es, eine Drehung um 120° zu vollziehen, so daß die am Morgen Enttäuschten am Abend wieder zufrieden sind und umgekehrt, was Verstimmungen zerstreut und die Bildung explosiver Staus verhindert. Der Ausspruch: »Der Politiker betrügt entweder seine Wähler oder die Interessen seines Landes« ist ja allgemein bekannt. Mitterrand war in dieser Hinsicht exemplarisch: von einer Seite der öffentlichen Meinung zur anderen konnte man spüren, wie jede kleinste Erregung durch eine Art Abwechslung in der Abwechslung der Reihe nach ausgedrückt, behandelt und verraten wurde.

IV.

Bei meinem inneren Film ist das Bild auf dem Bildschirm erst zehn Jahre später, und zwar vor den Taten des ausführenden Präsidenten, stehengeblieben. Es handelte sich um eine Art von Untätigkeit, die unvereinbar war mit dem Mandat, das ich meinem Reformator auf den Terrassen von Pau heimlich anvertraut hatte; aber bis ich diesen Stil als die Logik am Werk identifizieren konnte, habe ich noch einmal zehn Jahre gebraucht. Bildübertragungen sind manch-

mal so etwas Wehmütiges; ein Kristallisationsprozeß ist wie eine kurze Filmszene, wie Liebesverlust, wie ein Krebsgeschwür.

Man hat, so scheint mir, zuviel von Zynismus und fehlenden Überzeugungen bei diesem Mann gesprochen, der sich mehr als einmal und zu Recht darüber beklagt hat, daß, wenn er behauptete, mit all seinen Kräften und von ganzem Herzen tief von dem, was er tat, überzeugt zu sein, ihm niemand Glauben schenken würde. Man nimmt manchmal eine Folge von übereinanderliegenden Ehrlichkeiten als Zwiespältigkeit wahr und sieht gleichzeitig den Schattenkegel, den die zuletzt ausgesprochene unvermeidlich auf die vorangegangene wirft; man sieht ein Labyrinth in einer Sinuskurve, die aus geraden, in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Linien besteht; er war fast der einzige in seiner Umgebung, dem es gelang, diese Linien zusammenzustecken: ist er schuld daran, daß sein Jahrhundert kurvenreich war? Dieser große Begleiter einer »Zeit« hat von diesem Jahrhundert die Launen und die Stoßkraft geerbt und dies mit soviel Aufrichtigkeit, daß er unfähig war, heute aus Bußfertigkeit die Entscheidung von gestern rückgängig zu machen. Er erteilte sich selbst ständig die Absolution, weil er ja gestern gerade vollkommen ehrlich und mit sich selbst im Einklang gehandelt hat. Bloß, daß keine neuen Überzeugungen auf Kosten der von gestern verworfenen hervorgebracht wurden, vielmehr wurden sie alle aufeinandergestapelt wie die Generationen in einer Alterspyramide.

Dieser Antigaullist der Rechten. Er hat nach 1958 im Rahmen des linken Antigaullismus, der noch viel ausgedehnter und weittragender war, das Credo seiner Jugend umgeschrieben, ohne an seine früheren Parteiverbindungen und Reaktionen zu rühren, ungefähr so, wie man ein neues Haus mit wiederverwendbaren Materialien baut oder einen zweiten Roman mit den Figuren des ersten schreibt. Und dies, ohne daß der Romanschriftsteller Einwände vorgebracht hätte, denn der Vater Goriot hat weder ein Recht, den Entschluß von Vetter Pons noch *Verlorene Illusionen* und *Glanz und Elend der Kurtisanen* abzuändern.

Um dieses Leben, in diesem schönen, mit Erziehungsgedanken und Desillusionierung gespickten Roman des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal aufsuchen zu können, muß man im Sturzflug durch die Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts rasen. War es ein Abenteuerroman? Ja, wenn man diesem Begriff seine volle Bedeutung beimißt. Für den Vorkämpfer einer Sache ist das Ziel das Wesentliche und die Person ist Beiwerk.

Für den Abenteurer ist der Zweck das Beiwerk, für ihn verleugnen alle Ziele sich selbst, weil sie ausschließlich seiner Person untergeordnet sind. Der Abenteurer pflegt die Negativität. Der Vorkämpfer arbeitet mit Disziplin und unterliegt einem Ordnungssystem, das allen offensteht. Mitterrand war sicher nicht von einer Sache beherrscht. Aber durch seine Toleranz den Illusionen der anderen gegenüber und durch seine Verfügbarkeit für das Erreichen der Ziele jeder neuen Periode hat er die neue Figur des positiven Abenteurers erfunden.

»Le Temps des cerises«

In meinem kleinen Kopf ging alles drunter und drüber. Die Rückkehr aus Amerika, ein angefangener Roman über den Gaullismus der Linksextremisten, zu exotisch für die eingefleischten Patrioten und die, um es mit den Worten Trotzki auszudrücken, auf Michelet abgerichtete Republik: Es war Heimweh. Das Leben besteht aus Mißverständnissen und Frankreich auch. Sein Frankreich roch nach der Erde auf dem Land und nach längst Verstorbenen. Es hatte etwas Ruhiges und Selbstsicheres, etwas Unerschütterliches; meins dagegen war wie eine kleine zerbrechliche und umherirrende Fee, die sich nicht wie Erde an die Schuhsohlen heftete, sondern in den Köpfen wohnte, und zwar am liebsten in denen Hergelaufener; eine Fee, die man jedoch immer sorgfältigst überwachen mußte, weil sie sich jeden Moment verflüchtigen konnte.

Mitterrand, zu höflich, um mich eines Besseren zu belehren, hörte sich meine Phantastereien amüsiert an. Einige Zeit später veröffentlichte ich zur Wahlkampagne '74 in der *L'UNITE* einen Siegesgesang auf meine rote Prinzessin Frankreich, das von einer wieder vichyfreundlich gesinnten, die Moneten und Amerika anbetenden Bourgeoisie verhöhnt wurde und bei dem die *Butte Rouge* dem Mont Valérien [*Denkmal in der Nähe von Paris, das an die Deportation der Juden erinnert*] die Replik vorweggenommen hatte. Mein neuer Freund äußerte sich mit keinem Wort zu diesem übertriebenen Patriotismus, ein Beweis dafür, daß wir uns ohne Worte verstanden und auf jeden Fall unter einer Decke steckten. Er und sein Gefolge aus jungen »Konventionellen« schienen sich nicht auf dieser Wellenlänge zu befinden. Na und? Wir wissen sehr gut, daß ein Mensch nicht das ist, was er zu sein glaubt, das gehört zu den elementarsten Kenntnissen des Materialismus. Als Patriot und Mitglied der Bergpartei für zwei, hatte ich dem Schicksal dieser Girondisten einiges voraus. Einen solchen Gesinnungswandel nennt man bei

den Dialektikern Identität von Gegensätzen. Wenn zwei Gegner sich ein Einzelduell liefern, endet das immer damit, daß sie sich am Ende einander gleichen. So würde David zu Goliath. Da ist jeder Protest zwecklos, das ist ein Gesetz. Übrigens, was Prunk und Dreistigkeit anbelangt, so hatte mein neuer Kämpfer keinen schlechten Anfang gemacht: Was konnte 1958 gaullistischer sein als sein Nein zum Gaullismus? Und war sein Alleingang nicht Rebellion, hatten die alten Füchse der IV. Republik nicht alle, außer Mendès, denselben Brei gerührt? De Gaulle, der sich zu sehr mit dem Kapital eingelassen hatte, verfügte über »keine soziale Basis für sein politisches Projekt«.

Nur die Linke mit ihrer angeborenen Selbstlosigkeit und der Macht ihrer Arbeiterklasse konnte in meinen Augen diese Leerstelle, deren Inhalt die Unabhängigkeit der Völker bedeutete, die zur Stunde von den Wänsten der Pompidou-Ära besetzt war, füllen, eine Vakanz, die zu lächerlich war, um nicht provisorisch zu sein. Wir wollten also den Usurpator verjagen. Wenn ein Mann ein Vierteljahrhundert lang die Opposition gewählt hat, kommt er zur Macht, um Geschichte zu machen, die Politik kommt dann erst an zweiter Stelle. So lautete 1981 wie schon 1974 meine Mitterrand-Wette.

Es schmeichelte mir, nicht von gestern zu sein und das Heute, noch marxistisch, war eine Zeit der Ernsthaftigkeit. Diese meine pascalische Willenskraft wurde allerdings auch manchmal von häßlichen Zweifeln überschattet. Ich erinnere mich noch gut, daß ich anlässlich der Präsidentschaftswahlen im Dezember 1965 nicht für meinen Helden gestimmt habe. Bei der damaligen kommunistischen Studentenvereinigung hatten wir aus Rebellion gegen die Partei diesem »nicht ganz sauberen Typen« das Recht, »die Arbeitermassen in Stadt und Land« zu vertreten, abgesprochen.

Die gallische Streitaxt? Üble Nachrede, lassen wir das; das Observatorium, eine eindeutig bewiesene Provokation. Aber »Algerien ist Frankreich«? Und der Sturz Ben Bellas? Und der legale Mord an Yveton mit dessen Einwilligung? Ich wußte zuviel und nicht genug; ich wußte und wußte nichts; ich wollte nichts wissen. Unser Verlangen und die Stimmung der Zeit hatten den ehrwürdigen Mann aus dem rechten Zentrum, den Araberverjäger und militanten NATO-Anhänger ausradiert. Der Ungelebte brauchte gar nicht selbst an seine Vergangenheit zu rühren, das übernahmen wir schon. Er suchte nichts zu verschleiern, er übersprang und reduzierte, er sprang von '41 nach '44, von seiner erfolgreichen Flucht auf den Balkon des Rathauses, wo de Gaulle eine

Rede hielt und er dessen Bein festhielt aus Angst, der Redner könnte hinunterfallen.

Seine letzten Reisen nach Allendes Chile, nach Maos China, seine Zitate von Marx, Che und Althusius, kurz, die Stoßkraft einer verworrenen Zeit verwischte die Spuren, indem sie die Verwandlung eines »opportunistischen Republikaners« in einen schlauen Sozialisten bezeugte. In diesem Stadium galten seine griesgrämigen Einwände nur noch der »kleinen Linken«, der ich 1965 den Rücken gekehrt hatte, um mich den hohen Instanzen historischer Leistungsfähigkeit, bei denen beim Hobeln noch Späne flogen, anzuschließen. Ob wir lieber Savary, Daniel Mayer oder Mendès-France gehabt hätten? Gewiß, aber in einer von Paten regierten Welt ist für die Tugendhaften kein Platz. So wie man die Natur nur bezwingen kann, indem man ihr gehorcht, kann ein Bourgeois seine Natur nur bezwingen, indem er ihr nachgibt – worin bestünde sonst das Verdienst? Rosen brauchen Dung, um zu wachsen. Als hartnäckiger Pionier der Apokalypse würde Mitterrand früher oder später politische und soziale Auseinandersetzungen, aus denen er entweder als strahlender oder als gebrochener Mann hervorgehen würde, beschleunigen. Nasser oder Neguib, das blieb sich gleich. Der neue Sozialismus würde mit ihm oder über seine Leiche »durchkommen«.

Zu dialektischen Gründen gesellte sich, was mich betraf, eine hochmütige und hinterlistige Freude. Als Knappe des schwarzen Prinzen traf ich schon meine Dispositionen für den Tag, an dem der weiße Ritter seine Maske fallen lassen würde, um den heiligen Aposteln Thomas der moralischen Linken zu offenbaren, daß er, so wie er hier vor ihnen stehe, schließlich sehr wohl »der Vertreter des Universalgenies« sei, der »Vertreter der Geschichte Frankreichs« und des wahren Sozialismus. Indem ich den Antihelden der Linken unter meine Fittiche nahm, ein Akt durchtriebener Barmherzigkeit, bereitete ich mich auf diese erhabene Rolle vor: die Rehabilitation *in extremis* des verkannten Helden. Ich labte mich schon im voraus am Dankeschön meiner kleinen Kameraden, wenn diese Schlafmützen mit eigenen Augen sähen, wie das zottelige Ungeheuer des Klassenkampfes ihnen aus der Wahlurne an den Hals springen würde. Als Gegenleistung würde man nicht mehr von ihnen verlangen als einen Wahzetteln in die Urne zu stecken. Nicht teuer die große Geschichte, nicht wahr? (Fortsetzung folgt)

(Übersetzung Beate Bongrand)

(Wir danken der Zeitung »Le Monde« für die freundliche Abdruckgenehmigung.)

KULTUR

MEINHARD RAUCHENSTEINER

Der Brauch der Gelüste

Zur Wiener Ausstellung

»mäßig und gefräßig«

Beinahe hundert Jahre, bevor Ludwig Wittgenstein die Erkenntnis zuteil wurde, daß die Welt alles sei, was der Fall ist, war in der *Physiologie des Geschmacks* des Franzosen Jean Anthelme Brillat-Savarin Folgendes zu lesen:

»1. Die Welt ist Nichts ohne das Leben und Alles, was lebt, nährt sich.

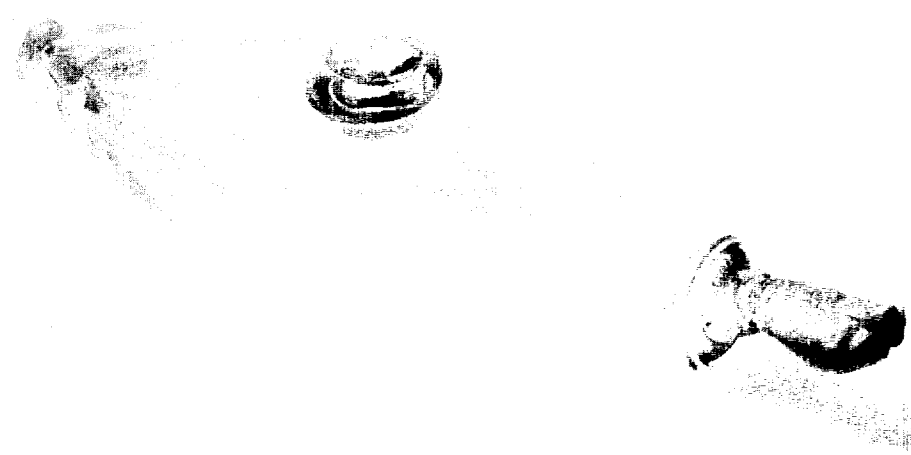
2. Die Thiere fressen, der Mensch isst; der gebildete Mensch allein isst mit Bewusstsein.

3. Das Schicksal der Nationen hängt von der Art ihrer Ernährung ab.

4. Sage mir, was Du isst, und ich sage Dir, was Du bist.«

Gemahnt der erste Satz an Wittgensteins *Tractatus*, so klingt im dritten bereits so etwas wie die ernährungs-politische Spätphilosophie Nietzsches an, schrieb dieser doch, daß ihn zunächst *die* Frage interessiere, »an der mehr das ›Heil der Menschheit‹ hängt, als an irgend einer Theologen-Curiosität: die Frage der *Ernährung*.« Mag man nun auch nicht, wie Nietzsche, diese Prämisse auf die deutsche Geschichte anwenden (»Aber die deutsche Küche überhaupt – was hat sie nicht Alles auf dem Gewissen!«), die Verbindung von Macht und Essen verdient doch eingehendere Beachtung, als es zunächst den Anschein hat.

In dem signifikanterweise *Die Eingeweide der Macht* überschriebenen Abschnitt von *Masse und Macht* thematisiert Elias Canetti die Psychologie des Essens. Seine Typologie konzentriert sich auf die quantitativen Aspekte der Ernährung. Die Völlerei, das unmäßige Einverleiben der Umwelt, ist der souveräne Akt eines Herrschers, der damit gleichzeitig auch eine freiwillige Selbstbescheidung zum Ausdruck bringt, nämlich die, seine Untertanen *nicht* zu verzehren. Die höchste Macht kommt dem zu, der am meisten ißt oder essen konnte. Die Potentialität der Transformation von Welt in Kot weist bereits aus dem Bereich eines vermeintlich unmittelbaren Begehrens hinaus. Ernährung ist nie bloße Triebbefriedigung. Der Akt unmäßiger Einverleibung, selbst schon Symbol (Sym-bolisches, das heißt Gewebe, Zusammengeflochtenes, im Gegensatz zum Dia-bolischen, dem Durcheinandergebrach-



mäßig und gefräßig: »L' odeur des femmes«

Foto: Österr. Museum für angewandte Kunst

ten), kann nun aber seinerseits wieder symbolisch substituiert werden. Einerseits durch die Verschwendung oder Verausgabung, andererseits durch das Lachen. (Auch Bataille stützte sich auf diese beiden Aspekte der Macht, als er versuchte, seinem hysterischen Hegelianismus in eine »allgemeine Ökonomie« zu entkommen.) Das Lachen ist, als Entblößen der Zähne – wie das Fressen und die Verausgabung – Ausdruck der Überlegenheit und des Verzichts zugleich. Oder genauer: Das Lachen ist *Lachen* nur insofern, als die Handlung des Verzehrens ausbleibt. Lachen ist die virtuelle Mahlzeit des Souveräns.

Die beiden Substitute des Verausgabens und Lachens werden umso wichtiger, als – Brillat-Savarin zufolge – die Fresser und Säuffer nicht wissen, was essen und trinken heißt. Dieser radikale Mangel erst betreibt die paranoide Maschine der Produktion von Machtsymbolik. Verausgabung und Lachen sind symbolische Akte, die ein Loch von Nicht-Wissen besessen zu stopfen versuchen. Dieses Nicht-Wissen ist umso gefährlicher, als es genau der Handlung entspringt, die als Geste der Macht fungiert. Das Lachen als Signifikation des Freßverzichts wird indes dem benommen, der es, ohne im Besitz des Abgrundes der Macht zu sein, bloß vorspiegelt. So berichtet Brillat-Savarin von einem Mann, der als Sklave einen Fluchtversuch unternahm und also im Begriff stand, sich eine Mächtigkeit anzueignen, zu der er nicht berechtigt war. Zur Strafe wurde ihm die Zunge abgetrennt, ein Umstand, der nicht nur zur

Folge hatte, daß er sich nur noch schriftlich verständigen konnte, sondern ihm vor allem beim Schlucken heftige Schmerzen bereitete. Der Freßverzicht wird hier seiner Freiwilligkeit beraubt.

Indessen – ohne hier auf irgendeine sogenannte Herr-Knecht-Dialektik Bezug nehmen zu wollen – wandelt sich das Nicht-Wissen des Fressers zum Wissen des Essers. Denn, so schreibt Brillat-Savarin, »Menschen, die ohne Zunge geboren wurden, oder welchen sie abgeschnitten wurde, besitzen noch einige Geschmacksempfindung«. Nur die Menge ermüde. Im Gegensatz zum politischen Souverän, der aus dem Mangel an Wissen eine Freßkarriere einschlägt, wird der bestrafte Sklave zum Wissen gezwungen. Zwar verwandelt sich der Abgrund des Nicht-Wissens, der dem Souverän das Lachen ermöglichte, in Wissen, mit der Macht, und das heißt mit der Möglichkeit, einen Herrensignifikanten zu finden, freilich ist es vorbei.

Canettis Freßtheorie aber ist nur eine Antwort auf die von Brillat-Savarin und Nietzsche vertretene Ansicht der Verbindung von Ernährung und Politik. Sie deckt jenen Teil ab, den man als charismatische Völlerei bezeichnen könnte. Er wurzelt in dem Mangel an Wissen, geht vom Fressen über die Verausgabung hin zur Lächelorgie politischer Korrektheit. Komplementär verhält es sich mit der Theorie, die in Hinblick auf Max Weber als asketischer Ökonomismus bezeichnet werden kann. Er entspringt einer innerweltlichen Askese, die ihren ein-

fachen Ausdruck im Fasten findet. Dieses aber läuft – wie Brillat-Savarin schreibt – unseren »gewöhnlichsten Bedürfnissen zuwider«. Das Fasten entspringt dem Dualismus von Körper und Seele, wobei der Seele zumindest seit der Stoa ein klarer Vorrang zugesprochen wird. Der wirtschaftliche Aspekt der Askese freilich ist eine viel spätere Erfindung, da, wie Weber bemerkt, erst der Protestantismus zu einem positiven Begriff des Besitzes zu gelangen vermag. Der Geist des Kapitalismus macht aus der Erde einen »asketischen Stern« voller »mißvergnügender, hochmütiger und widriger Geschöpfe« mit »betrübten Eingeweiden«, wie Nietzsche schrieb. In Analogie zur charismatischen Völlerei kann der asketische Ökonomismus als eine Abfolge von Askese, Akkumulation und »betrübten Eingeweiden« begriffen werden. Die zum Kapitalismus hin tendierende Askese aber hat ihren Ursprung weder in einem Wissen noch in einem Nicht-Wissen. Sie ist, im Unterschied zur klösterlichen Askese des Mittelalters, Sublimierung der mangelhaften Kastration. Die verabsäumte Selbstkastration, die zum Engel macht, wie Origines wußte, stellt den Kapitalisten in eine Schuld, die es abzutragen gilt. Er versklavt sich selbst, um für die Unversehrtheit seines Körpers Buße zu tun. In Form von Konditionierung und Disziplinierung wird ein Leben lang blutlos subtil vollzogen, was in vor-kapitalistischer Zeit die geschickte Handhabung einer Onyxklinge binnen weniger Minuten zustande gebracht hatte. Was in der Völlerei ein Zuwenig an Wissen bewirkt, bewirkt in der Askese ein Zuviel an Körper.

Zwischen den beiden eben skizzierten Extremen hat eine in Wien zur Zeit zu sehende Ausstellung ihre Thematik. Unter dem Titel *mäßig und gefräßig* befaßt sie sich vor allem mit den quantitativen Aspekten der Kulturgeschichte des Essens. Den Aspekten der Freßsucht und ihrer Schattenseite, der Gicht, bis hin zur Apparatur für Selbstklistiere wird dabei ebenso Platz eingeräumt wie der Askese der Maria Ägyptiaca. An historisch interessanten Objekten besticht vor allem die Stoffwechselwaage des Santorio Santorino, mit deren Hilfe man bereits im 17. Jahrhundert die Differenz zwischen Eingenommenem und Ausgeschiedenem messen konnte. (Die entstandene Differenz nannte der ambitionierte Medicus *Perspiratio insensibilis*, unmerkliche Ausdünstung.) Oder auch etwa eine vielflächige Tischsonnenuhr aus dem 16. Jahrhundert, nebst einem kleinen Tischsarg. Neben diesen nützlichen und ebenso moralisch wie wissenschaftlich wertvollen Gegenständen findet sich auch noch für den Ästheten eine Sammlung von vier

Damenfärzen aus dem 18. Jahrhundert in hübschen Glasphiolen, für den *homme des lettres* schließlich auch noch ein als Bücherstapel getarntes Zimmer-Klosett. Gegen diese Kleinodien der Welt des täglichen Gebrauchs nehmen sich die Beiträge der freien Künste eher mager aus. Der Engländer Marc Quinn etwa versucht mit einer Menschenblutwurst zu bestechen, eine Phantasie, die der göttliche Marquis ebenfalls bereits hatte. Quinn aber, weit davon entfernt, sich auf de Sade zu beziehen, möchte darin die Inkarnation eines »Verbrechens ohne Opfer« sehen...

Ähnlich ambivalent verhält es sich mit dem für die Größe der Ausstellung erstaunlich umfangreichen Katalog. Von dem vor Hedonismus funkelnden Essay Michel Onfrays über das Verkosten von Weinen bis hin zur eher peinlichen *Science-fiction*-Kolumne Peter Engelmanns über den kleinen Saurier Antony finden sich Juwelen neben Mist. Es hat den Anschein, als versuchte die Ausstellung eine Verdoppelung des Themas zu betreiben, indem sie Objekte, die schlichtweg überwältigen, mit solchen kombiniert, die, um es höflich auszudrücken, nur eines sind: mäßig.

Wie schrieb doch Brillat-Savarin: »Die Tafel ist der einzige Ort, wo man sich nicht während der ersten Stunde langweilt.«

DETLEF HORSTER

Charles Taylor – Porträt eines politischen Philosophen

Üblicherweise wird der kanadische Philosoph Charles Taylor den sogenannten Kommunitariern zugerechnet. »Was dem Lager der ›Kommunitaristen‹ den Titel gab«, sagt Axel Honneth, »war die vor allem gegen Rawls gerichtete Idee, daß es immer der vorgängigen Rückbesinnung auf einen Horizont gemeinschaftlich geteilter Werte bedarf.« Diese Stoßrichtung gegen Rawls ist heute nicht mehr ganz zielgenau, denn auch John Rawls teilt inzwischen diese Auffassung der Kommunitarier, wenn er sagt: »Wir tragen solche festen Überzeugungen wie den Glauben an religiöse Toleranz und die Ablehnung der Sklaverei zusammen und versuchen, die ihnen zugrunde liegenden Gedanken und Prinzipien in einer kohären-

ten Gerechtigkeitskonzeption zu vereinen. « Damit modifiziert Rawls seine frühere Einstellung zu der bleibenden Menschheitsfrage, ob die Menschen frei und autonom ihr Handeln bestimmten oder ob sie gebunden an und abhängig von ihren gesellschaftlichen Vorprägungen sind, die nach Ansicht von Charles Taylor tief in uns eingegraben sind und meist unbewußt unsere Wahrnehmung, unser Wünschen und unser Urteil über die Welt strukturieren. Solche gesellschaftlichen Vorprägungen nennt Taylor darum auch »starke Werte« – ein Schlüsselbegriff für die Erschließung der Taylorschen Philosophie.

Alle bedeutenden politischen Theorien haben das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft zu ihrem zentralen Thema gemacht. Daraus kann man schließen, daß es sich um ein bleibendes Menschheitsproblem seit mindestens zweieinhalb Jahrtausenden abendländischer Geschichte handelt. Ausgangspunkt der Problembewältigung für Hobbes wie für Kant und später für Rawls in seiner 1971 erschienenen »Theorie der Gerechtigkeit« sind die menschlichen Individuen als Rechtsträger im Sinne des rationalen Naturrechts, die als Individuen vertragsschließend den Staat realisieren. Bei Platon und Aristoteles hingegen bildet das Gemeinwesen den Ausgangspunkt ihrer Staatstheorien.

Eine Variante der Bestimmung des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft ist die Vertragstheorie. Gegen diese Theorie wenden die Kommunitarier sich, und Taylor weist die Vertragstheorien als »Fabeln« zurück. Die kontraktualistischen Theorien sind ein Produkt der neuzeitlichen Philosophie, die – was Charles Taylor als den Grundirrtum modernen Denkens bezeichnet – ein freies menschliches Individuum zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machen, um daraus die Entstehung der Gesellschaft durch einen Vertrag dieser Individuen miteinander herzuleiten. Bereits 1893 kritisierte der bedeutende Soziologe Emile Durkheim diese Theorien treffend: »Auch ist die Auffassung des Gesellschaftsvertrages heutzutage deshalb schwer zu verteidigen, weil sie ohne Beziehungen zu den Tatsachen ist. Der Beobachter begegnet ihr sozusagen nicht auf seinem Weg. Weder gibt es eine Gesellschaft, die einen derartigen Ursprung hätte, noch gibt es eine, deren Struktur die geringste Spur einer Vertragsorganisation aufwiese. Der Gesellschaftsvertrag ist demnach weder eine historisch erworbene Tatsache noch eine Tendenz, die sich aus der historischen Entwicklung ergäbe.« Man sieht, daß Gegner der Vertragstheorien empirisch orientiert waren, ebenso wie die Kommunitarier es heute sind. Dagegen steht

die hypothetische und abstrakt-theoretische Annahme der Vertragstheoretiker, daß sich freie Menschen begegnen, um dann vertraglich einen Staatsverband zu gründen. Auch Rawls ging 1971 in seinen theoretischen Begründungen der Gerechtigkeit von einem solchen Urzustand aus, in dem sich Menschen treffen, um Staatsverträge zu schließen.

Für Kommunitarier hingegen ist die von George Herbert Mead schon zu Beginn dieses Jahrhunderts vertretene Auffassung der Ausgangspunkt all ihrer Überlegungen. Die Menschen werden das, was sie sind, nämlich frei und vernünftig, erst in einem sozialisierten Zusammenleben mit anderen Menschen. Aus dieser Perspektive gesehen sind Werte nicht abstrakt, sondern real-empirisch, genauso wie das Attribut »vernünftig« selbst. Für Mead ist Vernunft kein transzendentaler Mythos, sondern sozialisatorisch vermittelt. Er ist bei seinen Forschungen zu dem Ergebnis gekommen, daß das Individuum sich im Wechselspiel mit anderen als vernünftiges Subjekt herausbildet. Wenn man diesen Zusammenhang allerdings nicht akzeptiert, kommt man in die gezeigten Schwierigkeiten einer Antinomie von apriorisch-universaler Ethikkonzeption und moralischem Handeln.

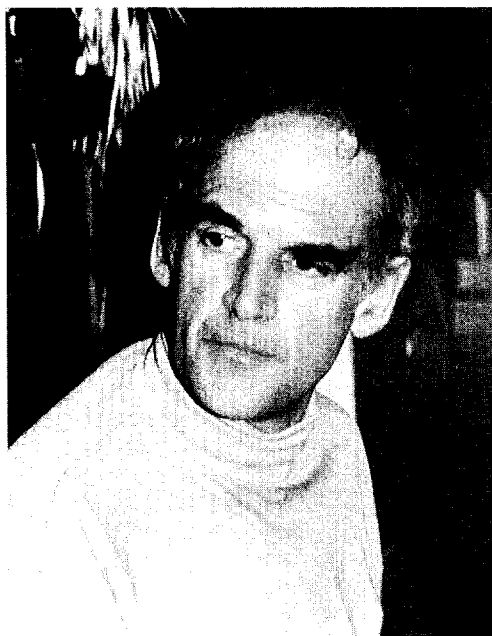
Letztgenannte Polarisierung ist der Ausgangspunkt der Kritik von Charles Taylor an Jürgen Habermas. Gegen ihn wendet er ein, daß es kein leeres, von realen Werten freies, nicht kontextgebundenes Verfahrensprinzip geben könne, wie es der dem Kantischen Kategorischen Imperativ nachgebildete Habermasche Universalisierungsgrundsatz sein will. Im Hintergrund unserer Welt- und -bewertung stehen nach Taylor hingegen immer gemeinschaftliche Werte. Wir bewegen uns immer im Horizont bestimmter Interpretationen, die uns durch unsere soziale Gemeinschaft vermittelt wurden. Und Taylor weiß aus der eigenen Lebensgeschichte, wovon er spricht: »1931 in Montreal geboren, wuchs er mit einer französisch-sprechenden Mutter und einem englisch-sprechenden Vater auf. »Eine andere Sprache, das ist auch eine andere Art, die Welt zu begreifen«, sagte Taylor einmal, und so hat er durch seine Zweisprachigkeit in einer organischen Weise Zugang zu zwei Kulturen.«

Auf dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrung kritisiert Charles Taylor die Habermasche Annahme eines reinen Verfahrensprinzips, weil dieses selbst auf »starken Wertungen« basiere, die Produkt unserer abendländischen Kultur sind und somit gar nicht rein formal und universal sein könne. Denn wenn man frage, warum man nach den Regeln des rationalen

Diskursverfahren sollte, so sei man gezwungen zu antworten, weil Vernünftigkeit in unserer Kultur ein hoher Wert sei. Dies nicht zu sehen, darin besteht für Taylor die Inkohärenz der Habermasschen Universal-Ethik.

Überdies sieht Habermas nicht, daß sich die spezifisch kulturellen Voraussetzungen des Diskurses aus christlichen Prinzipien speisen. Sonst hätte er die Tatsache nicht leugnen können, daß der Gedanke der universalen Geltung von Normen nicht zuletzt durch das Christentum in unsere Kultur hineingetragen und verbreitet worden ist. Dies allerdings sind zentrale Themenstellungen der Kommunitarier. Wenn man nachweisen kann, daß die starken Werte selbst empirisch herzuleiten sind, dann tut sich die Kluft zwischen abstrakt-universalistischen Maximen und Real-Empirie erst gar nicht auf. Es ist das zentrale Anliegen in Charles Taylors Philosophie, dies nachzuweisen und weiter zu zeigen, wie diese in sozial-historischen Zusammenhängen gewachsenen Werte zum Bestandteil des Selbst aller vergesellschafteten Individuen wird, denn »die Frage ›Wer bin ich‹, kann nicht einfach durch Angabe von Name und Herkunft beantwortet werden, sondern nur, wenn ebenso geklärt ist, was für den Betreffenden von ausschlaggebender Bedeutung ist. Zu wissen, wer man ist, erfordert ein Wissen um den ganzen Horizont, vor dem man Stellung bezieht, aufgrund dessen man bestimmt, was man billigt oder ablehnt oder was man gut und wertvoll findet. Die Tragik der Moderne ist nun, daß dieser Horizont, dieses Wissen um die eigenen Werte mehr und mehr abhanden gekommen ist.« Dies in umfassender Weise wieder ins Bewußtsein zu bringen, ist das zentrale Anliegen der Forschungen von Charles Taylor geworden. Damit wird – nach den Worten von Axel Honneth – die Taylorsche Philosophie zur Anthropologie.

Sein Hauptwerk, das sich diesem Anliegen gezielt zuwendet, ist das 1989 in englischer und 1994 in deutscher Sprache erschienene 900-Seiten-Buch »Quellen des Selbst«. Taylor geht in diesem Werk rekonstruierend vor; seine Theorie soll nur das enthalten, was in den Köpfen der Menschen in unserer Kultur tatsächlich vorgeht. Was aber geschieht nach Auffassung von Taylor tatsächlich? Die Moral prägt das Selbst; das, was man ist, wird bestimmt durch die moralischen Regeln, die die eigenen geworden sind. Dadurch unterscheidet man sich von anderen. Was Taylor beschreibt, ist die wesentliche Eigenart moralischer Regeln im Gegensatz zu rechtlichen: Rechtsnormen sind dem Selbst äußerlich und verzichten auf die Forderung einer rechtlichen Gesinnung. Ihre Durchsetzung wird staatlicherseits erzwungen. Moral und



Charles Taylor

Foto: Suhrkamp Verlag

Selbst hingegen bilden ein einziges, nicht voneinander zu trennendes Thema. In dieser Moralkonzeption ist bereits die implizite, an anderen Stellen aber auch explizit gemachte Kritik an der Diskursethik enthalten. Moralische Regeln können nicht wie Rechtsnormen im Diskurs entworfen werden; sie können nicht wie Rechtsnormen ab einem bestimmten Zeitpunkt gelten, etwa ab dem Zeitpunkt eines im Diskurs konsensuell gefaßten Beschlusses. Mit so viel Vernunft würde die moralische Gemeinschaft funktionsuntüchtig. Eine moralische Gemeinschaft funktioniert deshalb, weil moralische Werte selbstverständlich und undiskutiert gelten. Sie gelten selbstverständlich, weil sie internalisiert sind.

Wie es dazu gekommen ist, untersucht Taylor historisch: Der Paradigmenwechsel von der Ontologie zur Bewußtseinsphilosophie ist für ihn die historische Weichenstellung. Chronologisch interpretiert Taylor philosophische Werke, wobei er betont, was er auch für seine eigene Philosophie geltend macht, daß die Philosophen nicht die Kultur machen, sondern lediglich wie die minervische Eule reagieren.

Der Mensch und seine Empfindungen bekommen bei den schottischen Moralphilosophen eine besondere Stellung. Francis Hutcheson ist der Auffassung, daß man mittels Vernunft zwar erkennen könne, welche Handlungen in Übereinstimmung mit dem Gemeinwohl stünden und welche dem Eigennutz dienten.

Dennoch hätten wir vor einer solchen intellektuellen Erkenntnis ein Gefühl davon, was moralisch richtig oder falsch sei. Wir könnten das selbst in jeder Lebenssituation erproben.

Charles Taylor kam es darauf an, das autonome Subjekt in seiner Entwicklung zu verfolgen. »Wir müssen bestrebt sein, mit Hilfe dieser Untersuchung (»Quellen des Selbst«) den Anstoß zu einem neuen Verständnis unserer selbst und unserer tiefsten moralischen Bindungen zu geben.« Die Betonung des Individuums steht nicht, wie Vertragstheoretiker meinen, am Anfang der Entwicklung, sondern an deren – von heute aus gesehen – Ende. Wir nennen dieses Ende Moderne. Charles Taylor hat zwar ein Unbehagen an dieser Moderne, doch sieht der Verfasser einer bedeutenden Hegel-Monographie, auch die andere, die positive Seite, ohne die negative zu unterschlagen. Nichts ist für den an der dialektischen Philosophie Hegels geschulten Denker unambivalent.

Beklagt wurde hierzulande in der Kommunitarismus-Debatte 1991/92 und dabei eben auch von Charles Taylor vor allem die zunehmende Individualisierung und der Verlust des Bewußtseins von Gemeinschaftswerten. Gegenüber den negativ-dramatischen Folgen der zunehmenden Individualisierung sind aus der Sichtweise der kommunitarischen Forscher auf der anderen Seite allerdings auch die positiven, für unsere aufgeklärte Gegenwart erfreulichen, vermerkt worden: »Aus dieser Perspektive heißt psychologisches Freisein, die eigene Lösung von den Werten erfolgreich abgeschlossen zu haben, in denen man durch seine Vergangenheit oder durch Anpassungsforderungen des sozialen Milieus befangen war, so daß der einzelne entdecken kann, was er eigentlich will.«

In Taylors Argumentation werden diese positiven Seiten der Individualisierung ebenfalls genannt, doch bestreitet er den Verlust der Gemeinschaftsmoral. Sie sei nicht verlorengegangen, sondern lediglich verdeckt. Sie könne aus drei Gründen nicht verlorengehen: Zum einen werde uns eine auf Gemeinschaftswerte bezogene Moral in der Sozialisation vermittelt, so daß sie in unserem Leben durchweg wirksam bliebe. So entwickle sich ein gemeinsamer Werthorizont, auf den wir uns alle bezögen. Zum anderen sei die Gemeinschaft für die vergesellschafteten Individuen allein schon dadurch ein unaufgebbarer Bezugsrahmen, weil jeder einzelne Mensch auf die Anerkennung durch andere angewiesen sei. Anerkennung bekommt man, wenn man Anerkennung gibt. Sie also gibt es auf gesellschaftlicher Ebene wie im Privatleben nur im wechselseitigen Verhältnis.

Drittens sei die Individualität, verstanden als Authentizität, ein »starker Wert« der Aufklärung, der Befreiung aus undurchschaubarer Abhängigkeit, eben Selbsterkenntnis bedeute, worauf noch zurückzukommen sein wird. Das würde oft nicht gesehen, darum vergessen. Diese positive Seite müsse als Errungenschaft der Moderne ins Bewußtsein gehoben werden.

Die heute weit verbreitete und auch oft explizit geäußerte Meinung ist, daß glücklich sein zu wollen, moralisch unanständig und unstatthaft sei. Wie sieht die Stellungnahme von Charles Taylor dazu aus? Er wird als Neoaristoteliker etikettiert, was für Diskursethiker etwas Unanständiges, weil möglicherweise konservativ ist, denn Aristoteles beziehe sich auf das, was ist und nicht auf das, was sein soll. Hier treffen wir einen bereits genannten Unterscheidungspunkt zwischen Habermas und Taylor wieder.

Auf dem Hintergrund des bisher zu Taylor Gesagten, daß es keine Menschen ohne internalisierte Gemeinschaftswerte gibt, muß schon vermutet werden, daß sich der Gegensatz zwischen individuellem Glück und gemeinschaftlicher Gerechtigkeit für Taylor erst gar nicht in dem Maße aufbaut wie für andere Theoretiker, zumal er sich bei seinen Erörterungen auch in dieser Sache auf Aristoteles beruft. Er bezeichnet die Aristotelische Theorie als »Meta-Auffassung«, die ihm als Hintergrund seiner eigenen Erörterungen über die Gerechtigkeit diene.

Dementsprechend ist die Ausgangsfrage bei der Erörterung von Glück und Gerechtigkeit bei Charles Taylor von der der Vertragstheoretiker unterschieden. Seine »Schlüsselfrage« lautet, »ob und auf welche Weise die Menschen dieses Gute allein verwirklichen können oder, um die Frage anders herum zu formulieren, inwieweit sie Teil einer Gesellschaft sein müssen, um im vollen Sinne menschlich zu sein oder das menschlich Gute zu verwirklichen«. Und Taylors Antwort muß auf dem Hintergrund seiner Orientierung an der Auffassung des Aristoteles ebenso radikal ausfallen. Der Mensch ist nicht anders als ein vergesellschafteter denkbar. Darum ist für den Menschen die Realisierung des höchsten Guts, also seines persönlichen Glücks, an den gesellschaftlichen Kontext gebunden, der in den unterschiedlichen Gesellschaften, in denen Menschen leben, auch jeweils unterschiedlich ist. Was Glück für den individuellen Menschen bedeutet, variiert von Kultur zu Kultur. Das Glück eines Asiaten muß nicht gleichbedeutend mit dem Glück eines Amerikaners oder Mitteleuropäers sein.

Ist der Mensch unter diesen Bedingungen überhaupt noch frei? Taylor bejaht die Frage, denn er sieht die Zugehörigkeit zur Gesellschaft

und das Sich-zu-eigen-Machen der Werte einer Gesellschaft als eine anfängliche Selbstverpflichtung an. Wenn man dazugehören will, dann müsse man sich die Werte der Gesellschaft zu seinen eigenen machen, so daß sie zum eigenen Selbst gehören. Die Zugehörigkeit kann also aus der Einsicht erfolgen, daß es für mich gut ist, dieser moralischen Gemeinschaft anzugehören. Das starke Motiv – so auch neuerdings Ernst Tugendhat – ist das Dazugehörenwollen zur menschlichen Gemeinschaft, daß man also nicht ausgeschlossen und isoliert sein will. In der Realität ist es in den meisten Fällen so, daß sich Menschen durch konkludentes Verhalten für die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft entscheiden. Dieses schlüssige Verhalten ist der Moment der Entstehung einer moralischen Haltung und funktioniert wie das Spielen eines Spiels. Auf dem Hintergrund des bisher Gesagten ist es allerdings evident, daß man sich der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft viel schwerer entziehen kann als beispielsweise einer angebotenen Schachpartie. Die Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft, in die man hineingeboren wird, als eine freie Entscheidung anzusehen, dazu gehört eine bestimmte Auffassung von Freiheit und eine bestimmte Auffassung von dem, was Menschsein bedeutet. Taylor führt seine Freiheitskonzeption genauer aus, indem er an die beiden geläufigen Freiheitskonzeptionen anknüpft, an die negative und an die positive. Die negative geht davon aus, daß Freiheit dann vorliegt, wenn keine Hindernisse für die Entfaltung der eigenen Freiheit vorliegen. Diese Theorie sieht Freiheit in der individuellen Unabhängigkeit des Menschen von anderen Menschen. Das ist die liberale Theorie, die vor allem von den oben genannten Vertragstheoretikern vertreten wird. Geht man wie Charles Taylor allerdings davon aus, daß der Mensch in einem sozialisierten Zusammenhang erst Mensch wird, dann kann man die Freiheit anders betrachten. Man kann sie auch positiv bestimmen: Eine Staatsverfassung soll so beschaffen sein, daß die Mitglieder der Gemeinschaft sich in dem Normensystem zur Geltung bringen können und Gehör verschaffen. Das konkretisiert sich in den Mitwirkungsrechten moderner Verfassungen. Es ist nach dem bislang Gesagten zu vermuten, daß Taylor dieser positiven Konzeption zuneigt. Doch Taylor geht noch weiter, und vielleicht ist das für manchen überraschend, der dachte, aufgrund der Taylorschen Konzeption gesellschaftlicher Eingebundenheit würde er keine individuelle Freiheit mehr sehen oder konzeptionell zugestehen. Seine Freiheitskonzeption hingegen geht weiter als die positive Konzeption und lautet so:

»Freiheit schließt (...) ein, daß ich zum einen imstande bin, meine wichtigeren Ziele adäquat zu erkennen und die motivationalen Fesseln zu überwinden oder zumindest zu neutralisieren, und zum anderen, daß ich frei bin von äußeren Hindernissen. Die erste Bedingung (und auch die zweite, wie ich behaupten möchte) erfordert jedoch offensichtlich, daß ich zu etwas geworden bin, daß ich eine gewisse Voraussetzung von Selbsterkenntnis und Selbstverständnis wirklich ausbilde, um wahrhaft und im vollen Sinne frei zu sein.«

Taylor recurriert hier auf die Konzeption des amerikanischen Soziologen Harry Frankfurt, der davon ausgeht, daß Menschen ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse auf einer zweiten Stufe herausheben können, um sie distanziert anzusehen und interpretieren zu können.

Die Fähigkeit, auf die zweite Ebene der Bewertung unserer Wünsche zu gehen, ist das, was Charles Taylor als das spezifisch Menschliche bezeichnet. Er sagt: »Was jedoch spezifisch menschlich ist, das ist die Fähigkeit, unsere Wünsche zu bewerten, manche als wünschenswert und andere als nicht wünschenswert zu betrachten.« Der Maßstab der Bewertung unserer Wünsche auf einer zweiten Ebene sind eben die uns in der Sozialisation vermittelten starken Werte. Wir tun oder unterlassen also als Menschen eine Tat, weil wir unsere starken Wertungen als Maßstab der Bewertung dieser Tat nehmen.

Die politische Konsequenz, die sich für Taylor aus seiner Konzeption ergibt, ist, daß es den Einzelnen persönlich angeht, wenn es um Belange des Gemeinwesens geht. Wenn sich die Identität des Einzelnen über das Gemeinwesen vermittelt, muß das so sein. Sonst würde der Einzelne seine Identität aufgeben, denn er hat sie durch das Gemeinwesen und nie und nirgends als vereinzelter Einzelner erlangt. »Diese Überzeugungen, Werte und Zwecke sind nicht (...) distanzierbare Identitätsattribute, sondern Identitätskonstituenten, die nur um den Preis der Identitätszerstörung entfernt werden können.«

Und Taylors These ist, daß »jedes Gemeinwesen der Rückversicherung in einer gemeinsam geteilten Vorstellung des Guten bedarf. Ohne solche gemeinschaftlichen Werte stirbt die demokratische Praxis aus, und nur im Horizont solcher Werte bringen die Subjekte das Maß an Engagement und Partizipationsbereitschaft auf, ihr Gemeinwesen am Leben zu erhalten.« Somit ist die politische Einstellung von Charles Taylor nicht, wie in dem Vorwurf des Neoaristotelismus unterstellt, konservativ, »sondern die Botschaft der partizipatorischen Linken«.

Statistiken verzeichnen einen Besucher-Schwund in den Museen, eine jüngst erschienene Prognose behauptet gar, so etwa im Jahr 2005 werde es überhaupt niemand mehr geben, der sich für den dort aufbewahrten »alten Kram« interessiere, seien doch jetzt schon Besucher unter dreißig deutlich unterrepräsentiert. Ich halte das für postmoderne Schwarzmalerei: An einem Sonntagnachmittag im März zum Beispiel war das Britische Museum in London voller *junger* Leute. Freilich, das größte Gedränge herrschte bei den Nackten und den Toten: den Parthenon-Figuren und den ägyptischen Mumien – doch auch betagtes technisches Gerät, Sextanten, Globen, Fernrohre waren umlagert. Auch andere große Museen der britischen Metropole waren an normalen Wochentagen gut besucht, vermutlich überwiegend von Touristen, aber nicht nur, auch unverkennbar Einheimische konnte man erkennen.

Wenn die Museen in Europa nicht gerade damit beschäftigt sind, die nächste »Mittelkürzung« irgendwie aufzufangen, so suchen sie nach Strategien, um dem Kältetod zu entgehen, den ihnen ihre Statistiker voraussagen. Sie haben in Konkurrenz zu den Ausstellungshäusern längst entdeckt, wie sie die Gebildeten und Interessierten aller Stände in ihre Hallen locken können: durch große, möglichst spektakuläre Ausstellungen. Wenn es von einem Maler nur wenig über dreißig Bilder gibt und man davon fast alle (wie in Washington) oder doch Zweidrittel (wie im Mauritshuis in Haag) zeigen kann, ist der Erfolg garantiert: zu Vermeer van Delft wird nur vorgelassen, wer seine Eintrittskarte mit präziser Tages- und Uhrzeitangabe monatelang vorher kaufte.

Um *Matisse* in New York, *Cézanne* in Paris oder London zu sehen, standen die Menschen oft stundenlang an, vor dem MUSEUM OF MODERN ART, dem GRAND PALAIS oder der TATE GALLERY, die Schlangen wanden sich um ganze Straßenecken. Bei *Renoir* in Tübingen, bei *Afrika* in Berlin: dasselbe Bild. – Eine solche Kostbarkeit jedoch wie die *Zeichnungen der Frührenaissance*, die das Berliner Kupferstichkabinett für ein paar Wochen aus seinen Beständen ans gedämpfte Licht holte, war in der Regel so wenig frequentiert, daß man in Ruhe vor den oft ganz zarten Gebilden verweilen konnte.

Es braucht normalerweise den Kick, das Ereignis, bei dem man dabei gewesen sein muß. Die Museumsleute und ihre cleveren Stiefnef-

fen, die Ausstellungsmacher, mußten lernen, wie man an die für solche *Events* immer noch offenen Töpfe der ansonsten in Kunstdingen geizig gewordenen öffentlichen Hand, an Lottogelder und die Geldbeutel potenter Mäzene herankommt, die, so sie Firmen mit großen Namen sind, die kostenlose Reklame (und ihren Einfluß auf die Ausstellungspolitik) selbst dann noch schätzen, wenn sie dafür einen Krach mit ihren Betriebsräten riskieren, die sich für abgebaute Arbeitsplätze mehr interessieren als für Kunstaussstellungen. Sponsoring ist Teil der *Corporate Identity*, das begreift im Zweifelsfall auch ein Werkmeister, dessen Kündigung noch aussteht. Ohnedies ist es unfein, das eine mit dem anderen zu verrechnen.

Für »große« Ausstellungen gibt es ein paar feste Regeln: Bekannte Namen müssen es schon sein, oder Überblicke über ganze Epochen, Leihgaben sollten von möglichst weit her kommen, ein runder Geburts- oder Todestag hilft, schließlich zählt auch das Erkenntnisinteresse der Fachleute. Sie sind auf Entdeckungen aus, die sich, Kataloge und CD-ROM hin und her, eben nur vor den Originalen, im vor den Bildern erwanderten Vergleich machen oder bestätigen lassen. Ob eine Ausstellung freilich wirklich wichtig und lohnend ist, oder nur Restauratoren zur Verzweiflung treibender Bilder-Tourismus, das entscheidet sich von Fall zu Fall.

Von einigen solcher Fälle soll hier die Rede sein: Im Lenbachhaus München hat man *Das bunte Leben des Wassily Kandinsky* inszeniert: in des Malerfürsten einstiger Villa die frühesten Arbeiten, im *Kunstraum*, einem zur Ausstellungshalle mutierten U-Bahn-Schacht die großen Bilder bis 1914 und ein paar Hinweise auf Kandinskys spätere Entwicklung. Das Lenbachhaus ist dank der GABRIELE MÜNTER-STIFTUNG in der glücklichen Lage, den frühen Kandinsky besser dokumentieren zu können als jedes andere Museumsinstitut der Welt, gleichwohl vermißt man einige Werke aus der Zeit vor 1914 schmerzlich, etwa ein großes Bild aus der Baseler Sammlung Beyeler.

Diese Ausstellung ist das Muster für eine Schau, die Kunsthistoriker in Begeisterung versetzt: So viele Skizzen, Vorentwürfe, Studien sieht man sonst nicht. Der normale Besucher ist angehalten, sich durch diese oft winzigen Zeugnisse eines unruhigen Geistes hindurchzusehen, nicht nachzulassen, womöglich hin und her zu gehen und so zu begreifen, wie schwer es

sich der Maler gemacht hat, wie kompliziert der Weg aus der russischen Märchenwelt (die allemal wirkt, als hätte sie schon den Filter von Jugendstil und frühem Symbolismus passiert, sei so etwas wie gemalter Maeterlinck) war, wie widerpenstig sich das »Geistige in der Kunst« verbarg hinter gesehener Realität, die sich in den Bildern und Skizzen breitmachte. Noch in den abstraktesten Formulierungen zwischen 1909 und 1914 bleibt der Augeneindruck kenntlich, der sie auslöste. Die Farbbräusche der großen Bilder, des »Konzerts« der »Kompositionen« sind realistisch grundiert - und thematisch bestimmbar. Die Ausstellungsmacher haben sich große Mühe gegeben, das sichtbar und Kandinskys Verwandlungen nachvollziehbar zu machen. Die unablässige, ja verbissene Suche nach etwas, das nicht kontingent wäre, vollzieht sich an den Wänden der beiden Ausstellungsorte wie ein Drama mit vielen überraschenden Wendungen.

Ausgebleichte Farbakzente

Wenn man die Entwürfe mit dem vergleicht, was Kandinsky selbst schließlich als fertig gelten ließ, so wird ein Widerspruch physisch begreiflich, den die Forschung nur selten thematisiert: der zwischen der hartnäckigen Suche nach der Form, die oft in die Irre führte, und der unbeschreiblichen Sicherheit in der Wahl der Farben. Kandinskys einzigartiges koloristisches Talent, das Zusammenspiel der Farb- »Klänge« hat ihn selbst, so scheint es, leider weniger interessiert, als die Entwicklung eines Repertoires aus geometrischen und biomorphen Bestandteilen, Strichen, Dreiecken, Kreisen, Spermatozoen, die sein späteres Werk so berühmt gemacht haben. In den *Parties diverses* von 1940, einem Endpunkt dieser Entwicklung, sind die Farbakzente ausgebleicht in fahle Grüns, Rosés, ein dünnes Wasserblau, auf dem die merkwürdigen, in der Tat jeder Realitätserfahrung entfremdeten Gebilde zu schwimmen scheinen: Die Komposition hat etwas eigentümlich Spielerisches, Unverbindliches. Wahrscheinlich erscheint das nur uns so, belehrt und bis zum Überdruß geplagt von ähnlichen Hervorbringungen, die ohne Kandinsky nicht denkbar gewesen wären, die aber heute zum Repertoire besserer Reklamen gehören.

Um es ketzerisch zu sagen: Ein großer Meister war Kandinsky nur in der kurzen München/Murnauer Zeit etwa zwischen 1909 und 1914, als die Farbe die Gegenstände, Landschaften und Menschen transzendierte, ohne sie gänzlich auszulöschen. Noch vor 1914 ist die nicht sichere, aber im Kern doch bukolisch geprägte Welt der

bayerischen Jahre explodiert, hat der Künstler aus den Fetzen und Atomen mühsam etwas Neues, Geistiges entwickelt, das Wunden allenfalls als vernarbte noch zuließ und in den Höhen der Abstraktion vereiste. In der gesamten Ausstellung mit über 600 Exponaten gibt es nur einen einzigen Akt, ein nicht datiertes Aquarell, das um 1910/11 entstanden sein muß: die Glücksverheißung der Erotik, die seine Zeitgenossen so faszinierte – er hat sie sich verboten.

Einem ähnlichen Prozeß der Konzentration, wenn schon mit ganz anderem Ergebnis, kommt man in der großen *Cézanne*-Ausstellung auf die Spur, die zuerst in Paris, dann in London zu sehen war, später noch in Philadelphia gezeigt wird. Mit über 200 Bildern ist sie rund doppelt so umfangreich wie die Tübinger Schau von 1993. Sammlungen mit vielen Cézannes (in Paris, London, New York, Washington, Philadelphia) haben sich auch für die Tournee 1995/96 dennoch nur von einigen ihrer Bilder trennen müssen: Cézanne war immens fleißig, wie es der Werkkatalog zeigt. Mag auch der Cézanne-Kenner das eine oder andere *chef d'oeuvre* vermissen, Cézanne in Paris/London/Philadelphia ist dennoch eine Ausstellung, die »man nur einmal in seinem Leben zu sehen bekommt«, wie THE ART NEWSPAPER richtig bemerkte. Fachleute sind sich einig, daß sie in der Londoner TATE GALLERY weit stringenter und schöner gehängt war als im GRAND PALAIS. Die weithin der Chronologie folgende Positionierung erlaubte es, deutlicher als je zuvor, den Prozeß der Bildfindung zu verfolgen und damit auch den Prozeß, der aus den violenten Anfängen in die arkanen Bereiche einer Kunst führte, in der der Maler nur noch mit sich selbst und den Bildern einen inständigen Dialog führte, dessen Konsequenz Zeitgenossen erschreckte und noch uns Heutige verblüfft, wenn wir vor den Originalen die Reproduktionen vergessen.

Begonnen hatte Cézanne nach den üblichen »akademischen« Versuchen mit unverstellten Gewaltszenen: einem *Totenkopf* von brutaler Realistik (1866), dem erbarmungslos porträtierten *Onkel Dominique* (aus dem gleichen Jahr), einer drastischen *Entführungsszene* (1867) und einem noch drastischeren *Mord* (1868), wo eine Frau (!) das Opfer festhält, über dem ein Messer schwebt, dessen Besitzer gleich zustoßen wird. Auch *Das Fest* (1867) hat mehr von einer Orgie als einem Bacchanal, die *Moderne Olympia* von 1871 läßt einen Gewaltakt befürchten, und im Selbstporträt von 1877 registriert er die eigene Physis als die eines abweisenden Mannes mit wildem Haar- und Bartwuchs, dem man nicht unbedingt im Dunkeln begegnen möchte. Das Gewaltpotential dieses

Malers muß enorm gewesen sein. Um so spannender, ja erschütternder zu sehen, wie er es diszipliniert, umleitet in malerische Energie. In den Landschaften und Stilleben der mittleren Jahre übernimmt der Pinsel die Aufgabe der Sublimierung. Wobei es aufschlußreich ist, jene Bilder, auf denen die Pinselstriche erhalten blieben, als meist kurze, von oben nach unten geführte Hiebe, mit den anderen zu vergleichen, wo runde Formen, durchgemalte Flächen (kleine wie große) die Attacke verbergen.

Derlei, wenn man will psychologisch grundierte, Eindrücke mögen Kunsthistoriker für irrelevant halten, sie öffnen gleichwohl eine Bresche in der Barrikade des Schönen, die der Maler zwischen sich und den Beschauer gelegt hat, ihn stets von neuem auf seine lebenslangen Themen und ihre Variation verweisend: die Stilleben, die Porträts, die Landschaften, die *Badenden* – wenige, immer wieder neu benannte Motive, die gleichwohl auch in ihrer Abfolge (wenn man von einigen Stilleben absieht) nichts Serielles haben, sondern als je neue Anfänge unter anderen Gesichtspunkten kenntlich sind. Die nach hinten verjüngte Allee, mit ihren wie Höhlenwände wirkenden Bäumen, ist jedesmal nicht bloß »anders«, sondern neu, der *Mont Sainte Victoire* zwar immer derselbe Berg, aber ein anderes Streitobjekt, mit dem der Maler kämpft.

Die gewaltigen erotischen Energien sind in den vielen Fassungen der *Badenden*, zu (täuschender) olympischer Ruhe gebracht, und ein so geheimnisvoll glückliches Bild wie das kleine aus der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, das *Nachmittag in Neapel* oder *Der Rumpunsch* heißt, ein nacktes Paar auf einer weißen Bettstatt zeigt, dem ein ebenfalls kaum bekleideter Sklave (?) ein Tablett mit Kanne und Trinkgefäßen anbietet, ins Zimmer geweht wie ein sehr weltlicher Verkündigungsengel, solch ein Bild erfüllter Sinnlichkeit gibt es in diesem Werk nur einmal. Schon die *Versuchung des Heiligen Antonius* aus der gleichen Zeit liefert zur Erotik gleich die Verdammung mit.

Einblicke in sein Innenleben verweigert Cézanne, wir müssen sie ihm rauben. Uns sollen die Artefakte interessieren, nicht ihre womöglich außerkünstlerischen Anstöße. War er doch selbst so ausschließlich an Ergebnissen (wozu auch viele Skizzen und Aquarelle zu rechnen sind) interessiert, daß er den Markt zu ignorieren vorgab und das vermutlich sogar glaubte. Doch die Reihe seiner Selbstporträts ist gleichwohl verräterisch, weil sich in ihnen die malerischen Probleme auf das eigene Ich werfen, er etwas von sich preisgeben muß. Noch aufschlußreicher sind die Porträts von

Hortense, mit der er 17 Jahre zusammenlebte, ehe er sie heiratete, der Frau, die in seinen letzten Lebensjahren lieber im lebendigen Paris als im verschlafenen Aix lebte, und der er doch in diesen Porträts lebenslang die Treue hielt. Wobei sie meist alterslos wirkt, manchmal, in einem späten Bild zum Beispiel, wie eine junge Frau, die Erinnerung an eine Hortense, wie sie einmal war. Ein Lächeln hat ihr der Porträtist nie zugestanden. Die Gruppenbilder und Einzelporträts aus seiner südfranzösischen Umgebung hat er in eine Form gebracht, die den Personen ihre Individualität zu verweigern scheint – ihre irdische Materie ist die Farbe. Allenfalls eine entrückte Nachdenklichkeit wird ihnen als Gemütsbewegung zugestanden.

Daß Cézanne ein »Maler für Maler« gewesen sei, der eigentliche Beginn der Moderne zudem – das alles sind Wahrheiten, die zu Klischees geworden sind. Erst wer sie vor den Originalen auf ihre Stichhaltigkeit neu überprüft, wer sich hineinziehen läßt in einen Bildkosmos, den sein Schöpfer als Eigentum verteidigte, wer ihn so belagert wie er seine Objekte, der begreift mehr, als ihn die Bücher lehrten – und wird auf eine strenge Weise verzaubert. Daß dies in der TATE GALLERY wunderbar möglich war, macht die Ausstellung zu dem »Ereignis«, das diesen Charakter nicht verliert, wenn es vorbei ist und nur der Katalog noch der Erinnerung aufhilft.

Ähnliche Erfahrungen vermittelt auch die große *Afrika*-Ausstellung, die zuerst in London zu sehen war, dann, nur für knappe zwei Monate, in Berlin, später wird sie noch in den USA gezeigt. Das von dem Maler und Sammler Tom Phillips angestoßene und begleitete tollkühne Unternehmen, die »Kunst eines Kontinents« zu zeigen, der nie eine Einheit war, also eine geographische Ordnung auf die Kunst zu übertragen, basiert natürlich auf europäischen Vorstellungen: der, daß wir einfach etwas zu *Kunst* erklären können, was es seinem eigenen Verständnis nach nicht sein konnte; der, daß es zwischen den Artefakten der ägyptischen Kultur und Plastiken aus Benin, zwischen christlichen Zeugnissen aus Nubien und Masken aus Gabun, zwischen Figuren aus Madagaskar und ornamentalen Textilien aus Nordafrika so etwas wie einen gemeinsamen Nenner geben müsse; der Vorstellung schließlich, daß man es dem afrikanischen Kontinent schuldig sei, seine Hervorbringungen als etwas zu begreifen und auszustellen, was nicht unter dem wohlfeilen Rubrum »Kunst der Primitiven« abzutun wäre. Ethnologen werden den Einbruch in ihre Domäne allenfalls mit hochgezogenen Brauen begrüßt haben, stolz, daß ihre Schätze derart gewürdigt werden und voller Bedenken, ob sie

es verträgen, aus dem gewohnten Zusammenhang der Völkerkunde entlassen zu werden. Quasi nebenbei wird mit einer solchen Ausstellung die Faszination evoziert, die afrikanische Plastiken auf die frühe europäische Moderne ausgeübt haben, werden Afrikaner so zu Vorvätern dessen nobilitiert, was unsere Kunst so gründlich verändert hat.

Das Erstaunliche an dieser riesigen, in Berlin hervorragend aufgebauten Schau war, daß sie alle Vorstellungen, die man davon haben konnte, zugleich bestätigte und – überholte. Auch wer keine intime Kenntnis von afrikanischer Geschichte hat – und wer hat die schon? wurde hingerissen von so viel Schönheit. Die Auswahl der Artefakte ist an dem orientiert, was wir als ihren künstlerischen Wert begreifen können, da rasten unsere Betrachtungsweisen ein und werden aktiviert bis zu einem Punkt, an dem man nun gern Genaueres wissen möchte, das die Anschauung ergänzt und womöglich vertieft. (Der Katalog ist dazu als erster Führer gut geeignet: Er enthält auch die nötigen kulturhistorischen Informationen, klärt über Kult- und Gebrauchswert der Objekte auf und zerstört damit Vorurteile, die schon beim Ansehen ins Wanken kamen.)

Ästhetischer Mehrwert

Auch in diesem Fall ist die »große« Ausstellung gerechtfertigt, ihr ästhetischer Mehrwert ist enorm, ihr gleichsam umgekehrter Kolonialismus, der einem Kontinent auch künstlerisch seine Würde ausdrücklich zurückgibt, ist beispielhaft. Wer sie gar mehr als einmal besuchte (angesichts der Menschenschlangen war das gar nicht so einfach), der hatte die Chance, seinen Begriff von Modernität zu erweitern und sich Plastiken, Gegenstände, Gefäße, Stoffmuster einzuprägen.

Manche der weithin publizierten Ausstellungen der letzten Jahre haben dem Besucher weit weniger eingetragen, als die Veranstalter hoffen mochten, andere, wie die drei, von denen wir hier gehandelt haben, möchte man nicht missen. Fazit: Solche Ausstellungen sind nützlich, wenn sie klug ausgedacht, gut vorbereitet und plausibel präsentiert werden – eine Bereicherung der Kunstlandschaft und eine Ergänzung dessen, was die Museen jeden Tag bereit halten, so lange wir denn Kraft und Interesse genug aufbringen, uns in diesen Schatzhäusern unserer Vergangenheit zu versichern und unsere Gegenwart zu bereichern. Ein gutes Museum zu schließen, ist eine Schandtat. Und keine großen Ausstellungen von Rang mehr zu haben, wäre eine schlimme Verarmung.

FRITZ GÖTTLER

Filmforum:

Oben, unten, zerbrechlich

Die Autobiographie ist, man ahnt, aus welchen Gründen, kein Genre, das im Kinematographen oft zur Anwendung kommt. . .

Jacques Rivette hat das geschrieben, im Mai 1959. Er spricht aus vielen (Kino-)Erfahrungen in diesem Text, und aus der Erinnerung an die Freundschaft heraus, die ihn mit den Enthusiasten der Cinémathèque und den Autoren von den *Cahiers du Cinéma* verbindet.

Und er spricht von jener Ausnahme, die die zitierte Regel bestätigt und intensiviert, von der Funktion, die das Autobiographische im (neuen) Kino haben wird. Er spricht von dem ersten großen Film seines Freundes François Truffaut, *Les 400 Coups*, der im Jahr 1959 das französische Kino bei den Festspielen von Cannes vertreten hat. In Deutschland läuft der Film dann unter dem Titel *Sie küßten und sie schlugen ihn*.

Den Film von Truffaut hat man damals, nicht ganz vierzig Jahre ist es her, nicht gern gesehen als offiziellen Beitrag der nationalen Filmproduktion: die Geschichte eines verlorenen Jungen im Nimmerland Paris, des Truffaut-Alter ego Antoine Doinel, zwischen Familienappartement und Erziehungsheim erzählt unter demonstrativem Verzicht auf die Möglichkeiten der großen Kinomaschine. Malraux selbst, der Kultusminister, hat die Entscheidung des Auswahlkomitees sanktioniert, und ist damit endgültig zum Heiligen der *Nouvelle Vague* geworden. So kann man sich an diesem Fall besonders plastisch vorstellen, was das bedeutete, die oft erwähnte Autorenpolitik.

Das Kino und sein Realismus

Cannes als Politikum, das war einmal. Daß die großen Festivals, Cannes allen voran, sich verändern, ist in den letzten Wochen vielfach beschworen, bejammert worden. Sie passen sich den neuen Produktions- und Sehbedingungen an, der Konzentration in den virtuellen und digitalen Medien. Und wenn es erst mal keine Kinos mehr gibt, sondern nur noch Fernsehheimbilder, ist es auch mit den Festivals vorbei. Dann gibt es nur noch ein ständiges, weltweites Festival frei Haus.

Also schnell zurück, per Nostalgie, in die Vergangenheit. Cannes 1959, das war die Präsentation des jungen französischen Kinos, daher der von Rivette beschworene Wieder-

erkennungseffekt, der keine Frage des Inhalts war, sondern der Form: »Die Heiterkeit, die Zurückhaltung, die Ausgeglichenheit des Tons, mit denen hier eine Vergangenheit beschworen wird, die so viele Berührungspunkte aufweist mit der eigenen.«

In Wien gab es im Mai eine große Retrospektive zur *Nouvelle Vague* zu sehen. Ein Rückblick, gestaltet, dirigiert von der Filmautorin Frieda Grafe, die seit dem Beginn dieses Kino staunend und schreibend begleitet hat. Sie lud nicht nur zur Wiederbegegnung mit den großen Fünf von den *Cahiers* und ihren Spießgesellen ein, sondern führte vor, was im jungen Kino der nachkommenden Generationen übernommen und weitergemacht wurde.

Denn die *Nouvelle Vague* von Paris, das konnte man in den Filmen dieser Retrospektive spüren, blitzhaft immer wieder, war mehr als ein Machtwechsel, wie er alle Jahrzehnte möglich ist, in verschiedenen europäischen Ländern in den Sechzigern parallel durchgeführt wurde, als Filmpalastrevolution der zornigen jungen Männer.

Ein neuer Blick auf die Welt

Die französische *Nouvelle Vague*, das bedeutete einen neuen Blick auf die Welt, aber einen, der gesättigt war vom alten Kino, von den Filmen der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Diese jungen Cineasten hatten mitgekriegt, was an Veränderungen im Schauen, Fühlen, Denken das neue Medium unserem Jahrhundert beschert hat, und heute, Jahrzehnte später, klingen ihre Texte, bei aller Zeitverbundenheit des Stils, moderner denn je.

Die jungen Kinomacher und das alte Kino, nie wieder hat es so etwas gegeben, nie wieder wird es ähnliches geben. Den Unterschied konnte man schon damals sehen, als es parallel und in Reaktion auf die *Neuen Wellen* bei uns gerade zum Jungen Deutschen Film reichte. Der sich umständlich und dröge um die kritische Darstellung der Wirklichkeit bemühte und dabei oft den Standard eines soziologischen Seminars erreichte.

Was die Franzosen uns lehrten, damals, Godard allen voran: daß es nicht genügt, einen Standpunkt zu haben, sondern wie wichtig es ist, die intellektuell erkämpften und eroberten Positionen selbst wieder in Frage zu stellen. Das mag manchem gemein suspekt vorkommen, und doch hat schon Brecht nichts anderes vorgeschwebt als dieser leichte, dieser leichtfertige Umgang mit der Realität und ihrer Darstellung und Bearbeitung durch die Künste.

Sie geht und kommt, hat eben zum Stichwort Leichtigkeit Wolfgang Kohlhaase, der große DEFA-Autor, im Rückblick auf die Arbeit in den Sechzigern erzählt, in der normierten, repressiven DDR-Filmproduktion. »Gerhard Klein hatte damals schon ein Haus mit Garten. Wenn wir da saßen, uns 'ne Geschichte ausdachten, und wir hatten einen guten Einfall nachmittags um halb drei, das darf man in der Leistungsgesellschaft gar nicht erzählen, dann haben wir gesagt, so, det war aber 'n juter Einfall, eh wir uns den Tag mit einem schlechteren Einfall versauen, hören wir lieber auf.«

»Diese Mischung aus Vagem und Blitzen«

Paradox, in der Tat, wenn man so den Geist der *Nouvelle Vague* ausgerechnet im Bereich des künstlerischen Totalitarismus finden sollte . . . »Diese Mischung aus Vagem und Blitzen«, so nochmals Rivette, »glich schließlich wirklichen Erinnerungen, einer wirklichen Vergangenheit. Jetzt bin ich mir dessen nahezu sicher; denn auf der Leinwand habe ich alles wiedererkannt, alles wiedergefunden. Prousts *Madeleine* gab ihm lediglich seine eigene Kindheit wieder, aber aus einer Bananenschale, die zum Seestern wurde auf dem Grund eines Tellers, macht F. T. viel mehr; und alle Zeiten sind auf einen Schlag wiedergefunden, die seine, die deine, die eure, eine einzige Zeit in jenem Licht, das zu beschreiben ich kein Adjektiv finde, das unbeschreibliche, das der Kindheit.«

Ja, so macht Kinogeschichte Sinn als Autobiographie, über die Grenzen hinweg, über lange Zeiträume hin. In diesen Tagen ist der neue Film von Rivette in den deutschen Kinos unterwegs, *Haut bas fragile* (ein Musical, aber so phantastisch wie lang keins war!), und der neue Rohmer, *Sommersgeschichte*, steht kurz vor dem Start. Keine großen Projekte, dafür immer noch mit der gleichen Unabhängigkeit gedreht, die schon vor Jahrzehnten dieses Kino prägte. Daß und wie Rivette und Rohmer immer noch ihre Filme machen, und daß diese Filme immer noch ins Kino kommen, auch bei uns, ist ein kleines Wunder. Für das man den kleinen Produzenten, den kleinen Verleihern nicht genug danken kann – gewitzt bohren sie die gesamteuropäischen Töpfe an, um mit dem Subventionsstrahl nicht das geforderte Eurokino zu machen, sondern individuelle kleine Geschichten.

Um diese Geschichte nicht einwegig eurozentrisch werden zu lassen: Ein kleines Wunder ist es auch, daß Martin Scorsese einen beinahe dreistündigen Film wie *Casino* machen kann über die amerikanische Mittelmäßigkeit in ihren schlimmsten und schrillsten Formen, und

daß dieser Film in unseren Kinos sein Publikum findet. Denn den Grad an Borniertheit und Verbohrtheit, wie sie Robert de Niro als Spießer da im Glamourglitzerland Las Vegas entwickelt, findet man hier vor allem in der intellektuellen Diskussion derer, die kulturell das Sagen haben – und sich dieses einfach nicht nehmen lassen wollen. Eine Bananenschale möchte man ihnen wünschen, wie dem Antoine Doinel bei Truffaut, oder eins jener magischen Bonbons, mit denen Céline und Julie bei Rivette »Boot fahren« im Paris der Siebziger.

Aber solche Trips sind heute obsolet geworden, ein Gespenst geht um in Europa, das Gespenst des *Anything Goes*. Daß den meisten, die eine Todesangst haben vor diesem Phantom, nicht einmal mehr durch eine Kino-Radikalkur zu helfen wäre, demonstriert ihr Umgang mit der Utopie. Sie treiben Schindluder mit diesem Begriff und haben meist keine Ahnung, daß das Utopische im Kino seinen Ort gefunden hat. Jenen Ort, an dem das Innen und das Außen, das Autobiographische und das Allgemeine, das Subjektive und das Objektive zusammengehören.

Die neue sachlich-kritische Überheblichkeit

Den infantilen Horror vor dem *Anything Goes* haben schon Dada und Surrealismus attackiert. Um dieses Gespenst zu bannen, setzen auch Filmkritik und -geschichte, im Handlangerdienst der neuen sachlich-kritischen Überheblichkeit, verstärkt auf die Moral. Was mich immer noch sprachlos macht: die hochgelobte Betroffenheits-Maschine angesichts eines sterilen Films wie *Dead Man Walking*. Ein Film, der aufs Leben verzichtet, der seine Zuschauer konditioniert beinahe wie Pawlowsche Hunde.

»Die Filmkritiker der *Cahiers du Cinéma* waren ein Terrorkommando«, schreibt Frieda Grafe in ihrem schönen Begleitbuch zur Retrospektive in Wien, »die Nachwelt hat sie zu Filmanalytikern stilisiert.«

Man hört das nicht mehr gerne heute, so direkt. »Die *Nouvelle Vague* hat nie pragmatische Filmformen inventarisiert. So verstanden bringt man die Mühen ihrer Begriffsbestimmungen um genau die Dimension, derentwegen sie sie unternahmen. Durch unreflektierten Gebrauch leblos gewordene Formen wurden aus dem Weg geräumt, um authentischerer Kinorealität Platz zu schaffen. Sie waren keine Bildernarren. Aus ihrem Verständnis vom Kino ergab sich der Anspruch, neue Realisten zu sein.«

Thomas Kreuder

Andere Hefte

Zeitschriftenrevue

Der Kommentar von Hanan Bar-On zu den Wahlen in Israel angesichts der Sprengstoffanschläge von *Hamas* und anderer radikaler Gruppen im Märzheft der BLÄTTER FÜR DEUTSCHE UND INTERNATIONALE POLITIK hat durch den Raketenbeschuß Nordisraels durch die Schiitenmiliz *Hisbollah* und die schweren Luftangriffe Israels auf Ziele im Südlibanon besondere Aktualität erlangt. Vor dem Hintergrund der jüngsten Gefechte lesen sich Bar-Ons Formulierungen, wonach »Israel und seine Freunde... den Terror mit all ihrer Macht bekämpfen müssen, um zu verhindern, daß der Prozeß untergraben und der Frieden unmöglich wird«, wie eine Ankündigung und der Satz, es werde »kein einfacher und netter Kampf werden«, der jedoch der »Region als ganzer zuliebe geführt werden« müsse, wie eine Entschuldigung.

Wollte Shimon Peres die Chancen für sich und die Arbeiterpartei wahren, so mußte die israelische Regierung in der Tat handeln, um dem für die Fortsetzung des Normalisierungskurses und der weiteren Stabilisierung von Arafats Palästinensergebieten gefährlichen Eindruck entgegenzuwirken, die mit dem Osloer Abkommen eingeleitete Friedenspolitik schade den Sicherheitsinteressen Israels. So gesehen, mag man Bar-Ons Einschätzung noch folgen. Nüchtern betrachtet ist allerdings einzuräumen, daß – neben den direkten Opfern – die rund 400 000 Menschen, die nach vorangehenden Ultimaten und anschließender Bombardierung aus dem Südlibanon in den Norden des Landes geflohen sind, faktisch zu Geiseln dafür gemacht wurden, daß die libanesische Regierung und das sie stützende Syrien für die Entwaffnung einer Miliz, eben der *Hisbollah*, sorgen. Doch solange andere Gruppen fortbestehen und vor allem der soziale Nährboden der Flüchtlingslager weiterexistiert, der im Verein mit einer entsprechenden Indoktrinierung den Tod als Märtyrertum gegenüber einem Leben im Slum als vorzuzugwürdig erscheinen läßt, dürfte es kaum möglich sein, Israel, den Palästinensergebieten und dem Libanon dauerhaften Frieden zu verschaffen. Insoweit hat die israelische Regierung mit den letzten Militäraktionen den langfristigen Sicherheitsinteressen seiner Bürger eher einen Bärendienst erwiesen.

Auf einen anderen, weit tiefer liegenden Konflikt in der israelischen Gesellschaft selbst weist der Aufsatz von Roger Friedland und

Richard Hecht in Heft 32 von LETTRE hin. Die Autoren zeigen, daß sowohl das von Baruch Goldstein 1994 an Moscheebesuchern in Hebron begangene Massaker und der Mord an Jizchak Rabin durch Jigal Amir aus der Perspektive der Täter durchaus rational, ja beinahe zwangsläufig war, und diese »Rationalität« keineswegs nur fanatisierten Wahnsinnigen und fundamentalistischen Außenseitern eigen ist, sondern vielmehr in der Schnittmenge von Zionismus und religiösem Messianismus wurzelt. »Amir und Goldstein waren Terroristen, aber wahn-sinnig waren sie nicht. Beide Taten zielten strategisch darauf ab, eine territoriale Spaltung zu verhindern, die vielen Israelis als widerwärtige Kapitulation erscheint, als potentiell selbstmörderisches Zugeständnis. Für viele religiöse Zionisten jedoch ist es noch weit mehr. Es verstößt nicht nur gegen die Thora, sondern steht auch einem schnellen Ablauf der Erlösung im Wege und blockiert buchstäblich den Weg des Messias. . . . Diese Morde mögen Wahnsinn sein, aber die Weltanschauung, die ihnen zugrundeliegt, ist kein fremdes Implantat, nichts, was Israels politischer Kultur äußerlich wäre.«

Ausgangspunkt jüdischer Mythologie seit der Niederschlagung ihres Aufstandes im Jahre 70 und der Zerstörung des Tempels ist die Rückkehr des Messias und die damit verbundene Wiederherstellung der jüdischen Nation. Die Ankunft des Messias wurde seither über die Jahrhunderte zumeist passiv erwartet. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts kam eine Deutung auf, wonach die Rückkehr des Messias beschleunigt werden könne, wenn wieder die gleiche Zahl Juden in Jerusalem leben würde, wie seinerzeit die Zehn Gebote am Berg Sinai empfangen hatten. Hierauf setzte eine Einwanderung strenggläubiger Juden nach Palästina ein, die damit nicht nur die baldige Ankunft des Messias vorzubereiten hofften, sondern zugleich der Modernisierung in ihren europäischen Herkunftsländern entflohen, als deren Bestandteil sie auch den aufkommenden jüdischen Nationalismus empfanden. Mit dem allmählichen Erstarren der zionistischen Besiedelung Palästinas zu Beginn des 20. Jahrhunderts mußten die religiösen Juden des *Alten Jischuw* erkennen, daß die neuen Einwanderer nicht nur gegen die Speisegesetze und andere religiös fundierte Lebensregeln verstießen, sondern darangingen, einen jüdischen Staat zu errichten, der gerade nicht der Thora entsprach. Zur Bekämpfung dieser blasphemischen Bestrebungen gründeten sie die *Agudat Israel*, eine noch heute bestehende religiöse Partei. Aber die religiösen Juden mußten zugleich zur Kenntnis nehmen, daß der Zionismus eine ungleich größere Dynamik als ihre ei-

gene Bewegung entfaltete und wesentlich mehr Juden ins »Heilige Land« zurückbrachte, als sie es selbst vermocht hatten. Friedland und Hecht zufolge gelang es daraufhin einem ihrer Rabbi, das Verhältnis zwischen Judaismus und Zionismus neu zu bestimmen. Unter Berufung auf Maimonides reinterpretierte Rabbi Kook die rabbinische Tradition, in der es einen realen, historisch wirkenden, und einen von Gott gesandten Messias gegeben hatte. Der »Menschen-Messias« würde, so die revitalisierte Lehre, die Juden sammeln und ihre Herrschaft über Jerusalem und ganz Isreal neu begründen. Aus dieser Perspektive konnten die weltlich agierenden Zionisten kollektiv als der reale Messias gedeutet werden. Während die meisten gottesfürchtigen Juden diese Interpretation ablehnten, schuf Kook für andere religiöse Gruppen so eine Verbindung zum Staat Israel. Sein Sohn führte die *Jeschiwa* des Vaters fort, aus deren Anhängern später eine der radikalen Siedlergruppen, der »Block der Getreuen«, die *Gush Emunim*, hervorging. Nach der Einnahme Ostjerusalems im Sechs-Tage-Krieg erklärte Rabbi Kook jun. an der Klagemauer, zu der er auf Biten von Schülern, die unter den ersten israelischen Soldaten dort gewesen waren, gefahren wurde: »Wir geben hiermit dem Volke Israels und der gesamten Welt bekannt, daß wir in himmlischem Auftrag soeben zum heiligen Berg und in unsere heilige Stadt zurückgekehrt sind. Wir werden sie nie wieder verlassen.«

Zusammen mit Jerusalem waren auch die anderen historischen Kerngebiete, unter ihnen Hebron, wieder unter jüdischer Herrschaft vereint; die prophezeite Erlösung stand bevor. Die israelische Regierung und der israelische Staat ergriffen die gebotene Chance aus der Sicht der *Gush Emunim* nur halbherzig. So wurden die als Feinde angesehenen Araber nicht vollständig vertrieben und jüdische Siedlungsprogramme nur unzureichend umgesetzt. Es bestand somit die Gefahr, daß sich die Ankunft des von Gott gesandten Messias verzögern würde, eine Gefahr, die sich steigerte, als sich mit dem Abkommen von Oslo eine israelische Regierung bereitfand, die als jüdisches Kernland betrachteten Gebiete des Westjordanlandes wieder den Arabern zurück- und die jüdische Herrschaft darüber aufzugeben. Der Staat Israel hatte dadurch in den Augen der religiösen Nationalisten jede Legitimation verloren, und seine Regierung war gleichzusetzen mit jenen Judenräten, die in den Ghettos mit den Nazis kollaboriert hatten.

Goldstein erschloß die in Hebron in einer Moschee betenden Moslems in der Hoffnung, daß sich hierauf die Palästinenser erheben und die dagegen gerichteten Maßnahmen Israels den be-

gonnenen Friedensprozeß ein für allemal beenden würden. Und es war auch »nur eine Frage der Zeit, bis ein religiöser nationalistischer Jude in der Überzeugung, daß die israelische Regierung den Erlösungsprozeß aufs Spiel setzt, einen Vertreter der Regierung ins Visier nehmen würde – einer Regierung, die das illegale Vorgehen ihrer Siedler so lange geduldet hatte und die es ganz allgemein den religiösen Juden gestattet, sich gegen die Gesetze des Staates auf göttliches Recht zu berufen, die es zuließ, daß Rabbis, die ihre Angestellten sind, zum Widerstand aufriefen, und die den privaten Mord an Palästinensern durch ihre Bürger toleriert oder nur mild bestraft hatte. Es war nur eine Frage der Zeit, bevor jemand den Abzug zog.«

Aus einer ganz anderen Perspektive stützt Zahava Salomons Beitrag zum Umgang mit Holocaust-Überlebenden in Israel in Heft 2/1996 des MITTELWEG 36 die Thesen von Friedland und Hecht. Die Medizinerin beschreibt, wie sich die israelische Gesellschaft durch die eigene Bewußtwerdung des Holocaust beginnend mit dem Eichmann-Prozeß 1961 einerseits und dem Sechs-Tage- und dem *Yom-Kippur*-Krieg andererseits gewandelt habe. Zum einen hätten das Gewährwerden der Massenvernichtung und die militärische Bedrohung von 1973 die stete Gefährdung jüdischer Existenz bewußt gemacht, und zum anderen hätten die letztlich erreichten militärischen Erfolge von 1967 und 1973 die Gewißheit gefestigt, ernsten Gefahren jederzeit begegnen zu können. Hierdurch sei eine andere Einstellung zu den Holocaust-Überlebenden möglich geworden, die in den ersten Jahren ihrer Ankunft in Israel entweder aus dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt oder gar mit Schuldvorwürfen konfrontiert wurden.

Salomon zufolge hätten die Holocaust-Überlebenden in dem Maße Anerkennung – sowie angemessene medizinische und psychiatrische Hilfen – bekommen, wie der Staat Israel stabilisiert und die zionistische Ideologie mit ihrem Aufbau- und Heldenmythos in den Hintergrund getreten war. Dadurch wurde zugleich die Bedeutung des zionistischen Credo, »daß der Ort der Juden Israel sei«, relativiert und so die »unausgesprochene Anklage« zurückgenommen, »die Opfer des Holocaust hätten durch ihre Entscheidung, in Europa zu bleiben, ihr Leid selbst verschuldet«. Mit dem Wandel der Gesellschaft, der nunmehr auch den »Ausdruck von Schwäche . . . (zuließ) – sowohl bei den Überlebenden als auch bei uns selbst«, ging, so die Autorin, auch die Modifizierung der Shoah einher. Sie und nicht mehr der zionistische Gründungsmythos würde nun zum Ausgangspunkt der Bildung Israels. Damit allerdings

nähert sich eine zivil bestimmte Deutung der Interpretation religiöser Extremisten an, in deren Augen der Holocaust die (letzte) Aufforderung Gottes war, die Juden mögen aus dem Exil nach Israel zurückkehren.

So schwierig die Schaffung eines (ausschließlich) weltlich fundierten Staates Israel – wie er wohl auch Friedland und Hecht vorschwebt – und so wichtig die Fortsetzung des begonnenen Friedensprozesses ist, aus globaler Perspektive erscheinen diese Entwicklungen Robert D. Kaplan eher marginal. In seinem in LETTRE Nr. 32 publizierten Essay zum Zerfall der Weltordnungen und zur kommenden Anarchie sieht er in diesem Land »eine jüdische ethnische Festung inmitten eines ungeheuren wandelbaren Bereichs des Islam«. »Die diplomatischen Manöver im Zusammenhang mit Israel und Palästinensern werden sich«, so Kaplan, »auf die Karte dieser Region im früheren und mittleren 21. Jahrhundert kaum auswirken. . . . Ein großer Teil der arabischen Welt dagegen wird Veränderungen ausgesetzt sein, weil sich der Islam über künstliche Grenzen erstreckt; sie werden gefördert durch massive Landflucht in die Städte und eine steigende Geburtenrate von über 3,2 Prozent. 17 von 22 arabischen Staaten verzeichneten 1994 ein sinkendes Brutto sozialprodukt: In den nächsten 20 Jahren wird sich die Bevölkerung vieler arabischer Länder bei gleichbleibenden Wachstumsraten verdoppeln. Diese Staaten werden wie die meisten Staaten Afrikas mit Hilfe konventioneller weltlicher Ideologien nicht mehr regierbar sein.«

Der sich schon jetzt in einigen arabischen Ländern, namentlich Algerien, abzeichnende und in Westafrika bereits stattgehabte Zusammenbruch staatlicher Organisation und Autorität, die Auflösung kolonial gezogener, nur kurzzeitig vollständig kontrollierter Grenzen und der Übergang von Herrschaft auf ethnisch und religiös bestimmte Gruppen ist das Thema des Beitrages. Nach Kaplans Einschätzung wird es künftig zu permanenten gewalttätigen Auseinandersetzungen in den von Umweltzerstörung, Überbevölkerung und Verslumung in – nur aufgrund der dort versammelten Menschenmassen so zu bezeichnenden – Städten geprägten Regionen Afrikas und des indischen Subkontinents kommen. Der Autor befürchtet, daß Staaten – einschließlich der USA –, die gerade multi-ethnischen und -kulturellen Gesellschaften das Zusammenleben ermöglichten, zerfallen und an ihre Stelle allein völkische und religiöse Orientierungen treten werden.

Vor diesem Hintergrund hat die zukünftige Zielrichtung und Ausstattung von Entwick-

lungspolitik eine eminente Bedeutung erlangt. Die hierzu in Heft 12/1996 von AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE, der Beilage zum PARLAMENT, geführte Debatte endet im Ergebnis in dem Plädoyer, nicht in einen »entwicklungspolitischen Pessimismus« (Franz Nuscheler) zu verfallen, sondern durch eine verstärkte Verantwortung für die Dritte Welt *Global Governance* tatsächlich zu praktizieren. Und auch Kaplan sekundiert: »Afrozentrismen haben in einer Hinsicht recht: Wir ignorieren diese sterbende Region auf eigenes Risiko. Als im November 1989 die Berliner Mauer fiel, war ich zufällig im Kosovo, wo ich über Zusammenstöße zwischen Serben und Albanern berichtete. Die Zukunft lag im Kosovo, sagte ich mir an jenem Abend, nicht in Berlin. Am gleichen Tag, an dem Yitzhak Rabin und Jassir Arafat sich auf dem Rasen des Weißen Hauses die Hände schüttelten, flog mein *Air Afrique*-Flugzeug Bamako in Mali an – am Rande einer sich ausbreitenden Wüste lagen Wellblechhütten. Die eigentlichen Nachrichten kamen nicht aus dem Weißen Haus, wurde mir klar. Sie lagen direkt unter mir.«

Die »eigentliche Nachricht« der Wahl Oskar Lafontaines zum Parteivorsitzenden der SPD ist angesichts der Wahlen in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein offenbar weniger der damit verbundene Aufbruch der Sozialdemokratie zu besseren Wahlergebnissen, den Klaus Jürgen Scherer in Heft 1/1996 der PERSPEKTIVEN DS noch beschwört, als der durch den eher medial bestimmten Wechsel von Scharping zu Lafontaine eingeleitete Wandel der SPD weg von der Funktionärs- wie Mitgliederpartei. Peter Lösche meint dazu in AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE Nr. 6/1996, »Mannheim . . . (hat) erkennen lassen, daß die SPD den Weg zur Rahmenpartei, zur Fraktionspartei, zur cäsaristisch verbundenen lose verkoppelten Anarchie eingeschlagen hat.« Welchen Anteil an dieser Entwicklung die nun schon seit 14 Jahren andauernde Machtlosigkeit im Bund hat, mag hier offen bleiben; sicher ist nur, daß die SPD jedenfalls gegenwärtig kein stimmiges Konzept präsentiert, wie den als tiefe Krise wahrgenommenen wirtschaftlichen und sozialen Herausforderungen begegnet werden könnte.

Damit steht sie auf der politischen Linken jedoch nicht allein. In ihrer Ausgabe 148/151 wertet DIE AKTION die Streiks zum Ende des vergangenen Jahres in Frankreich als Vorboten einer breiten gesellschaftlichen Auseinandersetzung um die Verteilung von Lasten und Reichtum und als möglichen Ausgangspunkt einer Reformierung politischer Bewegung von links. Zugleich findet sich Skepsis, ob die fast aus-

schließlich vom öffentlichen Sektor getragenen Arbeitskämpfe für die gesamte Gesellschaft repräsentativ sind. Sensibel wahrgenommen wird ferner, daß die Auseinandersetzungen überwiegend ohne konkrete Vereinbarungen endeten, die Pläne der Regierung zur Sanierung der Sozialversicherungen nach wie vor aktuell sind und vor allem, daß zumindest bislang von den vielfältigen, während der Streiks entstandenen sozialen Anknüpfungspunkten noch keine verallgemeinerbaren Veränderungsprojekte ausgingen. Selbst solche banalen Formen sozialer Kooperation, wie die während des Ausstandes der Bus- und U-Bahnfahrer massenhaft entstandenen Fahrgemeinschaften, hatten sofort ein Ende, als mit dem Abbruch der Arbeitskämpfe sich das Chaos auf den Straßen wieder normalisiert hatte. Angesichts solcher Befunde hat sogar ein wahrhaft reformistisches Konzept, wie es Martin Rheinlaender in dem vorangegangenen Heft der AKTION, NR. 145/147, vorschlägt, kaum eine Chance, politische Breitenwirkung zu erlangen. Wenn nicht einmal die Fahrgemeinschaften als vernünftige Art, zur Arbeit und wieder nach Hause zu gelangen, die erneut gegebene Möglichkeit individualistisch bestimmten Handelns, eben des Alleine-Fahrens, überdauern, welche »Ziele und Schritte« sollen dann noch überhaupt formuliert werden können, »die durch konkrete Kämpfe realisierbar sein können«?

Ratlosigkeit prägt auch mehr und mehr die Auseinandersetzung um ein anderes konkretes Projekt, nämlich das »Bündnis für Arbeit«, mit dem die Gewerkschaften seit Herbst letzten Jahres für Monate die Meinungsführerschaft zurückgewannen, das aber mittlerweile mangels erkennbarer und wirksamer Umsetzungsschritte zur Leerformel zu verkommen droht. In der Märzausgabe der GEWERKSCHAFTLICHEN MONATSHEFTE erläutern Klaus Lang und Reinhard Kuhlmann das Projekt noch einmal ausführlich, wohl auch, um es gegen innergewerkschaftliche Kritiker zu verteidigen. Ungeachtet der unterschiedlichen Intention und Methode könnte die Differenz dieser Abhandlung zum Aufsatz von Hans-Jürgen Rösner in Heft III/1996 des HWWA-WIRTSCHAFTSDIENST, in der korporatistische Lösungsmodelle wie das »Bündnis« einer ökonomischen Kritik unterzogen werden, kaum größer sein – beide Seiten, wenn man so will, sprechen unterschiedliche Sprachen.

In derselben Ausgabe des WIRTSCHAFTSDIENSTES äußern Ulrich Walwei und Heinz Werner Zweifel, ob durch vermehrte Teilzeitarbeit mehr Menschen eine Beschäftigung angeboten und so ein Beitrag zum Abbau der Arbeitslosig-

keit geleistet werden könnte. Zwar bestünden in Deutschland noch reichlich ungenutzte Potentiale, diese könnten aber nicht kurzfristig aktiviert werden. Darüber hinaus könnten nur deutliche Reduzierungen der individuellen Arbeitszeit, gepaart mit gleichzeitig erzielten ausreichenden Einkommen, die Probleme auf dem Arbeitsmarkt und der Sozialversicherung spürbar mindern. Gerade an den beiden letzten Voraussetzungen fehlte es jedoch, so daß ein erweitertes Teilzeitangebot vor allem von solchen Personen angenommen würde, die bereits in die »stille Reserve« abgewandert und – statistisch – nicht mehr als arbeitslos erfaßt seien. In der öffentlichen Wahrnehmung wäre dann auch dieses Konzept zur (teilweisen) Lösung beschäftigungs- und sozialpolitischer Probleme deutlich herabgesetzt. Die Bereitschaft, dennoch etwas zu tun, nimmt somit immer stärker ab.

Keine folgerichtige Konsequenz aus dem bisher bescheidenen Erfolg des »Bündnisses für Arbeit«, aber doch ein Symptom für den Zustand dieser Seite des politischen Spektrums insgesamt ist die von Michael Fichter und anderen im Aprilheft der GEWERKSCHAFTLICHEN MONATSHEFTE erhobene Forderung, den DGB-Kongreß abzusagen, weil ihnen sowohl Inhalt als auch Form des Zustandekommens des neuen Grundsatzprogramms nicht gefällt: »Ein Grundsatzprogramm mal Null . . . bleibt Null.«

Besprochene Zeitschriften:

DIE AKTION, Edition Nautilus, Nr. 145/147 und 148/151, Am Brink 10, 21029 Hamburg, DM 6,- bzw. 8,-

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE. Beilage zur Wochenzeitung DAS PARLAMENT, B 40-41/1991, Fleischstr. 62-65, 54290 Trier, DM 1,50

BLÄTTER FÜR DEUTSCHE UND INTERNATIONALE POLITIK, Nr. 3/1996, Blätter Verlagsgesellschaft mbH, Bertha-von-Suttner-Platz 6, 53111 Bonn, DM 14,-

GEWERKSCHAFTLICHE MONATSHEFTE, Nr. 3 und 4/1996, Bund Verlag, Postfach 90 08 40, 51118 Köln, jeweils DM 11,-

LETTRE INTERNATIONAL, Nr. 32, Rosenthaler Str. 13, 10119 Berlin, DM 15,-

MITTELWEG 36, Nr. 2/1996, Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, 20148 Hamburg, DM 18,-

PERSPEKTIVEN DS, Nr. 1/1996, Schüren Presseverlag, Deutschhausstr. 31, 35037 Marburg, DM 8,50

WIRTSCHAFTSDIENST, hgg. vom HWWA – Institut für Weltwirtschaftsforschung, Neuer Jungfernstieg 21, 20347 Hamburg, DM 9,-

Kritik

VINCENT KLINK

Schweinenacken mit Schmorgurke Das Kochbuch der Kohls

*»Kohl verursacht wirre Träume
und treibt schwarze Dämpfe ins
Gehirn.«*

Robert Burton, 1621

Zugegeben, das Buch ist fürs Massenpublikum geschrieben, und sechs Mark davon kommen der Hannelore-Kohl-Stiftung zugute, das ist ehrenwert. Auch liest man sich durchaus, von Norden nach Süden, mit Appetit in die regionalen Spezialitäten. Man erkennt deutlich, daß die Republik noch eine recht junge Konstruktion ist und das Buch dankenswerterweise den Titel »Deutsche Küche« vermied. Die landsmännischen Unterschiede zeigen sich an den Gerichten mindestens so deutlich wie an den Unterschieden der Dialekte. Von Prilleken mit Äpfeln und Bremer Klaven geht die Reise in den berlinischen Kulinaria-Hardcore mit massenweisen Varietäten von Gurken, als hätte man dort eine Jahrhunderterte hinter sich. Schweinegulasch mit Bier und Senfgurke, Schweinefleisch-Gurkenpfanne, Schweinenacken mit Schmorgurke, und so gurkt man langsam in den Süden, knabbert am westfälischen Unfrieden namens Panhas, weiter mit viel Kohl, nicht nur Helmut und Hannelore, sondern alle schwerverdaulichen Unverwüstlichkeiten bis hin zum Rotkohl, den der Kanzler womöglich für eine Erfindung Lenins hält.

Nur ein Rezept hat er gestattet, es macht sich doch tatsächlich auf Seite 66 ein Thüringer Rotkrautwickel mausig. Ein bißchen Senf dazu darfs auch noch sein, Mutter Hannelore gibt in kleinen Kästchen noch praktische Winke mit an den Herd: »Besonders fein schmecken die Krautwickel – in manchen Gegenden besser unter Rouladen bekannt (sic) – wenn man etwas gekochten Reis unter die Füllmasse mischt.« Irgendwann wechselt die deutsche Kohlkunde, die bei aller berechtigten Ironie einen passablen Querschnitt durch deutsche Küchenlandschaften bietet, über den Weißwurstäquator. Mit einer Gewürzlehre setzt man über. Und wieder tönt es aus dem Nähkästchen von Frau Kohl: »Sehr praktisch sind Gewürzmischungen, wie sie zum Beispiel beim Metzger angeboten werden. Hähnchengerichte,



Gourmetkoch Vincent Klink (Restaurant *Wielandshöhe* bei Stuttgart) rezensiert das Kochbuch der Kohls.
Foto: Graffiti

Hackfleisch, Steaks, Grillfleisch und Gulasch bekommen so ganz fix den richtigen Pfiff. . .« Hier noch die Kostprobe eines peinlichen Gesprächs an anderer Stelle, zwischen Hannelore Kohl und Alfons Schubeck, der offensichtlich für die Ausführung der Rezepte verantwortlich war. Eine Lobhudelei auf die über dreihundert Brotsorten aus deutschen Landen. Eine Eloge auf das deutsche Backwunder und die vielen Gold- und Silbermedaillen, die bevorzugt Großbäckern in Deutschland von der eigenen Lobby vergeben werden. Daß jeder Deutsche im Jahr mehr als vier Kilo Backhilfsmittel, größtenteils Chemie, einverleibt, müssen nicht alle CDU-Wähler wissen, und es mag den Ghostwritern des Buchs nachgesehen werden. Inzwischen ist aber in vielen privaten Haushalten das Backen zum Hobby avanciert, was man als sinnvollen Zeitvertreib wenigstens hätte signalisieren können. Durchs ganze Buch zieht der Eindruck, daß Schubeck wie die Kanzlergattin kaum die ihnen zugeschriebenen Zeilen selbst gelesen haben können.

Das schmerzt und gerne hätte man hinterfragt, wievielen Lobbyisten man mit den Texten gerecht werden mußte. Da versöhnt es schon, daß *en face* zum sonnigen Foto des Hambacher

Schlusses die berühmteste CDU-Speise kurz vor der Jahrtausendwende förmlich aus dem Buch duftet. Der Pfälzer Saumagen, diesmal nicht die rotgepökelte Raubkopie, wie wir sie bundesbahn-saumäßig im Intercity kosteten und immer noch nachverdauen. Nein, das Foto hat »Hausmachergroove«, wenngleich die Zwiebeln allzu keck und knusper das Pürree verziern. Hier war eine Friteuse im Spiel, was wiederum für technischen Fortschritt spricht. Den findet man auch im Weinkeller, in dem Frau Kohl sich mit einer Pfälzer Buddel der Drei-Mark-Klasse hat ablichten lassen. Ein High-Tech-Weinkeller mit Edelstahlregal vom Metzgereiausstatteur und alles weiß gefliest. Wollen wir doch nicht annehmen, daß dermaßen dampfstrahlerfreundlich und antiseptisch die Oggersheimer Schatzkammer installiert ist. Wollen wir auf den Fotografen hoffen, daß er vielleicht aus Zeitgründen im Schlachthaus ablichtete? Oder ist es gar so, daß der Weinkeller Helmut Kohls überwiegend nachgezuckerte Gewächse birgt, die irgendwann einmal, sich der Natur hingebend, ihren Restzucker weitervergären und der Pfälzer Portugieserwein sich angesichts des Hambacher Schlosses desparat selbst des Korks entledigt und explodiert? Alles ist möglich, noch dazu wenn Alfons Schubeck (berühmtester Campingplatzkoch Deutschlands aus Waging in Bayern), in Sachen Wein insistiert: »Erlaubt ist was gefällt.«

Für jedermann ist angerichtet, am Main läßt man sich zu Kräuter-Leberpastete (Thymian, Petersilie) nieder, Frankfurter Grüne Sauce ringt mit sämiger Kartoffelsuppe und Roten Rüben auf Seite 154 um Harmonie. Den Rindfleisch-Zwiebeltopf hat der Fotograf, Entschuldigung, dieser Trottel, mit Dill aufgepeppt, offensichtlich in Unkenntnis der Rezeptur, die Kümmel fordert. Weiter gehts mit Lammkotelettes mit Minze. Hier werden die Heimatkundler zwischen Main und Werra aufgeschreckt, ob es sich tatsächlich um eine dort völkische Speise oder um eine angelsächsische Reise-Erinnerung von Mutter Kohl handelt, die wiederum in einem Kästchen unten rechts philosophiert: »Frische Kräuter verleihen vielen Gerichten erst den richtigen Pfiff. Ein kleiner Kräutergarten – eventuell auch auf der Fensterbank – sorgt das ganze Jahr für Nachschub.« Uff! sag ich nur und gehe über zum »Hessischen Bauernfrühstück«. Als wäre der Hessen Ruf nicht ohnehin schon reichlich beschädigt, muß man dies geschlagene Volk auch noch mit einem sogenannten »Traditionsgericht« zusammenstauchen: Bratkartoffeln mit Zitronensaft ablöschen, dann Schinken und Sahne, Zwiebeln und Kerbel dazu. Da wundert es nicht, daß

Eintracht Frankfurt aus der Bundesliga absteigt. Alle Bundesländer kriegen ihre tragischen Fette ab, mal staunt man, manchmal ist man angenehm überrascht, dann um so mehr verwirrt, und immer wieder über herzhafte Doofes amüsiert.

Zugegeben, das Buch hat auch seinen Ernst, überhaupt sind die Beiträge Helmut Kohls oder seines Schreibsklaven alles andere als witzig. Da ist die Rede von den versteckten Schönheiten deutscher Kleinstädte, von den Stürmen des Nordens. Damit alle auf das vorteilhafte Dasein in Deutschland verwiesen werden und keiner Reißaus nimmt, um seine Steuern im Ausland zu entrichten, wird daran erinnert, daß niemand mehr wie vor hundert Jahren nach den USA auswandern muß. Immerhin wurde aber dadurch die deutsche Kochkunst exportiert. Genauso sehen die Amis aus.

Hannelore Kohl (Hg.): Kulinarische Reise durch Deutschland, mit Texten von Helmut Kohl, Verlag Zabert Sandmann, München 1996, 224 S., DM 39,80

KAROLINE HILLE

»Die Masse stimmte der Ausstellung zu«

Christoph Zuschlag über
»Entartete Kunst«

Viele Menschen verstanden die moderne Kunst nicht. Wissen Sie, es gab viele Werke, mit denen ich auch heute noch nichts anfangen kann«, sagte 1990 der Österreicher Hartmut Pistauer, 1937 als 24jähriger Jura-Student und SA-Mitglied mitverantwortlich für die Münchner Ausstellung *Entartete Kunst*.

»Nur weil es damals als entartet galt, ist deswegen noch lange nicht alles gut«, steht im Besucherbuch einer Ausstellung, die sich 50 Jahre nach dem denkwürdigen Ereignis mit diesem Thema beschäftigte. »Nur weil Bilder zu Hitlers Zeiten als gut empfunden wurden, sind sie heute nicht unbedingt alle schlecht«, vervollständigt ein anderer Besucher des Volkes Stimme und umreißt damit das Spannungsfeld, in dem die Moderne bis heute steht. Nach wie vor gibt es quer durch alle Klassen und Schichten Menschen, die Individualität und geistige Unabhängigkeit der modernen Kunst als Bedrohung emp-

finden – nicht nur in Diktaturen, sondern auch in den westlichen Demokratien.

Vor dem Hintergrund von Ausländerfeindlichkeit, Fremdenhaß und Antisemitismus, von Mölln, Solingen und Lübeck erhält das vorliegende Buch eine aufklärerische Aktualität, auch wenn die Ereignisse, mit denen es sich beschäftigt, mehr als 50 Jahre zurückliegen. Aber auch auf kunsthistorischer Seite besteht Aufklärungsbedarf, denn sowenig der Kampf gegen die Moderne 1933 begann, sowenig ist er heute zu Ende.

Die Erkenntnis, daß auch Museums- und Ausstellungsgeschichte, Fragen der Kulturpolitik, Ideologie und Geistesgeschichte neben den klassischen Methoden zu den genuinen Aufgaben des Fachs Kunstwissenschaft gehören, hat sich erst in den letzten Jahren durchgesetzt, und zwar parallel zur verstärkten Beschäftigung mit diesen Themen seit Mitte der 80er Jahre. Und es gehörte auch Mut dazu, denn die Geschichte der Museen während der Nazi-Diktatur förderte nicht nur Widerständler ans Licht, sondern fataler Weise in großer Anzahl Mitläufer, Karrieretypen, Denunzianten, Kriminelle aus den eigenen Reihen, die die Musentempel in die Niederungen politischer Machenschaften zogen – Tatsachen, über die viele der Zunft nur allzu gern den »Mantel der Geschichte« gebreitet hätten.

Jahrzehntelang sah es so aus, als ob dies tatsächlich der Fall sein und eine »Aufarbeitung der Vergangenheit« nicht stattfinden sollte. 1949 verfaßte Paul Ortwin Rave, Direktor der Berliner Nationalgalerie, als ein wichtiger Zeitzeuge die erste Abhandlung zum Thema. Danach erschienen Anfang der 60er Jahre kurz hintereinander zwei Quellendokumentationen sowie das Buch von Franz Roh über entartete Kunst, das erstmals Beschlagnahmungslisten veröffentlichte, und die bis heute als Standardwerk geltende Publikation von Hildegard Brenner.

Als ich um 1983/84 begann, für einen Aufsatz zum Ausstellungsprojekt *Inszenierung der Macht* Material über die Vorläuferschauen der Ausstellung *Entartete Kunst* von 1937 zu suchen, gab es buchstäblich nichts. Weder war bekannt, wieviele dieser »Schreckenskammern« es gegeben hatte, geschweige denn, wer sie organisierte, noch welche Exponate gezeigt wurden. Es gab eine einzige detaillierte Fallstudie über die Ausstellung in der Karlsruher Kunsthalle. So blieb mein Aufsatz notgedrungen Fragment, auch die Ausstellung konnte erst 1987 realisiert werden.

Hier nun schließt das Buch von Zuschlag keine Lücke, nein, es baut eine ganze Wand für das weitläufige Gebäude *Kunst im Nazi-*

Deutschland, das sich nach wie vor im Rohbau befindet, auch wenn in den letzten Jahren eine intensivere Forschung begonnen hat. Das Thema der Untersuchung, die aus einer 1991 abgeschlossenen Dissertation entstanden ist, sind den Hauptdefiziten des derzeitigen Forschungsstandes entsprechend, die sogenannten »Schreckenskammern« ab 1933 und die vielen Stationen der von München 1933 ausgehenden Wanderausstellung *Entartete Kunst*. Die detaillierte Analyse und Dokumentation jeder dieser regionalen Ausstellungen soll zeigen, »auf welche Weise Kunst- und Ausstellungs-politik im Hitler-Deutschland als Instrumente der politischen Propaganda und Massenmanipulation eingesetzt wurden.«

Hierbei wurde die zeitgenössische Moderne vom Expressionismus über die Neue Sachlichkeit bis zur Abstraktion kompromißlos als Mittel zum Zweck der »Konstruktion faschistischer Feindbilder« benutzt und in diesem Sinne systematisch »verwertet«. In ihrer Konsequenz von der Diffamierung über die Plünderung der Museen, den Verkauf bis hin zur Vernichtung von Werken und Menschen ist die Aktion *Entartete Kunst* beispiellos in der Geschichte. Deshalb verharmlöst der an die religiös motivierten Kunstkämpfe des Mittelalters erinnernde Begriff »Bildersturm« die Ereignisse, auch wenn einige der frühen Ausstellungen um 1933 durchaus aktionistische Züge haben.

Der Kampf gegen die Moderne begann nicht am 30. Januar 1933, dieser Kampf war so alt wie die Moderne selbst, allerdings verschärfte er sich zum Ende der 20er Jahre hin immer mehr. Man vergißt heute leicht, daß die Moderne in der Weimarer Republik keineswegs allgemein anerkannt und akzeptiert war – jeder diesbezügliche Ankauf, jede Ausstellung mußte gegen Publikum und Presse, gegen Angriffe konservativer Kreise durchgekämpft werden.

Aber die Verfechter der modernen Kunst konnten doch, bei aller Einschränkung, kraft ihrer Amtsbefugnisse vieles durchsetzen und gehörten zu den meistgehaßten Vertretern des »Systems«, hatten doch die sich in diesem Punkt einigen rechten und nazistischen Gruppen und Verbände bereits sehr früh die Kunstpolitik als äußerst wirksames Mittel im Kampf gegen die Weimarer Republik entdeckt, die Kunstwerke gewissermaßen als *Spiegelbilder des Verfalls* eines ganzen Staates, um den Titel eines Zeitungsartikels zur Dresdener Ausstellung von 1933 etwas zu variieren.

Die für ein Verständnis der nationalsozialistischen Kunstpolitik unverzichtbaren Voraussetzungen – Vordenker im 19. Jahrhundert, Kunstskandale in Kaiserreich und Weimarer

Republik, völkische und nationalsozialistische Kunstpolitik bis 1933 – behandelt Zuschlag in drei knappen Einleitungskapiteln. Es folgt ein etwas längerer Abschnitt mit einem Überblick über die Entwicklung nach 1933; z.B. die Gleichschaltungsbestrebungen auch auf kultureller Ebene durch die Schaffung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda sowie die Machtkämpfe zwischen Propagandaminister Goebbels und dem Führer des 1929 gegründeten *Kampfbundes für deutsche Kultur* Rosenberg.

Aus diesen Diskussionen und den weiter bestehenden Widersprüchen zieht Zuschlag den Schluß, daß das Konzept *Entartete Kunst* weitgehend scheiterte, weil ihm keine Theorie, »sondern lediglich eine diffuse Idee zugrunde lag«. Diese Einschätzung scheint mir aber eine rein akademische zu sein, denn angesichts des beispiellosen »unerbittlichen Säuberungskrieg(es)« (O-Ton Hitler), dem in zwei Beschlagnahmeaktionen in 101 Museen in 74 Städten über 16.500 Werke von ca. 1.400 Künstlern zum Opfer fielen, spielt die Brüchigkeit des ideologischen Konstruktes *Entartete Kunst* nur eine marginale Rolle.

In dem, wenn man so will, »rechtsfreien Raum« der Kulturpolitik in den ersten Monaten nach der Machtübernahme konnte die Situation entstehen, daß gleichzeitig mit den Strategien zur Einverleibung des Expressionismus dessen Werke gemeinsam mit denen anderer Kunstrichtungen in »Schreckenskammern« als »kulturbolschewistische Machwerke der Verfallszeit« diffamiert wurden.

Noch Mitte der 80er Jahre konnte nur als These formuliert werden, daß es sich bei diesen Ausstellungen um lokale und organisatorisch unabhängige Kampagnen gehandelt hat. Diese These beweist Zuschlag nun anhand minutiöser Recherchen zweifelsfrei. Es gibt »keine einzige offizielle Stellungnahme« seitens der Regierung und NSDAP-Spitze, und erst 1936! bei der Münchner Station der Dresdener Wanderausstellung (ab September 1933) war das Propagandaministerium Mitveranstalter. Eine Voraussetzung für diese »Schandausstellungen« allerdings hatten die Nazis postwendend geschaffen. Bereits ab März 1933 (also noch vor der rechtlichen Sanktionierung durch das Gesetz zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April) und in den folgenden Monaten wurden rund 35 Direktoren, die sich für die Moderne eingesetzt hatten, ihrer Posten enthoben.

Keine zentrale Steuerung also, keine Direktive, kein Befehl von ganz »oben«, kein Eingriff war hier notwendig; das ist die erschreckende Erkenntnis nach der Lektüre dieses Hauptkapi-

tels in Zuschlags Buch. In vorausseilendem Gehorsam wirkten hier fanatische Kleinbürger, machtbesessene Intellektuelle, völkische Demagogen, Hochschullehrer, auffällig viele Künstler der zweiten und dritten Garnitur. Sie alle sahen ihre Stunde gekommen und nutzten sie, und zwar mit deutscher Gründlichkeit und bürokratischer Systematik. Die »breite Masse« applaudierte oder schwieg.

Allein neun dieser Ausstellungen dokumentiert Zuschlag bis Ende 1933. In Mannheim fand die erste statt, ab 4. April, nur 14 Tage nach der Entlassung von Gustav F. Hartlaub. Es folgten in chronologischer Reihe Karlsruhe, Nürnberg, Chemnitz, Stuttgart, Dessau, Ulm, Dresden, Breslau. Die Mannheimer Schau war noch in München und Erlangen zu sehen, die Stuttgarter in Bielefeld. Die Dresdener Schau, die, wie Zuschlag nachweist, nicht nur von ihrem Titel *Entartete Kunst* her als direktes Vorbild für die in München 1937 anzusehen ist, wurde in den folgenden vier Jahren in 12 weiteren Städten gezeigt.

Leider gibt es für diese Vorläuferausstellungen keine separate Zusammenfassung, der Autor läßt den Leser hier mit einer fast unüberschaubaren Fülle von Fakten, Daten, Analysen und Vergleichen allein. Die knappe vergleichen-

de Betrachtung am Schluß des Buches gleicht diesen Mangel nicht aus. Vor diesem Schluß liegen allerdings noch ein Kapitel über die Beschlagnahmeaktionen und die »Verwertung« der konfiszierten Moderne, sowie das zweite Hauptkapitel, das sich mit der Münchner Ausstellung von 1937 beschäftigt. Abgerundet wird die Publikation durch die Analyse von anderen Propagandaausstellungen wie *Der ewige Jude* oder die *Antibolschewistischen Ausstellungen*, die zusätzlich die eminente Bedeutung dieser Projekte innerhalb der Nazi-Propaganda belegen.

Der Anhang schließlich enthält Kurzbiographien der Hauptprotagonisten, eine Rekonstruktion der Ausstellungen und eine Beschlagnahmedokumentation.

1959 hatte Adorno eine »Aufarbeitung der Vergangenheit« gefordert. Christoph Zuschlag liefert mit seinem Buch hierzu einen wichtigen Beitrag.

Christoph Zuschlag: Entartete Kunst. Ausstellungsstrategien im Nazi-Deutschland, Wernersche Verlagsgesellschaft, Worms 1995 (Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen, Bd. 21), 440 S., DM 198,-

Ausstellung *Entartete Kunst*, Hamburg 1938

Foto: privat



Die drei Exile des Erich Lewinski

Am Morgen des 24. März 1933 erreichte Erich Lewinski mit seiner Frau Herta und seinem kleinen Sohn Theoluz (der sich später Tom nannte) Zürich, seinen ersten Zufluchtsort. Dort nahmen seine Freunde die Familie Lewinski herzlich auf. In allerletzter Minute war der Kasseler Rechtsanwalt seinen NS-Verfolgern entkommen, ein Bruder seiner Frau hatte dabei geholfen.

Erich Lewinski stammte aus der Kleinstadt Goldap in Ostpreußen, nahe der russischen Grenze. Sein Vater, ein gutsituierter Textilkaufmann und patriotischer jüdischer Deutscher, erhielt einen tiefen Schock, nachdem er bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges als angeblicher russischer Spion einige Tage verhaftet worden war. Bald darauf starb er. Mit der Unterstützung von Verwandten studierte Erich Lewinski Jura, wurde zum Kriegsdienst eingezogen, legte seine Examina in kurzer Zeit ab und zog nach Kassel. Dort trat er in eine Rechtsanwaltspraxis ein. Er heiratete Herta Voremberg, die Tochter eines jüdischen Landwirts und Viehhändlers in Nordhessen, die ihm in seinem bewegten Leben eine wunderbare Stütze war.

Seine geistige und politische Orientierung fand Erich Lewinski durch seine Begegnung mit Leonard Nelson und dessen Kreis. Der Göttinger Philosophieprofessor gründete 1926 den Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK), eine auf der Ethik Immanuel Kants basierende äußerst aktive Organisation, deren Mitglieder eine festgefügte Gesinnungsgemeinschaft bildeten. Sie bewährte sich besonders im Kampf gegen den Nationalsozialismus und im illegalen Widerstand nach Hitlers Machtübernahme. Die meisten Mitglieder des ISK, der Ende 1945 aufgelöst wurde, traten in die SPD ein.

Als Verteidiger in politischen Prozessen wurde Erich Lewinski der Gegenspieler von Roland Freisler, dem späteren Volksgeschichtspräsidenten. Noch in der Schweiz beschloß das Ehepaar Lewinski, in Paris ein vegetarisches Restaurant zu eröffnen. Es wurde bis zur deutschen Besetzung Frankreichs ein florierender Betrieb und ein Treffpunkt von Emigranten.

Nach einer bitteren Zeit in französischen Internierungslagern beteiligte sich Erich Lewinski an Hilfsaktionen zur Rettung politischer Flüchtlinge aus Deutschland in Südfrankreich. Schließlich erreichte das Ehepaar Lewinski die USA. Seinen Sohn ließ es bei Freunden in

England. Ein Exil von 14 Jahren hatten Herta und Erich Lewinski hinter sich, als sie nach Kassel zurückkehrten. Dort wurde er Richter am Landgericht, dann dessen Präsident, und Vizepräsident des hessischen Staatsgerichtshofs. Kassels kulturelles Leben verdankte ihm Förderung und Anregungen, die für die weitere Entwicklung grundlegend waren. Er war Mitbegründer der DOCUMENTA, sorgte für die Auf-führung einer Oper von Kurt Weill und für moderne Theatervorstellungen. Obwohl seit Jahren von Herzkrankheiten geplagt, war Erich Lewinski unermüdlich und sehr erfolgreich auf seinen verschiedenen Tätigkeitsgebieten. Mit 57 Jahren starb er.

Antje Dertinger hat ein schönes, spannendes Buch über einen außergewöhnlichen Menschen geschrieben. Er war voller Vertrauen auf die guten Kräfte in den Menschen und hat es oft bestätigt gefunden. Seine Persönlichkeit und seine Biographie passen in kein Schema, sie sind nicht typisch, doch ihre eindrucksvolle und sorgfältige Darstellung vermittelt Einsichten in politische und gesellschaftliche Umstände sowie in menschliche Möglichkeiten, sich in ihnen zu bewähren. Es ist ein wichtiges, ermutigendes Buch.

Antje Dertinger: Die drei Exile des Erich Lewinski, Bleicher Verlag, Gerlingen 1995, 260 S., 12 Abbildungen, DM 39,80

RAINER BONAR

Ohne Einsicht

Ralf Bachmanns Erinnerungen

Worin könnte der Wert einer Autobiografie bestehen, außer in der gesammelten Lebensweisheit ihres Schreibers, in seiner Weltsicht, deren Glaubwürdigkeit auf Wahrheit gründet. Handelt es sich um, wie es im Untertitel heißt, »ein deutsches Journalistenleben«, noch dazu um ein in der DDR nicht ganz unbedeutendes, um einen Menschen, der weit in der Welt herumkam und über den engen Tellerrand der kleinen DDR hinausschauen konnte, steigt die Erwartungshaltung.

Der Kenner des DDR-Journalismus aber weiß: Das Interessanteste wurde dort meist nicht geschrieben, zumindest nicht gedruckt, es stand – wenn überhaupt – zwischen den Zeilen. Dafür gab es Ursachen. Daß sich dieses beredete Schweigen jedoch auch in dem jetzt vorgelegten Text fortsetzt, damit war nicht unbedingt zu rechnen. Dennoch liegt gerade darin, wenn auch unbeabsichtigt, der eigentliche Gewinn von Ralf Bachmanns Lebenserinnerungen. Gerade im Ausweichen vor notwendigen Konsequenzen, in der Nichtbeantwortung der drängenden Fragen, werden die Lebenslügen, ohne die in der DDR keine Karriere zu machen war, offenbar. Sein Schicksal, seine Lebensentscheidungen und seine Reflexionen geben einen tiefen Einblick in die Utopien, den frommen und zuweilen auch absichtsvollen Selbstbetrug eines Menschen, der sich als Linker versteht – was auch immer das sei – und im Namen des Humanismus an seinem Platz mitverantwortlich wurde an der zweiten deutschen Diktatur in diesem Jahrhundert. Insofern steht Bachmanns Text stellvertretend für das Selbstverständnis und die heutigen Erklärungs-muster vieler ehemaliger DDR-Bürger.

Ralf Bachmann, Jahrgang 1929, Sohn eines sozialdemokratischen Kurzwarenhändlers und einer jüdischen Mutter, beschreibt seinen Lebensweg aus dem sächsischen Crimmitschau bis zum Leiter des Bonner Büros der DDR-Nachrichtenagentur ADN in den 80er Jahren, seine Aberufung und seinen Aufstieg zu einem der Chefs der Agentur. Die Lebensgeschichte bleibt, trotz vieler dunkler Ereignisse, nicht ohne seinen sächsischen Humor, aber auch nicht ohne viele verzichtbare Längen, Anekdoten und Anekdotchen.

Mitreißend, ja erschütternd sind die Schilderungen, wie sein Lebensweg, das Schicksal seiner Familie, von der Macht der Verhältnisse gebrochen werden. Es ist mehr als bewegend, als seine Mutter nach ihrer Deportation nach Theresienstadt doch noch überlebt und zur Familie zurückkehrt. Tragisch, wie Bachmanns Vater auf Grund von ihm zugespielten Schriften des Ostbüros der SPD im Januar 1947 vom NKWD verhaftet wird und die Familie jahrelang um sein Leben kämpft, um dann 1959 in einer Sterbeurkunde des Standesamtes Leipzig mitgeteilt zu bekommen, daß der Vater zehn Jahre zuvor in der Sowjetunion verstorben sei. Durch ehemalige Mitgefangene erfährt Bachmann jedoch, daß sein Vater in Bautzen ums Leben kam.

Daß er mit seiner Familie damals nicht in den Westen ging, sondern in der DDR seine Heimat sah, erklärt er mit den neuen Karrieren ehemaliger Nazis in der Bundesrepublik: »Der

andere Teil Deutschlands war uns fremd. Und was wir über ihn hörten, lockte uns gerade zu dieser Zeit wenig. Immer wieder schreckten uns Skandale um »Ehemalige« in Schlüsselstellungen, Vorboten des Globke-Schocks.«

Angesichts der Ermordung vieler jüdischer Verwandter Bachmanns klingt das zunächst glaubwürdig. Doch will er nicht gewußt haben, daß auch in der »antifaschistischen« DDR viele ehemalige und nicht nur kleine Nazis bemerkenswerte Karrieren machten? Sogar in seinem Berufsstand, wie Egbert von Frankenberg und Proschlitz, der, seit 1931 in der NSDAP, seit 1932 in der SS, Angehöriger der Legion Condor in Spanien, in der DDR militärpolitischer Kommentator des staatlichen Rundfunks werden konnte. Der ehemalige Richter am VGH (1939–1942), Arno von Lenski, wurde Abgeordneter der Volkskammer und Generalmajor der KVP. NSDAP- und SS-Mitglied, Mitarbeiter im SD-Hauptamt Herbert Kröger, wurde in der DDR Rektor der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften in Potsdam. Werner Hartke, ein ehemaliger Nazi, wurde Rektor der ehrwürdigen Humboldt-Universität und schloß als Präsident der Akademie der Wissenschaften der DDR den von den Nationalsozialisten zum Tode verurteilten Robert Havemann aus der Akademie aus. Das sind nur einige Beispiele. Aufrechte Antifaschisten, wie Paul Merker, landeten bei politischer Mißliebigkeit in der SBZ/DDR im Gefängnis oder ihnen geschah Schlimmeres, wie ja auch Bachmanns Vater.

Bachmanns sonniges Gemüt wird kaum je von einer politischen Einsicht getrübt. So leitete er im tschechoslowakischen Schicksals-sommer 1968 das Prager ADN-Büro. Einer Kurzbeschreibung der Niederwerfung des Prager Frühlings unter sowjetischen Panzerketten folgt eine Friede-Freude-Eierkuchen-Idylle, die sich in Sätzen erschöpft, wie: »Ich spürte dem tschechischen und slowakischen Alltag jahrelang mit großer Freude nach, erlernte die schwierige Sprache relativ schnell, wobei mir vor allem Poirot und Maigret halfen.« Die Sache gipfelt dann in Betrachtungen darüber, warum die Amerikaner nicht in der Lage seien, gutes böhmisches Bier zu brauen. Eine Antwort darauf bleibt er freilich schuldig. Es treibt mir als einem ehemaligen Oppositionellen aus der DDR, der 1981, fünfundzwanzigjährig, dem »Arbeiter- und Bauernstaat« den Rücken gekehrt hat, beim Lesen zuweilen die Wut vom Bauch in den Kopf über so viel Ignoranz gegenüber den Opfern der 68er-Katastrophe.

Bachmann sieht sich dagegen selbst als Opfer der Ost-West-Konfrontation, als er nach fünf Jahren Tätigkeit in Bonn im Dezember

1986 in die DDR zurückbeordert wird, als die Geheimdienste beider Seiten an ihm Interesse zeigen. Er steigt dann zu einem der stellvertretenden Chefs des ADN auf. Einen Grund zurückzutreten hat er trotz der Einsicht in eine gewisse Verwerflichkeit der journalistischen Praxis in seinem Dienst nie gesehen: »Wem hätte ich damit gedient, und was hätte mein Nachfolger anders machen können?«

Eine Einsicht in die Verantwortung für das eigene Handeln oder gar eine Mitverantwortung für den gescheiterten und mißbrauchten Sozialismusversuch läßt Bachmann nicht erkennen, im Gegenteil. Berufung auf Befehlsnotstand wabert im Raum. Auch er glaubt sich, wie viele andere, nur als betrogenes Opfer: »Nach all den Enthüllungen über die DDR und ihre Führung« sieht er sich betrogen, um sein Leben betrogen. Daß er jedoch in einem Dienst stand, dessen Funktion es war, das ganze DDR-Volk zu betrügen, hat Bachmann bis heute nicht begriffen.

Halbherziger Versuch

Am Ende des oft langatmigen Textes unternimmt der Autor den halbherzigen Versuch, sein Mitmachen in der DDR zu erklären. Sein zentrales Argument ist dabei der Antifaschismus. Dennoch durchleuchtet Bachmann weder die Instrumentalisierung des Begriffs als schwersten Knüppel in der Hand der SED, mit dem selbst der zarteste Versuch, das erstarrte anachronistische System zu reformieren, zerschlagen wurde, noch hat er verstanden, daß mit dem indifferenten Antifaschismus-Begriff der SED gleichsam die ursächliche Auseinandersetzung mit zwei historischen Phänomenen abgeblockt werden sollte: erstens dem Nationalsozialismus, der wider alle Propaganda erscheinungsbildlich, funktional wie auch personell in der DDR partiell fortlebte, und zweitens dem Kommunismus, von dessen emanzipatorischer Verheißung in der Praxis nichts übriggeblieben war. Im Gegenteil, der einzelne Mensch wurde im Namen seiner Befreiung und im Namen des Antifaschismus gegängelt und entmündigt.

Insofern trägt Bachmann mit seiner Biografie zum Verständnis der inneren Zusammenhänge der DDR im Grunde nichts bei. Von einem Journalisten, der in der Hierarchie des Propagandaapparates so weit aufgestiegen war, wäre weniger Larmoyanz und mehr intellektuelle Reflexion zu erwarten gewesen.

Ralf Bachmann: Ich bin der Herr, und wer bist du? – Ein deutsches Journalistenleben, Edition Reiher, Dietz Verlag, Berlin 1995, 398 S., DM 35,-

STEPHAN KRASS

Gesellschaftsspiel mit Abseitsfalle

Dirk Schümers furioser Fußballessay

Wenn einer ins Kloster geht, um ein Buch über Fußball zu schreiben, dann zeugt das zumindest von einem kontemplativen Verhältnis zu seinem Gegenstand. Wenn er dieses Buch dann *Gott ist rund* tauft, hat er dem heiligen Ort Tribut gezollt. Um die genossene Gastfreundschaft zu erwidern, dankt der Autor im Nachwort den Mönchen der Benediktiner-Abtei Neresheim, in deren Obhut das Fußball-Brevier entstand. In dem frommen Titel hält sich indes ein schwarzes Schaf verborgen. Jedenfalls verschmelzen darin eine zentrale Kränkung des Abendlandes, Nietzsches Diktum »Gott ist tot«, und der erste Lehrsatz aller Fußballweisheit, Sepp Herbergers Doktrin »Der Ball ist rund« zu einer post-metaphysischen Weltformel der dritten Art. Nach allen Gesetzen der semantischen Verschränkung hätte der Titel auch »Der Ball ist tot« lauten können, aber wer hätte dann im Refektorium von Kloster Neresheim mit den Mönchen die Raumdeckung diskutiert oder im Garten der Benediktiner-Abtei die Eckfahne aufgepflanzt? Die Fratres würden Benfica Lissabon heute noch für einen portugiesischen Wohltätigkeitsball halten.

Vor unserem geistigen Auge sehen wir die gebeugten Gestalten von Friedrich Nietzsche und Sepp Herberger in den Wandelgängen der Mönche in ein inniges Gespräch über Halbzeit und Endzeit vertieft. Nietzsche konstruiert die Jenseitsfalle und Herberger reklamiert Abseits. Dirk Schümers muß sie von seiner Mönchszelle aus beobachtet haben, und der heilige Benedikt sowie der werthe Vater Abt müssen der ganzen Unternehmung ihren Segen gegeben haben. Denn wer vor der Lektüre dieses Fußball-Breviers den allzu weltlichen Dingen eher skeptisch gegenüberstand, der wird beim Lesen einem Ereignis beiwohnen, das man die Geburt des Fußballs aus dem Geist des Ordens nennen könnte.

Doch an der Entstehungsgeschichte dieses Textes kann neben den Gottesmännern auch eine frühe Traumatisierung Urheberrechte einklagen. Schümers Fußball-Essay zeigt einmal mehr, wie aus sozialer Ausgrenzung kulturproduktive Leistungen erwachsen. Weil er bei der Aufstellung der Klassenmannschaft im fünften Schuljahr nicht dabei war, wurde seine Fußball-Leidenschaft zwangsläufig platonisch. Was blieb, war die Theorie. Und auf diesem Feld hat man selten jemanden eleganter am Ball, sou-

veräner im Spielaufbau und gewitzter in seinen Kombinationen gesehen. Der Dissident hat mit seinem Kummer furios gewuchert. Schümers *Kultur des Fußballs* – so der Untertitel – versammelt historische Rück- und politische Querpassé, gesellschaftstheoretisches Basistraining und metaphysische Lockerungsübungen sowie Freundschaftsspiele mit der Literatur, der Philosophie und der Theologie. Das Resümee läßt sich auch auf den Nenner bringen: Luhmann statt Habermas, Herberger statt Heidegger, Henscheid statt Handke und Effenberg statt Netzer. Wir sehen hier schon, Fußball ist bei Schümer immer Gesellschaftsspiel im umfassenderen Sinn. In einem hochkomplexen Gemeinwesen ist dieses »seltsame Gekicke, dessen Hege, Pflege und Vermittlung bei uns ›Gesellschaft‹ eher definiert als irgendetwas sonst«, die Grundformel sozialer Synthesis, Schümer stellt lapidar fest: »Unsere Ideologie ist Fußball. . . Wenn wir alle seine Aspekte verstanden haben, dann haben wir auch das Leben verstanden.« So wird eine kommunikative Sportart zur zentralen Metapher und zum Medium der Selbstdarstellung einer Kommunikationsgesellschaft, die dabei ist, den »Schritt von der ernstesten öffentlichen Angelegenheit zur selbstreferentiellen Unterhaltung« zu vollziehen. Luhmann und Mc Luhan: Fußball als Modell »systematisierter Wirklichkeitsdeutung« im globalen Dorf.

Schümer läßt keinen Zweifel: In den großen Fußball-Stadien, heißen sie nun Bökel- oder Betzenberg, Letzigrund oder St. Jakob, haben die wahren Kulturhelden ihren Circus Maximus, ihre Weltarena gefunden. Hier ereignen sich die letzten Selbstinszenierungen einer durchmediatisierten Gesellschaft. »Das aufgekärte Bewußtsein«, so der Autor, »kommt gegen den Fußball, dieses primitive Vergnügen, nicht an. . . Spieler wie Breitner und Hoeness, Netzer oder gar Beckenbauer haben die Mentalität der Bundesrepublik nach 1968 entscheidend geprägt als jeder Künstler, Filmemacher und schon gar als jeder graue Funktionsträger der Politik.« Dabei erscheint ihm die »gemächliche Truppe von Technikern«, die Deutschland 1974 zur Weltmeisterschaft geführt hat, im Vergleich mit einem »ausgefuchsten Athletenteam«, das heute im unteren Drittel der Bundesliga mitkämpft, wie eine lendenlahme Gurkentruppe. Jedenfalls hat die radikale Beschleunigung der Anforderungen auf dem Fußballfeld mit der rasanten technologischen Ausrüstung der postindustriellen Gesellschaft mitgehalten. »Der moderne Fußball«, so Schümer, »führt die optimale Bewirtschaftung von Raum und Zeit vor« und etabliert mit seinem gnaden-



Sepp Herberger auf dem Feldherrenhügel

Foto: dpa

losen Konkurrenzprinzip »eine perfekte Sozialdisziplinierung, wie sie Michel Foucault nicht raffinierter hätte entwerfen können.«

Eben weil der Fußballer in prototypischer Weise für das Individuum einer Marktgesellschaft steht und der Fußballclub als universaler Unterhaltungskonzern das Ritualtheater einer Mediengesellschaft repräsentiert, kann das Spiel um den Ball zur Zentralmetapher eines auf Wettbewerb und Selbstinszenierung gegründeten Gemeinwesens werden.

In Italien, wo das Fußballspiel im Florenz der Medici um das Jahr 1500 zum Amusement der Stadtaristokratie erfunden wurde, zeigt heute ein Mann namens Berlusconi, wie sich das Machtspiel um Politik, Sport und Medien in präsidentieller Personalunion kombinieren läßt. Als Finanzjongleur, Medienmogul, Präsident eines Fußballclubs und Spitzenpolitiker spielt er sich selbst die Bälle zu. Aber, »der Ball ist rund«, weiß Schümer mit Alt-Bundestrainer Sepp Herberger und belegt am Beispiel des gestürzten Tycoons Bernard Tapie, daß der Lauf des Leders auch ins Verderben führen kann.

Herbergers »kryptische Schelmereien« treffen indes stets ins Schwarze. Die kargen Proto-

kollsätze des wackeren Meistermachers aus der Pfalz rückt Schümer in einem glänzenden Exkurs in philosophische Nähe zu dem Meisterdenker aus dem Schwarzwald. Heidegger, der Beckenbauer verehrte und als Medienverächter bei wichtigen Fußballspielen die fernsehenden Freiburger Nachbarn heimsuchte, hatte schon in seiner Jugend als linker Läufer beim FC Messkirch eine ausgeprägte Leidenschaft für den Ball entwickelt. Sein späterer Weg führte ihn in andere Sphären. Dirk Schümer, der den sentimentalsten Schmerz des Theoretikers aus eigener Erfahrung kennt, bemerkt mit sanfter Ironie: »Wie gern hätte der Hüter des unbehausten Seins den sprechenden Namen Herberger getragen.«

Als Hüter des behausten Balls hat indes der Tormann eine Karriere in der Literatur gemacht. Schümer geht mit den literarischen Anwälten des Keepers nicht eben zimperlich ins Gericht. Sartre sah in dem letzten einsamen Mann die Ambivalenz des modernen Freiheitsprinzips inkorporiert, aber »Sartre«, so Schümer, »hatte von Fußball keine Ahnung und führte damit die Existenzphilosophie in die Sackgasse. Frankreich holte nach dem Krieg keine Weltmeisterschaft.«

Auch Peter Handke, dessen *Angst des Tormanns beim Elfmeter* zum geflügelten Wort einer Intellektuellengeneration wurde, die sich für das »Proletenvergnügen« Fußball nur aus politischen Gründen erwärmen konnte, bescheinigt Schümer »Schludrigkeit und Ahnungslosigkeit . . . Denn natürlich ist es nicht der Torwart, sondern der Schütze, der beim Elfmeter Angst verspürt. Der Torwart kann beim Strafstoß nur gewinnen, das weiß ein jeder Fan.« So beruht die Liaison von Fußball und Literatur weitgehend auf Mißverständnissen, die sich für die Literatur, »die von der Welt zehrt«, verhängnisvoller auswirken als für den Fußball, »der sich selber trägt«. Einzig die Schriftsteller Eckard Henscheid und Ror Wolf läßt Schümer in der ersten Liga mitspielen, den 1. FC Delius erwähnt er nicht mal. Sollen wir noch über das kundige Soziogramm des Fans mitsamt seinem »differenzierten Brauchtumskanon« sprechen oder über das »Beckenbauersche Deutungsmonopol«, in dem der »Betrieb sich selbst beobachtet?« Nein, das Hochamt ist vorüber, das Hohe Lied gesungen und die Mönche ziehen sich zu weiteren Beratungen zurück. Schümer hat ihnen auf der letzten Seite noch ein Kuckucksei ins Nest gelegt. »Der Fußball erscheint als innerweltliche Religion – und solange wir es nicht besser wissen, ist jede Religion innerweltlich. Selbst die Grundkonstellation des Spiels läßt sich theolo-

gisch deuten: Elf Jünger spielen und Judas ist der Ball.« Aber da hat der werthe Vater Abt als Schiedsrichter des himmlischen Rasens vermutlich schon längst Abseits gepfiffen.

Dirk Schümer: Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs, Berlin Verlag, Berlin 1996, 272 S., DM 36,-

HANS-JOACHIM SCHABEDOTH

Immer in Bewegung

Kurt Hirche erinnert sich

Ob Schriftsteller, Wissenschaftler, Politiker oder Sportler, viele ihrer Gattung drängt es, den Zeitzeugen und der Nachwelt oft mit minutiöser Genauigkeit und ausschweifender Lust am Berichten ihre Tagebucheintragungen oder verdichteten Lebenserinnerungen zu präsentieren. Wer wollte bestreiten, daß einige wirklich etwas zu erzählen haben. Jeder hinreichend Prominente kann für seine Lebenserinnerungen ohnehin auf das anhaltende Interesse des öffentlichen Voyeurismus rechnen, obwohl manche der bekanntlich weniger schriftgewaltigen »kleineren« Männer oder Frauen uns sicherlich Interessanteres mitzuteilen wüßten.

Da ist es ein Glücksfall, daß nun auch Kurt Hirche – ein zwar nicht »großer«, aber dennoch wohl nicht »kleiner« Mann – in die Schatzkiste seiner Erinnerungen gegriffen hat. Als Gewerkschafter aus der Reihe hinter den bekannten Spitzenfunktionären erreichte er nicht deren Bekanntheitsgrad. Doch er hat sich auch als 90jähriger Autor Vitalität und ein ausgezeichnetes Erinnerungsvermögen an alle Durchgangstationen seines Lebensweges bewahrt und versteht sich auf ihre lesenswerte Präsentation. Hirche war bis zu seiner Pensionierung 1971 Leiter der parlamentarischen Verbindungsstelle des DGB-Bundesvorstandes in Bonn. Seine Betrachtungsperspektive ist in der Fülle vorhandener politischer Rückblicke ungewöhnlich genug, um schon dadurch Aufmerksamkeit zu verdienen. Und es ist ja auch nicht selbstverständlich, daß Gewerkschafter ihre Lebenserinnerungen schreiben. Kurt Hirche hat sie auf drei Bände verteilt.

Im Band 1 berichtet der 1904 geborene Sohn eines Porzellanmalers über die innere Entwicklung jener damaligen Generation, die nach dem Ersten Weltkrieg »nie wieder Krieg« rief, Aufstieg und Niedergang der Weimarer Republik erlebte und allmählich erfahren mußte, wie der Terror der Nationalsozialisten erst die Arbeiterbewegung besiegte und dann den nächsten Krieg vorbereitete. In Magdeburg ging Kurt Hirche in die preußische siebenklassige Volksschule, wurde in einem Fuhrwesen mit Spedition zum Handlungsgehilfen ausgebildet, arbeitete in einer kaufmännischen Ersatzkasse und in einer Kreissparkasse. Als Schulaußen-seiter erkämpfte er sich die vorenthaltene Bildung und schließlich die Berechtigung zum Besuch der Universität. Fasziniert und engagiert verbrachte Hirche seine Freizeit in der Jugendbewegung und in den Arbeitszusammenhängen der Jungen Sozialisten. Hier begegnete er auch dem jungen Erich Ollenhauer, dem er nacheiferte. Hirche verurteilt das Ringen eines Arbeiterkindes um den Zugang zur sogenannten »höheren Bildung«. Endlich zugelassen zum Hochschulstudium an der Mannheimer Handelshochschule und als Gasthörer in Berlin und Heidelberg, begegnet er so grundverschiedenen Hochschullehrern wie Hermann Heller oder Carl Schmitt. Hirche mischt sich ein in die Auseinandersetzung mit dem braunen Zeitgeist. Mit vielen tausend Gleichgesinnten teilt er schließlich die Ohnmacht, der braunen Flut entgegengearbeitet, sie aber nicht aufgehalten zu haben.

Über den Lebensabschnitt *Die braune Zeit* berichtet er in Band 2 seiner Erinnerungen. Mit Mühe und List muß der inzwischen promovierte Wirtschafts- und Betriebswirtschaftler den Nazi-Behörden das Recht abringen, seinen 1932 erworbenen Dokortitel zu führen. Sein Engagement als sozialdemokratischer Studentenfunktionär brachte ihn auf die Bestrafungsliste der neuen Obrigkeit. Hirche schildert die Schliche, mit denen es ihm gelang, ihren Verfolgungen zu entgehen, ohne Emigrant werden zu müssen. Er wählt die Anpassungstaktik der kleinen Leute, lernt, den inneren Widerstand beizubehalten, ohne dabei sonderlich aufzufallen. Das macht ihn nicht zum Helden der Arbeiterbewegung, rettet ihm aber das Leben und die Möglichkeit, für seine Ideale eines freien, gerechten und demokratischen Sozialismus auch nach dem Ende der braunen Zeit wirken zu können.

Hirche wird 1937 mit seiner Erfahrung als Lokalreporter Mannheimer Zeitungen in Berlin Mitarbeiter einer sozialpolitischen Fachzeitschrift. Er diener sich den neuen Herren auch

in dieser Funktion nicht an, schließt aber die Kompromisse, die eine solche Arbeit von ihm verlangt. Hirche war sicherlich kein Widerstandskämpfer, aber auch kein Mitläufer. Seine Zwiespälte bleiben erkennbar als Selbstzweifel und in den Versuchen, sich den Vereinnahmungen durch das System zu entziehen. Im Januar 1945, als die Ostfront schon längst zur Heimatfront geworden war, mußte Hirche doch noch Soldat des Führers werden. Er gerät in sowjetische Kriegsgefangenschaft und wird aufgrund seines labilen Gesundheitszustandes im Juni entlassen.

Politische und gewerkschaftliche Ehrenämter

Den schwierigen journalistischen Neubeginn als Zeitungs- und Rundfunkreporter im Nachkriegs-Berlin und schließlich die Zeit in Diensten des DGB schildert Kurt Hirche im dritten Band *Am Webstuhl der Zeit*. Kurt Hirche hat eingegriffen in die gesellschaftliche Aufbauarbeit. Nicht nur als Kommentator, sondern mit praktischem Engagement. Er gehört zu den Gründungsvätern des DEUTSCHEN JOURNALISTENVERBANDES. Zunächst entschied er sich bewußt, es nur bei politischen oder gewerkschaftlichen Ehrenämtern zu belassen. Andere haben an seiner Statt die Möglichkeit kühner ergriffen, aus dem politischen oder gewerkschaftlichen Engagement einen Beruf zu machen. Kurt Hirche ist in den hinteren Reihen geblieben. Doch ist er enttäuscht, daß ihn keiner weiter nach vorne gerufen hat. Sich selber nachzudrängeln, war offensichtlich nicht seine Sache. So sind die einen an ihm vorbei Berliner Bundestagsabgeordnete geworden, während er zu denen zählte, die politische Alltagsarbeit organisieren halfen. Nach wie vor aktuell bleibt seine Feststellung: »Aber es ist nun einmal das Los aller demokratischen Massenorganisationen, daß nicht immer der Geeignteste oder Beste mit Funktionen betraut wird, sondern Vielredner und Geltungsbedürftige.«

Den Sprung vom ehren- zum hauptamtlichen gewerkschaftlichen Engagement vollzog Hirche 1953. Er wurde Leiter der Hauptabteilung Wirtschaftspolitik des DGB-Bundesvorstandes. Die Wirtschaftspolitik des DGB der 50er Jahre trug seine Handschrift. Hinter den Kulissen der Arbeitnehmer-Interessenvertretung herrscht nicht nur kollegiale Solidarität, Toleranz und Kritikfreude. Hirche bestätigt, was ohnehin zu vermuten war. Den meisten Ärger konzentriert er auf jene, die ihre nachweisliche Inkompetenz in der Wahrnehmung von Führungsaufgaben in der Gemeinwirtschaft mit Großmannssucht

und Intrigenreichtum zu tarnen wußten. In seinen Schriften *Die Wirtschaftsunternehmen der Gewerkschaften* und *Die Finanzen der Gewerkschaften* kommt seine Verbundenheit mit dem Ideal der Gemeinwirtschaft zum Ausdruck. Zu seiner Zeit fand er damit in den Gewerkschaften nur wenig Freunde. Der Wechsel 1955 von der DGB-Zentrale in Düsseldorf zum Außenposten der gewerkschaftlichen Kontaktstelle in Bonn trägt Züge des Abschiebens. Doch hat er geschickt verstanden, die Möglichkeiten dieses Amtes zu nutzen. Zweifellos zählt Hirche zu jener Altgarde von Gewerkschaftern und Politikern, denen es mehr um das »Dienen« als um das »Verdienen« ging.

Die Hinterstuben der Bonner Politik

Man mag in seinen ausführlichen Beschreibungen von den Empfängen und aus den Hinterstuben der Bonner Politik etwas Eitelkeit und Übertreibung eigener Wichtigkeit herauslesen. Man wird aus der heutigen Sicht trotzdem anerkennen müssen, daß er manches wirklich besser gewußt hat als jene, die entscheiden durften. Und einmal mehr ist zu erfahren, daß politische Entscheidungen nicht im kritischen Diskurs unter Bundestagsabgeordneten getroffen werden, sondern Resultate von Abklärungen im Beziehungsgeflecht zwischen Verbänden, Parteien und diversen egozentrischen Machträgern sind. Seit seiner Pensionierung 1971 konnte Kurt Hirche das Arbeiten am Bonner *Webstuhl der Zeit* nur noch beobachten, ohne für seine Organisation eigene Fäden zu spinnen. Doch der Ruheständler Kurt Hirche ist »ein Bewegender« geblieben, der sich für fortschrittliche Altenpolitik einsetzt und Ausstellungen organisiert. Hätte ihm ein Lektorat die ständigen Vorverweise ausgedreht und Wiederholungen vermeiden helfen, hätten es ein paar Seiten weniger als 1372 sein dürfen. Der Respekt vor der Lebensleistung des über 90jährigen mag wohl die Schuld an der übergroßen Vorsicht vor redigierenden Eingriffen tragen.

Kurt Hirche: Immer in Bewegung: Lebensweg eines deutschen Sozialisten.

Band 1: Unruhe und Aufbruch, 1994, 560 S.

Band 2: Die braune Zeit, 1995, 296 S.

Band 3: Am Webstuhl der Zeit, 1995, 416 S., Schüren Presseverlag jeweils DM 48,-

WIELAND FREUND

Neue Bücher:

Aufnahmen – Essen Hören Lesen

Voller Bauch studiert nicht gern, heißt es. Spinnefeind seien sich Essen und Erkenntnis, weil Körper und Geist sich nicht vertragen. Dabei wissen alle kleinen Kinder: Was man erkennen will, muß man sich in den Mund stecken. Denn das Schmecken ist ein Nahsinn. Auf unser System wirkt es unmittelbar. Was man sich wie und wann in den Mund steckt, prägt und erzählt. Wen man also erkennen will, dem schaue man in den nimmermüden Mund.

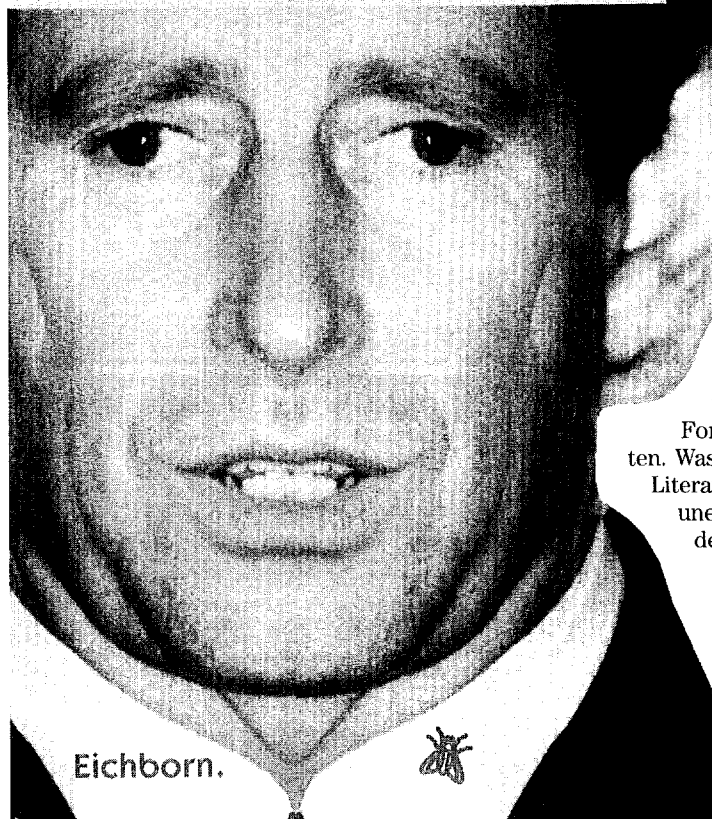
Kulturgeschichte läßt sich erzählen als die Geschichte des Todes oder der Kindheit, aber eben auch des Essens. Das Abendland war auch, was und wieviel es den Abendländern morgens, mittags und abends servierte. Da liegt es nah, zur historischen Soziologie des Essens beizutragen; getragen von der Einsicht, »daß der Mensch ist, was und wie er ißt«. Jutta Anna Kleber hat als Herausgeberin eine Aufsatzsammlung mit dem Titel *Die Äpfel der Erkenntnis* vorgelegt, die in ihren spannenden Beiträgen Soziologisches und Mentalitätsgeschichtliches zum Thema Essen präsentiert.

Für die heitere Zeit des Karnevals ist der Akt des Essens als triumphal gedeutet worden. Abbeißend, zermahlend, schluckend endlich, verleibt sich der Mensch die Welt ein. In der Unmäßigkeit eines Festmahls besiegt er die Welt, der er sonst unterliegt, schlicht, weil er sie wird verlassen müssen. Und nicht nur über die Welt triumphiert er für die kurze Dauer eines Festes, sondern auch über ihre Geordnetheit. Denn mit dem Zeitalter des Absolutismus wurden Essen und Ekultur zum Werkzeug sozialer Normierungen. Norbert Elias hat im *Prozeß der Zivilisation* die zunehmende Verinnerlichung sozialer Normen mit der Entwicklung menschlicher Ekultur bebildert.

Auf Elias gestützt, eröffnet ein Beitrag des Lüneburger Kulturwissenschaftlers Thomas Kleinspehn den besprochenen Band. Mit dem 17. Jahrhundert rücken die Warnungen der Diätetiker vor einzelnen Nahrungsmitteln als Krankheitsquellen in den Hintergrund des gesellschaftlichen Interesses. Geahndet wird von nun an vor allem die Unmäßigkeit bei Tisch. Nicht jedoch, indem die Gesellschaft mit Strafe droht für soziales Fehlverhalten. Perfider noch: Dem Unmäßigen im allgemeinen droht die Medizin mit Tod und Schuld, der verschlingenden Frau im besonderen droht die Männerwelt mit Essensmetaphern für ihre Geschlechtsmerk-

Michael Köhler

Das Ohrenbuch



Eichborn.

setzerszene scheitert schlicht daran, daß die Küche konservativ ist. Claude Levi-Strauss wußte schon, daß wir nur essen, was wir verstehen. Und auch die Flucht in pathologisches Eßverhalten endet wie jede Revolution in Restauration. Mager sucht als *ultima ratio* der Körperkontrolle ist Normabweichung, einfach die kranke Ausnahme von der gesunden Regel. Die Gesellschaft definiert sich stets durch ihr Anderes.

So erzählt, wird die Geschichte des Essens zu einer Geschichte der Entmündigung. Entmündigt nämlich ist man dann, wenn man nicht selbst bestimmen kann, wann man sich was in den Mund steckt. Auch das wissen alle kleinen Kinder.

Das Essen also als Gegenstand soziologischer und mentalitätshistorischer Forschung. Das mag einleuchten. Was aber, wenn die nimmersatte Literaturwissenschaft über ihren uneigentlichen Tellerrand auf den eigentlichen Teller schielt?

Wer als Literaturwissenschaftler sich einem Autor durch dessen Küche nähern will, wird des Biographismus verdächtigt. Dennoch plädieren die Germanisten Gerhard Neumann und Alois Wierlacher seit einigen Jahren für eine interdisziplinäre

Kulturwissenschaft des Essens. Denn: Durch die Küche geht's in den Text.

Michael Köhler hat eine Studie zur Mahlzeitenmotivik in der Prosa Thomas Manns veröffentlicht. Ihr Titel: *Götterspeise*. »Kinder mögen sie, brauchen sie aber nicht, Erwachsene mögen sie nicht, brauchen sie aber. Für erstere ist sie die süße Verdickung des Substanzlosen, für letztere die *substantia aeterna*: Götterspeise. In diesem Sinne ist Göt-

male. Sie wird so erst zur wollüstigen, dann zur kastrierenden Frau. Medizinierung und Sexualisierung von Essen und Eßkultur verankern auf diese Weise politische, männliche Herrschaft regelrecht im Körperinnern. Rebellion gegen die Prägekraft von Eßkultur aber erscheint zwecklos. Zwei Kapitel im besprochenen Band demonstrieren die Unmöglichkeit eines solchen Protestes. Einfach normwidriges Verhalten in der Subkultur der Häuserbe-

terspeise kein Wackelpudding, eher schon eine Ambrosiacreme aus Johannisbeeren, Cassis-Likör und Buttermilch; aus johanneischen Früchten, Geistvollem und einem Grundnährmittel. Literatur übers Essen macht sich verdächtig, in den Niederungen des Leibes unbedeutsamer Einsichten ansichtig zu werden, die nicht unbezweifelt poesiefähig genannt werden können Das Essen aber vermittelt unaufgefordert zwischen diesen weltlichen Niederungen und den überweltlichen Höhen des übersinnlichen Leibes«.

Ihr Hauptaugenmerk richtet die Studie auf die Romane *Buddenbrooks* und *Der Zauberberg*. Den einen hat Thomas Mann seinen vielleicht einzigen naturalistischen genannt, den anderen den sinnlichsten. Gute Voraussetzungen für das Essen und seine Beschreibung. Köhler liest die *Buddenbrooks*, die Geschichte vom Verfall einer Familie, »als eine auf Körper applizierte Geschichte negativer Merkantilität«. Die *Buddenbrooks* als Endzeitroman. Zu Ende geht das bürgerliche Zeitalter. Schlechte Zeiten für traditionelle Metaphysik. Als Hostie hat das *Brot*, die Nahrung schlechthin, ausgedient. Die *Buddenbrooks* treiben – gänzlich unmetaphysisch – Handel mit ihm. Großbürgerlich monopolistisch allerdings, altmodisch. Das gnadenlos kapitalistische 20. Jahrhundert dämmert heran. Verloren, wer da noch Metaphysik simulieren muß – und sei es bloß an einem festlich gedeckten Lübecker Tisch. Das Tafeln ist den *Buddenbrooks* Kompensation von Mängeln: von beginnender gesellschaftlicher Ohnmacht, fehlender Sinnkonstruktion.

Doch zu Tisch sitzt immer auch der Tod. Die Feste der *Buddenbrooks* mißraten allesamt. Die leidenden Künstler der Familie reagieren mit Essensermattung: Hanno mit Verdauungsstörungen, Christian mit hysterischer Nahrungsverweigerung.

Michael Köhler gelingt es, die *Buddenbrooks* im Spiegel ihrer Mahlzeiten kenntlich zu machen. Und gleiches glückt für die Bewohner des *Zauberbergs*. Dorthin hat es Hans Castorp verschlagen. Dort betreibt er, so Köhler, sein Projekt »der Versinnlichung des Sinns« in der Unvermitteltheit des Geschmacks. Ein lebloses Unterfangen, denn der *Zauberberg* ist aus der Zeit und damit aus dem Leben. Dasein ist Selbstzweck. Essen ist Selbsterhaltung. Der Rhythmus der Mahlzeiten ersetzt die Uhr. Doch was einer ißt, kann unmöglich ein anderer essen. Die Geschichte des Essens erscheint als die Geschichte des Opfern.

Michael Köhler hat eine brillant formulierte, originelle Studie geliefert, ebenso reich an Material wie Ideen. Das Buch schließt mit

einem Ausblick auf die Bedeutung des Essens im Werk Thomas Bernhards. Ausblick? Appendix eigentlich, Wurmfortsatz, Darm. Apropos: Verdauen, so Köhler, ist Meta-Essen. Der Geschichte der Geschichten vom Essen folgt die des Verdauens. Köhler befindet in den *Äpfeln der Erkenntnis*: »Weil sich der Wohlstand einer Gesellschaft nicht nur am Reichtum einer snobistisch gedeckten Tafel bemißt, sondern auch am Elend der Ausscheidung, ist eine Theorie der Verdauung überfällig.«

Ein finaler Blick auf Thomas Mann gibt ihm recht. »Soll heute etwas im Stuhl sitzen«, lautet dessen letzter Tagebucheintrag. Und weiter: »Verdauungssorgen und Plagen.«

Das Ohr ist das Sinnesorgan der Superlative. In seinem Innern findet sich die dichteste Konzentration von Nervenendungen. Hören ist die erste und letzte Sinnestätigkeit des Menschen. Und wenn der Cyberspace dort ist, wo unsere Stimmen während des Telefonierens sind, war das Ohr auch das erste Organ mit direktem Zugang zur virtuellen Welt. »Das Ohr ist der Sinn ..., welcher die Welt in den Menschen hineinzutragen bestimmt ist«, befand bereits das 19. Jahrhundert und erfand das Telefon. Es begann die »Ära der Schizophrenie« (Murray Schaffer).

Michael Köhler hat in diesen Tagen auch ein Ohrenvademeum herausgebracht, ein Buch über das Ohr in Ohrform, schlicht: *Das Ohrenbuch*. In Sachen Ohr trägt es zusammen, was die Welt wirklich hören will: was Billy Wilder über Audrey Hepburns Lauscher zu sagen hatte (»zum Anbeißen«), was das Ohr des britischen Thronfolgers mißt (»118 mm«), und welcher Rasse Mr. Spock zugehört (aber das weiß ohnehin jeder). Kein Buch also für die repräsentative Bibliothek, schon eher etwas zum Blättern im Wartezimmer des Hals-Nasen-Ohren-Arztes, oder auf der Busfahrt, wenn man dem Gegenüber gerade nicht zuhören will. Dann lese man das *Ohrenbuch*.

Es hängt dem Lyriker nach, er könne nicht erfinden. Selbsterlebtes sei sein Gegenstand, sogenanntes Authentisches. Nun erlebt der Lyriker an sich in diesen so erlebnishungrigen, weil eben erlebnisarmen Zeiten auch nicht mehr als der Normalsterbliche, der sein Erleben nicht ganz so wichtig nimmt. Wenn »einer keine eigenen Erlebnisse gehabt« hat, »dann hat er eben Pech gehabt«, sagt dazu eine kesse kleine Schülerin in Hans-Ulrich Treichels schmalem neuen Prosaband *Heimatkunde*

oder *Alles ist heiter und edel*. Nur fragt man sich schon: wenn einer keine eigenen Erlebnisse gehabt hat und auch so recht keine erfinden will, warum gibt er uns dann seine Geschichten zu lesen?

Hans-Ulrich Treichel ist von Hause aus Lyriker. Seine Gedichtbände *LiebeNot* (1986) und *Seit Tagen kein Wunder* (1990) fanden Beachtung. 1992 dann legte er mit *Von Leib und Seele. Berichte* seine ersten Prosaskizzen vor, amüsant Lakonisches, deutlich autobiographisch eingefärbt. Selbsterlebtes eben, möchte man vermuten, auch wenn das eigentlich nicht interessieren sollte.

Aus den *Berichten* sind nun im neuen Bändchen *Besichtigungen* geworden; flüchtige Orts-terminen in der Vergangenheit der westfälischen Heimat, im jahrelangen Berliner Zuhause, dazu Reiseeindrücke: In Portugal, in Venedig, auf Amrum ist der Erzähler gewesen.

Das Ergebnis jedweder Besichtigung ist stets dasselbe: »kein Ort des Bleibens.« Das Gesetz der Treichelschen Prosa ist das des berühmten Iren Murphy: Was immer wir uns erwarten, das Butterbrot fällt auf die bebutterte Seite. Besser also ist: Erwartet euch nichts. »Wer nach Stendal reist, weil er ein Verehrer Stendhals ist, der wird möglicherweise enttäuscht werden. ... Wer nach Stendal reist, der sollte es im Sommer tun, und wenn möglich nicht mit dem Zug und schon gar nicht vom Bahnhof Zoo aus. Wir sind im Januar und mit dem Zug und vom Bahnhof Zoo aus nach Stendal gereist.« Es könnte schlimmer kommen. Es kommt schlimmer.

Solches Erzählen lebt nicht von der Pointe, sondern von der Serie. Es bedarf der Penetranz und der penetranten Übertreibung. Denn wir alle unterliegen *Murphy's Law*, kennen uns aus auf der eigenen Scheiterstrecke. Will man uns unterhalten, muß man schon auf das Famoseste scheitern, penetrant eben, kurz: Bernhardsch. So nimmt es nicht weiter wunder, daß Treichels Prosa dann amüsiert, wenn sie sich dem Bernhardschen Duktus nähert, gnadenlos seriell wird und den Leser mit Bandwurmsätzen in indirekter Rede plagt. Öfter könnten Treichels Texte das vertragen, denn mancher kommt bloß daher wie ein flüchtig gestalteter Brief an einen Freund, den das Erlebnis ein Halbstündchen amüsieren soll.

Hans-Ulrich Treichel ist seit mittlerweile siebzehn Jahren im Geschäft. Reicht der neue Prosaband auch nicht an seinen Vorgänger heran, Treichels Entwicklung ist allemal interessant. 1979, in seinem ersten Gedichtband *Ein Restposten Zukunft*, hieß es noch, brav im Gefolge Bert Brechts: »So bin ich nun auf-

gefordert / Hand anzulegen / ... einzureißen den Zaun / von innen her.« Nun reicht schon der flüchtige Blick über den Zaun, um festzustellen, was man ohnehin wußte: draußen ist auch bloß drinnen. Fast versöhnlich mutet das an: Selbst wer verspätet beim späten Brecht startet, landet letztlich in der Nachbarschaft Thomas Bernhards.

Jutta Anna Kleber (Hg.): *Die Äpfel der Erkenntnis. Zur historischen Soziologie des Essens*, Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1995, 170 Seiten, DM 38,-

Michael Köhler: *Götterspeise. Mahlzeitenmotivik in der Prosa Thomas Manns und die Genealogie des alimentären Opfers*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1996, 179 Seiten, DM 62,-

Michael Köhler: *Das Ohrenbuch*, Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 1996, 78 Seiten, DM 16,80.

Hans-Ulrich Treichel: *Heimatkunde oder Alles ist heiter und edel. Besichtigungen*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1996, 133 Seiten. DM 32,-

TERRE DES FEMMES

**Sextourismus, Frauenhandel
genitale Verstümmelung,
sexueller Mißbrauch an
Frauen und Mädchen,
lassen an der Teilbarkeit
und Universalität der
Menschenrechte
zweifeln.**

**Frauen werden
weltweit in ihren
Menschenrechten
verletzt.**

**Wir setzen uns
für sie ein.**

**Unterstützen Sie
uns durch Ihre
Mitarbeit, Spende
oder Förder-
mitgliedschaft.**

KSK Tübingen
Kto.-Nr. 881 999,
BLZ 641 50020
Nähere Infos bei:
TERRE DES FEMMES e.V.
Menschenrechte für die Frau
Postfach 25 65, 72 01 5 Tübingen
Tel. 0 70 71/24 28 9, Fax 0 70 71/55 03 52

Zu den Autorinnen und Autoren

HARTMUT BÖHME, geb. 1944, Professor für Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin.

RAINER BONAR, geb. 1956, freier Journalist, z.Z. Lehrauftrag für Ästhetik an der Universität Potsdam.

JÜRGEN BUSCHE, geb. 1944, Chefredakteur der Berliner WOCHENPOST.

REGIS DEBRAY, geb. 1941, Weggefährte von Che Guevara, war von 1967 bis 1970 als Guerrillero inhaftiert, von 1981 bis 1986 Berater des französischen Präsidenten François Mitterrand.

FREIMUT DUVE, geb. 1936, ist Mitglied des Deutschen Bundestages.

WIELAND FREUND, geb. 1969, Germanist und Anglist, lebt in Bonn.

FRITZ GÖTTLER, geb. 1954, Sachbuchredakteur der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG.

KAROLINE HILLE, geb. 1948, Kunsthistorikerin und Journalistin, lebt in Mannheim.

DETLEF HORSTER, geb. 1942, ist Professor für Sozialphilosophie in Hannover.

DIETMAR KAMPER, geb. 1936, ist Professor für Soziologie an der Freien Universität Berlin.

VINCENT KLINK, geb. 1949, Sterne-Koch und Chef des Stuttgarter Nobel-Restaurants *Wielandshöhe*.

MICHAEL KÖHLER, geb. 1961, freier Publizist, lebt in Bonn.

STEPHAN KRASS, geb. 1951, Kultur- und Wissenschaftsredakteur des SÜDWESTFUNK in Baden-Baden.

THOMAS KREUDER, geb. 1960, ist Jurist und Leiter des Ministerbüros im Hessischen Finanzministerium.

MEINARD RAUCHENSTEINER, geb. 1970, Philosoph und Publizist, lebt in Wien.

WALTER RIESTER, geb. 1943, ist seit 1993 zweiter Vorsitzender der IG METALL.

MARTIN SCHIERBAUM, geb. 1963, Literaturwissenschaftler, lebt in Hamburg.

MICHAEL SCHÖDLBAUER, geb. 1967, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Psychologischen Institut der Universität Hamburg.

ROLF UESSELER, geb. 1943, lebt als freier Publizist in Rom.

ROLAND H. WIEGENSTEIN, geb. 1926, lebt als freier Publizist in Berlin und Italien.

IMPRESSUM

Anschrift der Redaktion:

Godesberger Allee 139
53175 Bonn
Tel.: (0228) 883540-43
Telefax: (0228) 883539

Verlag und Anzeigenverwaltung:

Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger GmbH
In der Raste 2
53129 Bonn
Tel.: (0228) 238083
Telefax: (0228) 234104

Anzeigenpreisliste Nr. 24 vom 1. 1. 1996

Anzeigenverwaltung: Margret Reichert

Gesamtherstellung:

satz+druck gmbh, Düsseldorf

Bezugsbedingungen:

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich. Bezug durch den Buch- und Zeitschriftenhandel oder den Verlag. ISSN 0177-6738. Einzelheft DM 14,80,-, sFr 14,80/öS 110,00 frei Haus; Jahresabonnement DM 99,00/sFr 95,00/öS 733,00 frei Haus. Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein Kalenderjahr, wenn die Kündigung nicht bis zum 31. Oktober erfolgt ist (Lieferende mit Heft 12). In den Bezugspreisen sind 7 % Mehrwertsteuer enthalten.